

FRIEDRICHSTADT

AN DER EIDER

ZWEITER TEIL

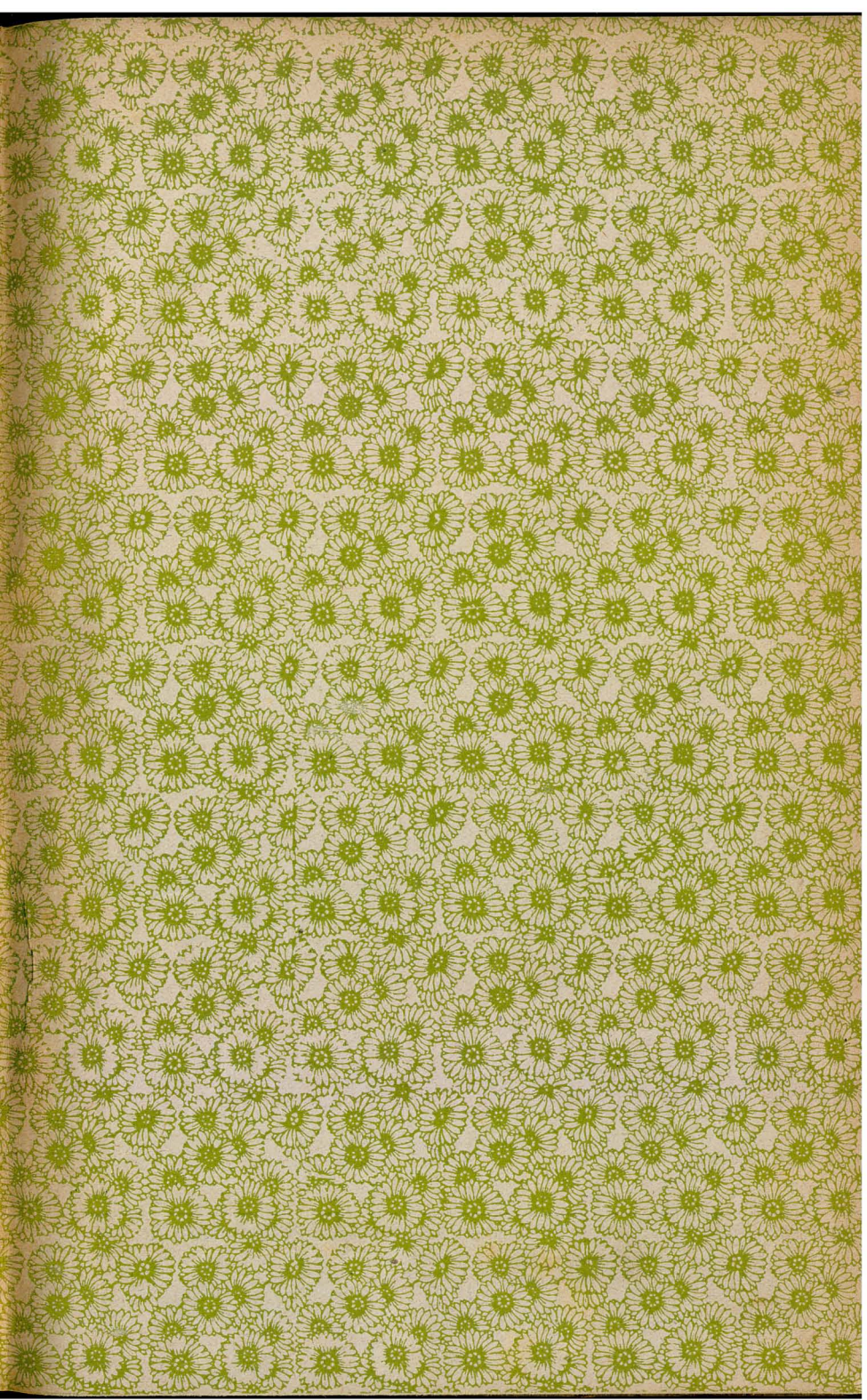
von

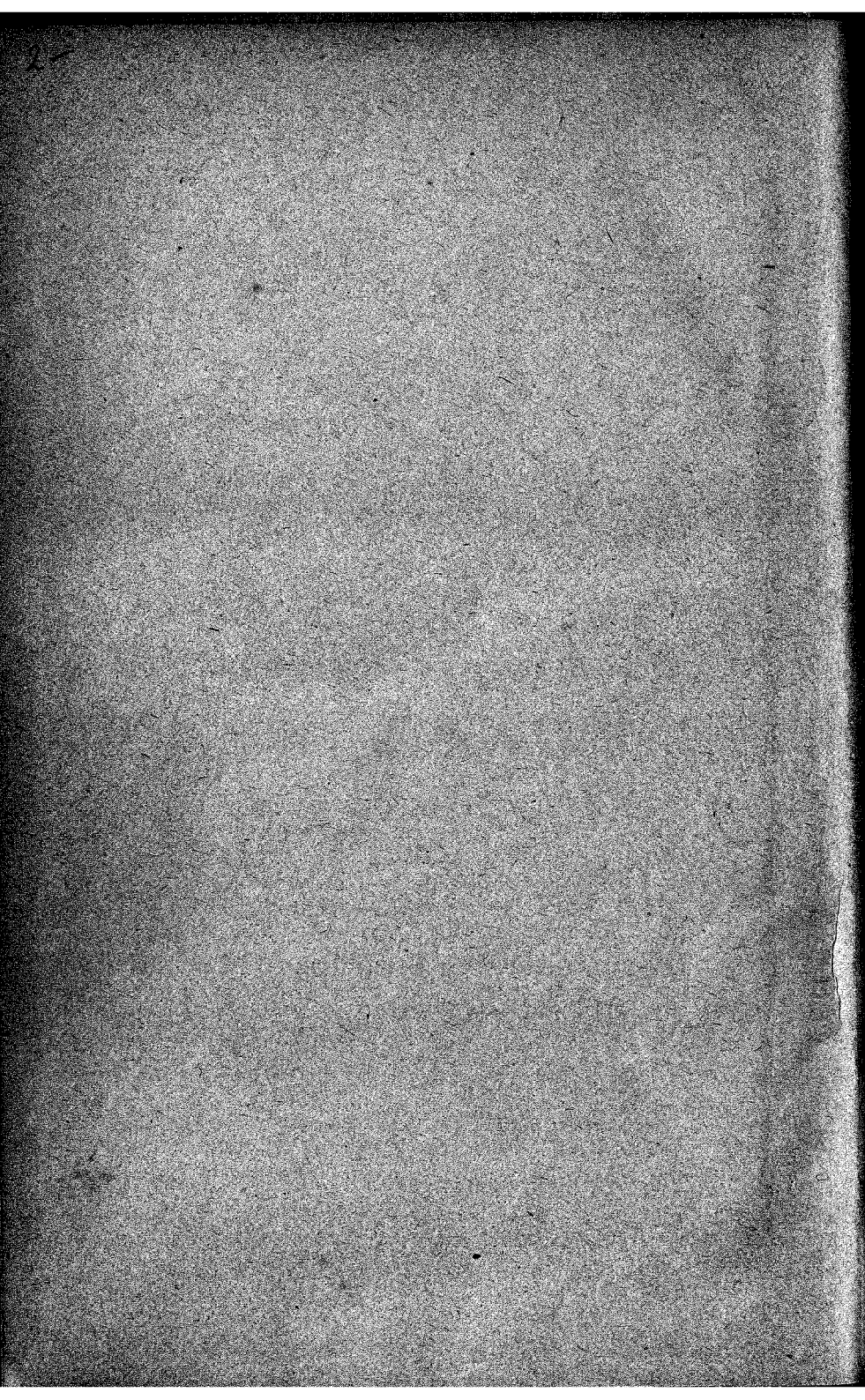
FERDINAND PONT.

1 9 2 1

VERLAG VON JUNGE & SOHN IN ERLANGEN







49

FRIEDRICHSTADT AN DER EIDER

ZWEITER THEIL

Der Remonstrantismus
und die Religionsfreiheit in Friedrichstadt

Von

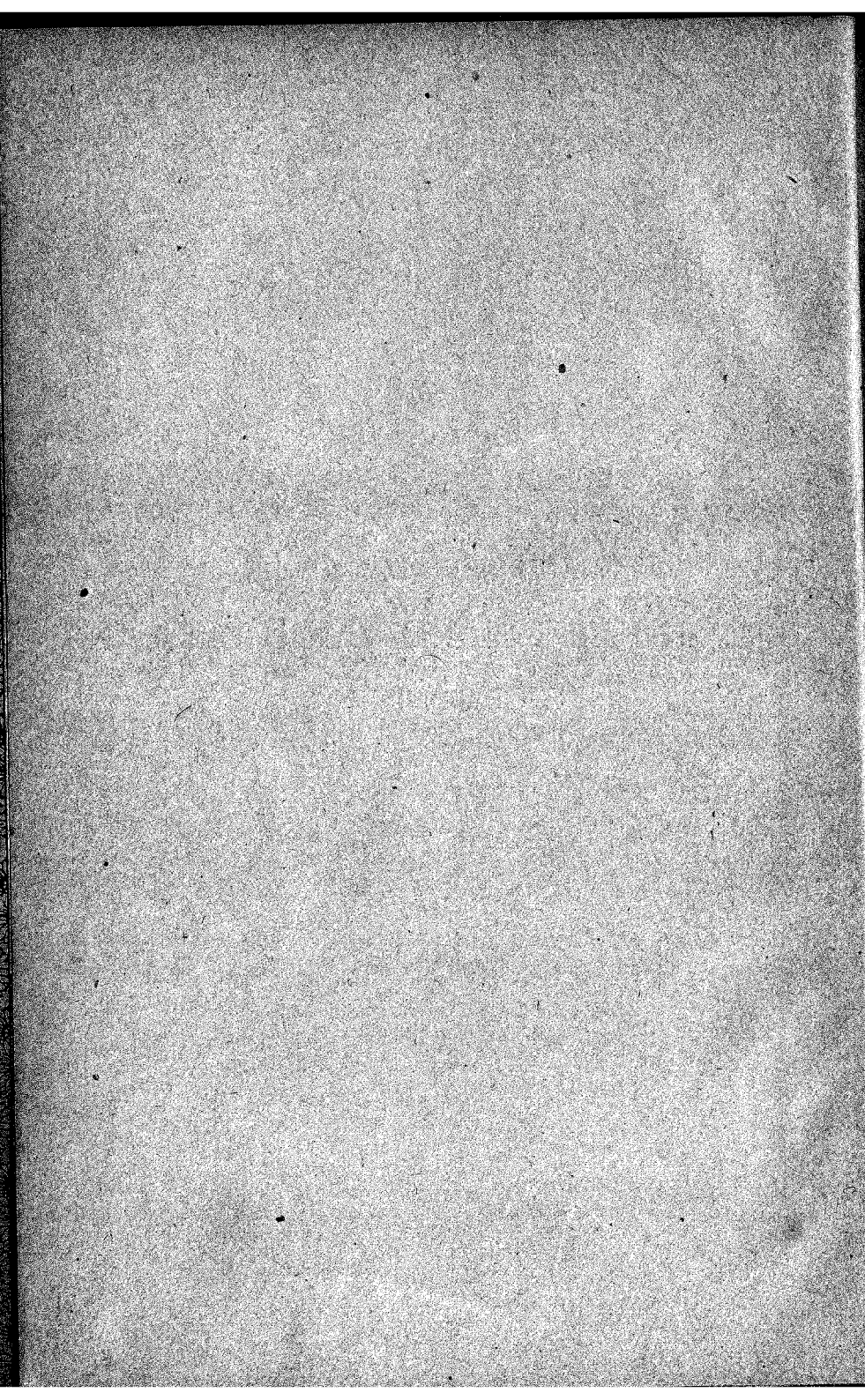
FERDINAND PONT

1 9 2 1

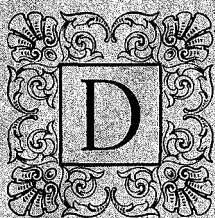
VERLAG VON JUNGE & SOHN IN ERLANGEN

Junge & Sohn, Universitäts-Buchdruckerei, Erlangen

DEM ANDENKEN DES HERRN
BERNARD ELEONARD VAN TUBERGEN
GEWIDMET



VORWORT.



LESER zweite Teil meines Werkes über Friedrichstadt an der Eider ist leider sehr verspätet herausgegeben worden. Die Ungunst der Zeiten hat mich genötigt, mehrere Jahre zu warten, bevor ich das Manuskript dem Verleger zusenden konnte.

Nun sei es den deutschen und holländischen Kreisen, in denen man sich für die Remonstrantenstadt interessiert, nicht unwillkommen. Möge es ebenso freundlich empfangen werden wie der erste Teil.

Ich habe mich bemüht, den Stoff so zu behandeln, daß das Werk ein abgerundetes Ganzes bildet, das nicht zu viel kirchengeschichtliche Kenntnisse voraussetzt.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, auch im Vorwort des zweiten Teils den schon im ersten Teil erwähnten freundlichen Helfern zu danken, deren Entgegenkommen mir die Veröffentlichung dieses Werkes ermöglicht hat.

Meinen Freunden, Frau und Herrn Dr. med. Kaiser zu Batavia, bin ich besonders dankbar für die Revision des Buches, das ohne ihre Hilfe nicht hätte publiziert werden können.

Wenn dieses Buch erscheint ist schon ein Roman über Friedrichstadt an der Eider von meiner Hand veröffentlicht worden. Es ist der Roman, der in meiner Schrift „Uit de Geschiedenis van Frederickstad“ — in der Zeitschrift „Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde“ Seite 263 schon angekündigt worden ist. Anfangs hatte ich zum Titel des Romans „Die Remonstrantenstadt“ und zum Pseudonym „Ernst Marschländer“ gewählt. Nachher schien es mir jedoch besser, dem Rat eines Freundes gemäß den Titel zu ändern und meinen eignen Namen zu nennen. Damals war es nicht mehr möglich, die Notiz in der obengenannten Schrift zu ändern. Der Roman heißt jetzt: „Wir wollten.“

Die verspätete Herausgabe des Romans hat mich instand gesetzt, eine kleine Änderung in der Einteilung der Friedrichstädter Mennoniten anzubringen. Die Notiz Seite 166 „Uit de

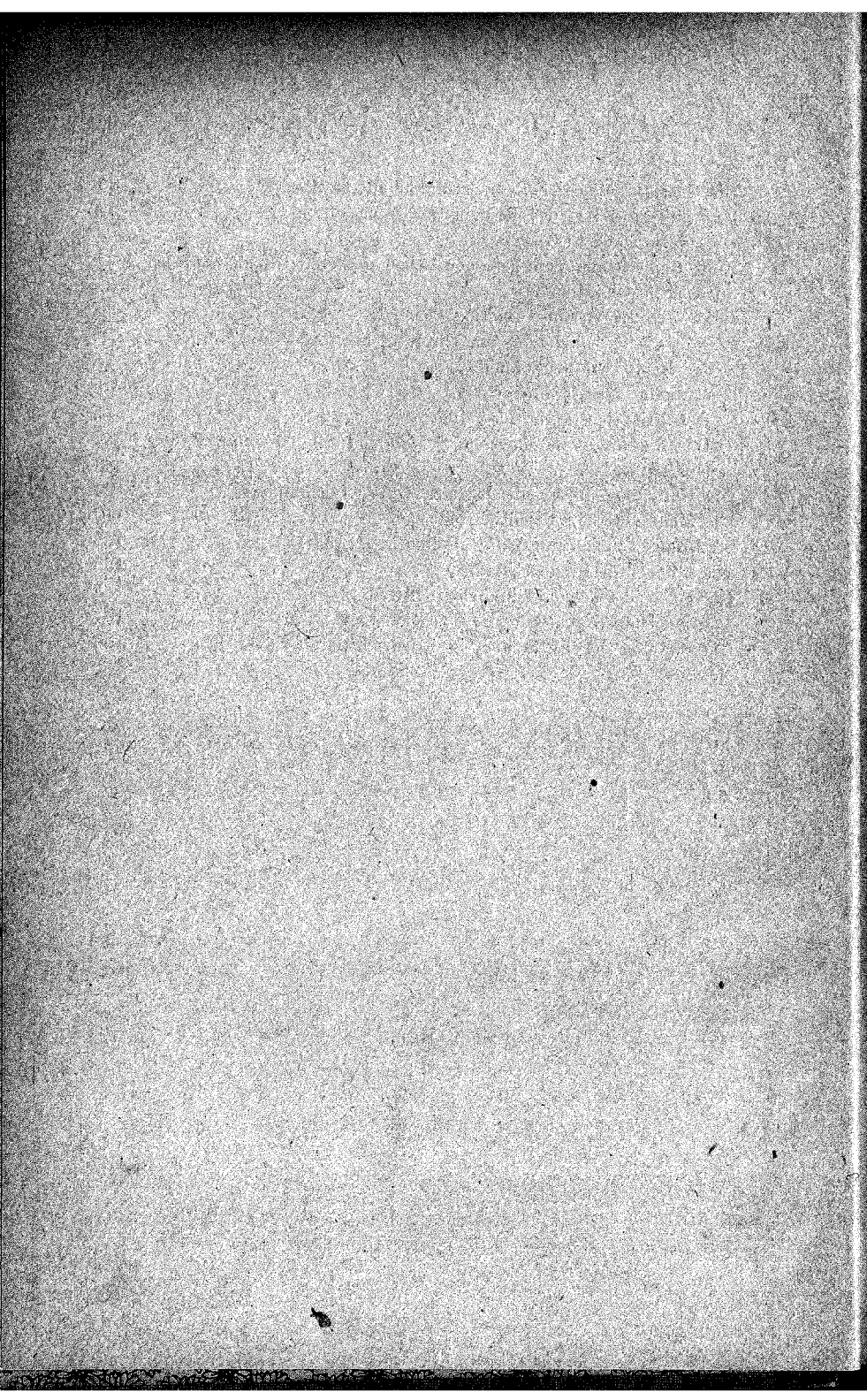
Geschiedenis van Frederickstad“ gilt demgemäß dem ursprünglichen Text des Manuskriptes und trifft für das veröffentlichte Werk nicht mehr zu. Diese kleinen Unregelmäßigkeiten bei der Veröffentlichung finden ihren Grund in der Tatsache, daß ich in Batavia wohnte und die Herausgabe in Europa stattfand.

Batavia 1920.

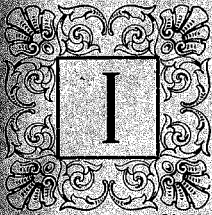
F. Pont.

INHALTSVERZEICHNIS.

I. Die Abgeordneten der Remonstranten auf Gottorp	1
II. Ursprung und Art des Remonstrantismus	10
III. Die Toleranz in Friedrichstadt	26
IV. Fünf Figuren aus dem geistigen Leben der ersten Remonstranten in Schleswig-Holstein	38
1. Professor Conradus Vorstius	39
2. Nicolaas Grevinchovius als Direktor, Seelsorger und Bürger in der Remonstrantenkolonie	44
3. Cornelius Geesteranus	61
4. Der Friedrichstädter Pasquillarius	71
5. Der Rektor der lateinischen Schule und Stadtsekretär Marcus Gualterus	88
V. Die Katholiken in Friedrichstadt im 17. Jahrhundert	102
VI. Die Mennoniten in Friedrichstadt	110
VII. Stanislaus Lubieniz und die „Polnischen Brüder“	125
VIII. Die Quäker in Friedrichstadt	136
IX. Die jüdische Gemeinde in Friedrichstadt	155
X. Verschiedene „Fanatiker“ in Friedrichstadt	161
XI. Die Stellung der Lutheraner in Friedrichstadt	166



I. DIE ABGEORDNETEN DER REMONSTRANTEN AUF GOTTORP¹⁾.



Im gottorpischen Archiv zu Schleswig ruht zwischen den Aktenstücken von Friedrichstadts Gründung ein langer Brief mit einem kurzen Post-Scriptum. Im Briefe schreibt Willem van Hoven, Heer van de Wedde dem Herzog Friedrich III. über allerlei praktische Angelegenheiten bezüglich der Erbauung der Stadt, und die Nachschrift spricht lakonisch über die kirchlichen Interessen: „Sy oock gedacht op 't prediken“, das heißt: „man soll auch über das Predigen denken“.

Die Kirche und der Remonstrantismus standen beim großen Friedrichstädter Kaufmann nicht obenan. Sein religiöser Idealismus verhielt sich zu seinen Kolonisationsprojekten wie die Nachschrift zum Kern des Briefes. Und demgemäß verständigte er sich leicht mit dem Herzog und dessen Plänen.

Den Direktoren der remonstrantischen Bruderschaft dagegen waren die religiösen Interessen das Wichtigste und ihr Verhältnis zu der Erbauung Friedrichstadts wurde von ihrem Remonstrantismus bedingt. Sie konnten sich für die geplante Kolonisation nicht begeistern, weil es ihnen sehr fraglich vorkam, ob die Ihrigen ihr Glück in dieser Richtung suchen sollten. Friedrichstadt verdankt ihnen wahrlich ihre Geburt nicht, sie sind jedoch die geistigen Väter der Religionsfreiheit innerhalb ihrer Mauern gewesen.

Die Stadt Friedrichs des Dritten hat als Freiplatz für mehrere staatlich nicht sanktionierte Religionen eine nicht unbedeutende Stelle in der Weltgeschichte eingenommen. Und als die großen Träume des Herzogs und des van de Wedde schon lange dahingeschwunden waren, blieb das holländische Städtlein mit seinen Gräben und Treppengiebeln nicht nur durch sein Äußeres interessant, sondern auch durch das Prinzip der Glau-

1) Siehe Brandt, *Historie der Reformatie, tweede druk, Band IV, Seite 478 flg.*

bensfreiheit, das dort zwar nicht völlig, jedoch wohl in ziemlich hohem Maße zu seinem Rechte kam.

In der Geschichte der Stadt soll der Besprechung jener Freiheit eine zweite Stelle eingeräumt werden und es gehört sich, die Bemühungen der Direktoren Wtenbogaerd, Episcopus und Grevinchovius, die im ersten Teil dieses Werkes nicht auf den Vordergrund treten konnten, als Anfangspunkt für den zweiten Teil zu wählen.

Am 27. Juni 1621 schifften sich zu Tönning zwei ehrenwürdige Männer aus, die mit einem wichtigen Auftrag von den Direktoren der zu Antwerpen im Jahre 1619 gegründeten Remonstrantischen Bruderschaft kamen¹⁾. Es waren Dominus Carolus Niellius und Dominus Wilhelmus Lomannus, ehemalige remonstrantische Pastoren und jetzt ausgewiesene Ketzer. Wie sehr freute der Herzog sich, die Herren empfangen zu können! Man hatte schon so viel korrespondiert und der herzogliche Rat Hensbeeck war schon mehr als einmal zu den Direktoren hinübergereist, jedoch hatte er zu Antwerpen nicht viel mehr als anerkennende und freundliche Worte gerntet. Jetzt kamen die Remonstranten wenigstens selber zum Herzog.

Er ließ die zwei Pastoren unmittelbar nach Gottorp einladen und dem Hensbeeck wurde befohlen, die Herren in seinem Hause zu bewirten und ins Schloß zu führen.

Es fand dort ein reger, ersprißlicher Gedankenaustausch statt und bald wurde es dem Herzog klar, daß man in Antwerpen mit dem ernstlichen Gedanken umging, die dargebotene Hand zu fassen.

„Nachdem sie sich begläubigt hatten, brachten sie ihre Vorschläge, die vier Punkte enthielten, vor. Erstens seien sie gekommen, seiner fürstlichen Durchlaucht für die gnädige Gesinnung, die er den Remonstranten entgegengebracht hatte, zu

1) De Stichting der Remonstrantsche Broederschap. — Joannes Tide-
man; Teil I Seite 98 flg.

Die Versammlung fand vom 30. September bis zum 4. Oktober 1619 in Antwerpen statt. Die Pastoren Wtenbogaerd, Episcopus und Grevinchovius waren die Hauptführer, die Direktoren im Auslande. Es standen drei andere Pastoren ihnen zur Seite, nämlich: Poppius, Niellius und Corvinus.

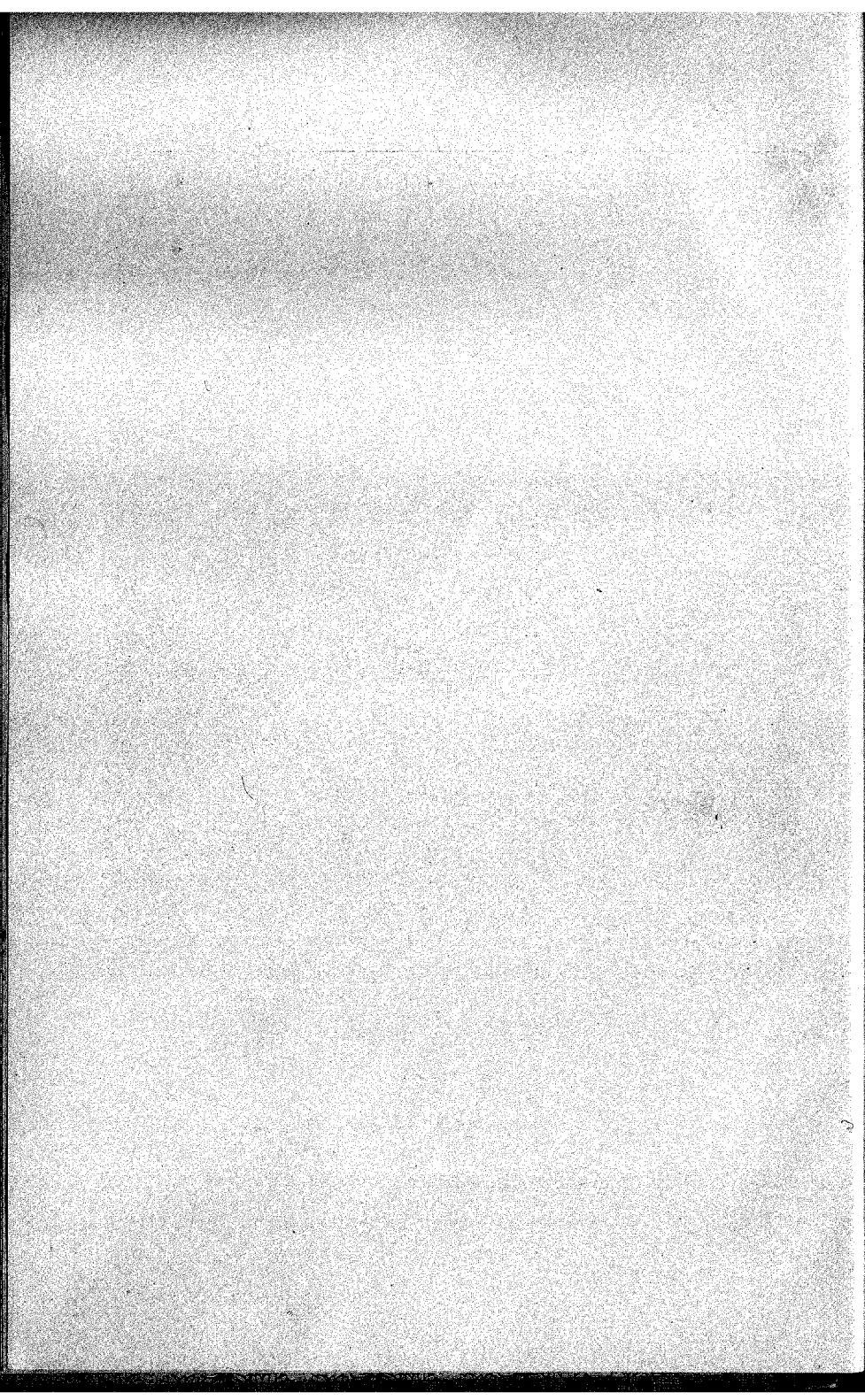


JOHANNES UITENBOGAERDT .

Gy Christen Cicero, gy tweede Guldemondt,
Dien t'kerk en staetbrakkeel in billingschap versondt,
Waloer soo lief en waerut, wat hebt gy quaedts bedreven?
'Kheb, rrent gy, Gode t'syn, den Staeten t'huna' gegeven,
Om vrede gestreden, maer de twyft nam d'overhanat.
Dies leed' ic om de kerk en met het vaderlandt.

Int de Wicher leet.

G. Brandt .



danken. Des Weiteren seien sie vor dem Herzog erschienen, damit sie persönlich mit ihm besprächen, was sie schon mit Herrn van Hensbeeck besprochen hatten, n. l. das Wohnen im herzoglichen Lande, die freie Ausübung ihrer Religion und die eventuelle Leitung der remonstrantischen Partei von dort aus. Sie erstatteten darüber Bericht und erbaten sich die Erlaubnis dazu. Auch wollten sie gern wissen, ob genannter Leitung nicht zu viel Schwierigkeiten in den Weg treten könnten. Endlich seien sie dazu gekommen, damit sie dem Herzog nach ihrem Vermögen ohne Rückhalt über alles dasjenige was er Näheres über die Bruderschaft wissen wollte, Auskunft erteilen könnten.“

Der Herzog erklärte, daß er aus reinem Mitleid den bedrückten Remonstranten seine Tore weit öffnen wolle, daß er jedoch zuerst die verschiedenen Punkte mit seinen Räten besprechen wolle. Die Herren taten, als ob sie ihrerseits auch von der rein selbstlosen Gesinnung des Herzogs überzeugt seien und das Gespräch hatte einen angenehmen, diplomatischen Verlauf.

Nachher nahm es eine theologische Wendung, und der junge Fürst entpuppte sich alsbald als ein Mann, der im Punkte der Religion nicht unbewandert war. Man betonte, daß man wegen einer Lehre bedrückt worden, die auch in der „Confessio Augustana“ einbegriffen sei. Der Herzog gehöre doch auch zu den Fürsten, die Beschirmer und Beförderer dieser Konfession sein wollten.

Seine fürstliche Gnade war politisch und theologisch bewandert genug, um diese Ergüsse der Abgeordneten mit der vorsichtigen Frist zu beantworten, ob es ihnen nicht möglich sei, in einer kurzen Schrift auseinanderzusetzen, inwiefern ihre Meinungen von genannter Konfession abwichen. Aber die Abgeordneten antworteten, daß es ihnen zwar möglich sei, daß sie es jedoch lieber unterließen, weil sie in dieser Beziehung nur Privatpersonen seien und sie befürchteten, andren, die ihnen diesbezüglich keine Vollmacht gegeben hatten, schaden zu können. Ihre Auffassungen seien jedoch durch verschiedene Publikationen bekannt genug und die Differenzen seien in diesen Schriften genügend betont worden.

Der Herzog fand das alles recht selbstverständlich. Es war ihm nicht um theologische Kontroversen, sondern um Annäherung und derartige Äußerungen zu tun, die seine liberale Politik in den Augen seiner lutherischen Umgebung annehmbar machen konnten. Darum verließ er die glatte Bahn und betrat eine andre. Er möchte wissen, ob die Herren sich nicht ein wenig an die Zeremonien und die kirchlichen Sitten seines Glaubens anpassen könnten. Und als die Herren Pastoren darauf vorsichtigerweise antworteten, daß diese ihnen nicht alle bekannt seien, machte er es ihnen bequemer. Man sei am letzten Sonntage beim Hausgottesdienste in der Schloßkapelle zugegen gewesen und da habe man sie kennen gelernt. Zum Glück war das lutherische Ritual den Herren nicht anstößig gewesen, jedoch hätten sie wohl einmal vom Exorcismus, dem Teufelbannen bei der Taufe gehört; das sei ihnen sehr zuwider.

Der Herzog antwortete flott, daß es ihm auch nicht sympathisch sei, und in tiefster Seele freute er sich, daß seine Frau Mutter und die lutherischen Theologen nicht zugegen waren. Die Herzogin-Mutter war nämlich streng lutherisch und es war ein offenkundiges Geheimnis, daß die schärfsten Dogmatiker der Kirche ihre Zuflucht bei der Frau Mutter suchten, wenn die Extravaganzen des Sohnes, der allerlei unbekanntem Ketzern die Hand reichte, ihnen zu schlimm wurden.

Die beiden Parteien, der Herzog und die Theologen, bestrebten sich, der gewaltigen Herzogin genehm zu sein, und dadurch fehlte es dem Gespräch an Rückengrat, bis es endlich seinen Schwung nahm, als die Remonstranten sagten: „Wir wollen nicht nur den Zeremonien gegenüber zugeben, sondern auch allerlei Meinungsverschiedenheiten vertragen; denn unsre Religion bezweckt, alle die Christus bekennen, den Grund der Religion festhalten und ein gottgeweihtes Leben führen in Liebe zu ertragen, wofern es Differenzen gilt, die die Hauptsache unberührt lassen.“

Dieses, den Remonstrantismus kennzeichnendes Wort gefiel dem Herzog. Er war eben ein religiöser Mensch, der seine Zeit an Weitherzigkeit und Verträglichkeit übertraf.

Leider kränkelte die Toleranz des Herzogs am Übel der

Inkonsequenz, wie es mit dieser Tugend der Fall zu sein pflegt. Im menschlichen Empfinden liegen ihre Grenzen gewöhnlich dort, wo die Antipathie anfängt, und in der Praxis findet sie ihre Schranken manchmal schon dort, wo die Konsequenz den Machthabern große Schwierigkeiten bereiten würde. Wer soll es dem jungen Herzog verübeln, daß er schon bei den ersten Schritten auf dem neuen Wege stolperte!

Es gab eine Sekte, die ihm sehr zuwider war, nämlich die Mennoniten! Ihre Verwandtschaft mit den alten Wiedertäufern war nicht abzuleugnen. Sie verwarfen die Kindtaufe; also wurde das Sakrament, das der Herzog von Jugend an als ein göttliches Gnadenmittel, das man den Kindlein nicht vorenthalten dürfe, hochgeschätzt hatte, von ihnen verkannt, ebenso wie das mit den berühmtesten Schwärmern aus Luthers Zeit der Fall war. Und wenn sie schon in mancher Beziehung anders als ihre älteren, ungeratener Brüder waren, so blieben sie dennoch eine unsympathische Erscheinung in der Gesellschaft, wenigstens in den Augen eines regierenden Fürsten. Die ehemaligen Schwärmer hatten gegen den geordneten Staat gewüthet, die Mennoniten waren hingegen zum andren Äußersten verfallen. Sie weigerten den Eid, wollten keine Waffen tragen, keine Regierungsämter bekleiden und sahen auf die Symbole aller gesellschaftlichen und geistigen Ordnung: Talar und Degen, mißbilligend herab.

Und nun hatten die Remonstranten sich gerade darauf verbissen, diesen wunderlichen Käuzen ein sicheres Plätzchen in der neuen Stadt einzuräumen!

Nach den Sitzungen formulierten Niellius und Lomannus ihre Wünsche in sechs Artikeln. Wir heben daraus hervor, daß man für die Remonstranten und ihre Direktoren freien Wohnsitz im herzoglichen Lande wünschte und daß die Direktoren nur die Verpflichtung übernehmen sollten, dieses Land, wofern ihr Amt es erlauben würde, zu bevorzugen. Man war sehr vorsichtig und wollte sich nicht zu sehr binden!

Der fünfte Artikel ersuchte Freiheit für die Mennoniten.

Friedrich ließ die Herren bitten, nicht zu sehr auf den fünften Artikel zu bestehen und sich mit dem mündlichen Ver-

sprechen zu begnügen, daß man nachher, wenn die Kolonie einmal gegründet war, wohl ein Auge zudrücken wolle.

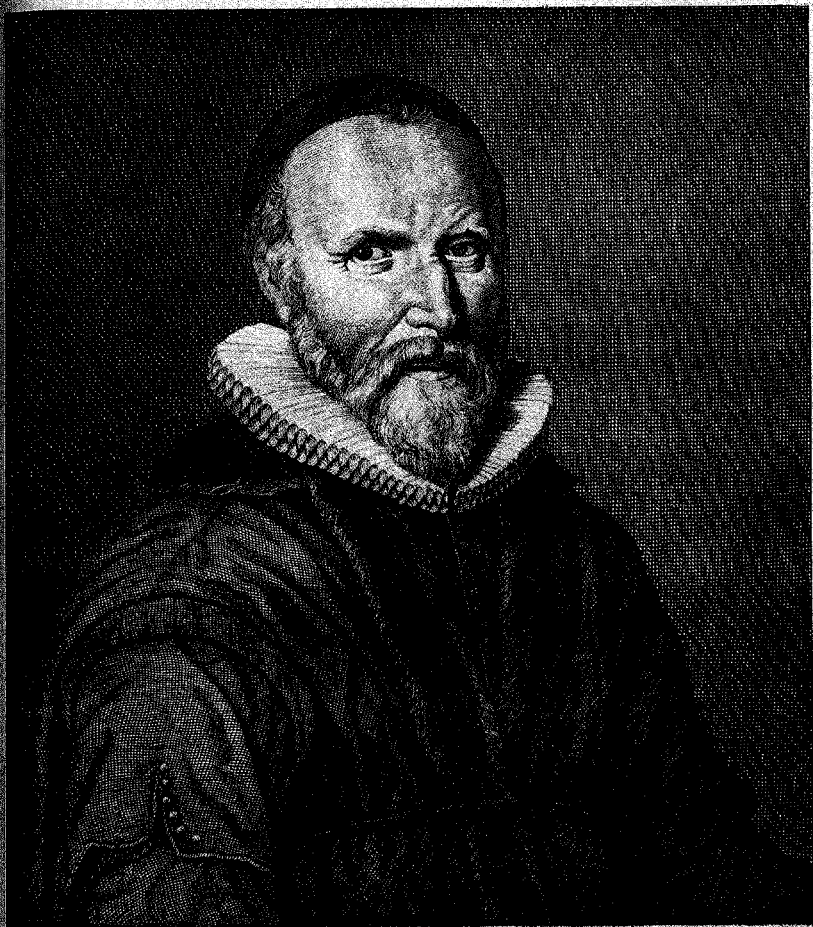
Die Pastoren antworteten darauf, daß sie überhaupt nicht mit den Meinungen der Mennoniten einverstanden seien und diese auch keinstetils verbreiten wollten, daß sie jedoch der Ansicht seien, jene Leute zur Förderung der Landesinteressen und der neuen Kolonisation sehr gut gebrauchen zu können. Diese nüchterne Bemerkung kann kaum sehr idealistisch genannt werden, jedoch gereicht es den Remonstranten zur Ehre, daß sie für eine Sekte, deren Anhänger zu einem ganz andren Schlag als sie selber gehörten, das Bürgerrecht in ihrer Stadt erkämpfen wollten.

Der Herzog gab nicht ganz zu; er hielt sich am ersten Versprechen: „Wenn die Stadt erbouwet, können S. F. G. sie in derselben gedulden und wirt als dan mit S. F. G. bewilligung, des exercitii halben vergleichung gescheen.“ Auf diese Weise trug die Verträglichkeit im Herzog einen kümmerlichen Sieg davon.

Es war den Holländern nicht mehr beschert, sich noch einmal persönlich mit dem Fürsten zu unterhalten. Das Mißlingen der Abschiedskonferenz hatte seine eigene, etwas komische Geschichte. Die „force majeure“ aus Husum griff unerwarteterweise hinein. Mit einem Male erschien sie auf Gottorp und wollte ihren Sohn mit nach Kiel nehmen. Am Tage ihrer Ankunft konnten die Remonstranten nicht zugelassen werden, und am andren Tage, als sie zum Hofe entboten worden waren um mit dem Herzog zu reden, ließ er, nachdem die Räte verschiedene Male vom Herzog zur Herzogin-Mutter und von dieser zu jenem hin und hergezogen waren, ihnen sagen, „daß er des Eintreffens der Frau Mutter und seiner eiligen Abreise nach Kiel wegen nicht mit ihnen reden könne, obschon er es gern gewollt habe.“

Beim Abfahren ließ er Hensbeeck noch einmal zu seinem Wagen kommen und hieß ihm, den Abgeordneten mitzuteilen, daß er noch gern mit ihnen geredet hätte, daß die Zeit es jedoch nicht erlaube; er wünsche ihnen eine gute Reise und lasse die Direktoren grüßen.

Die Herren Abgeordneten werden nachher über die All-

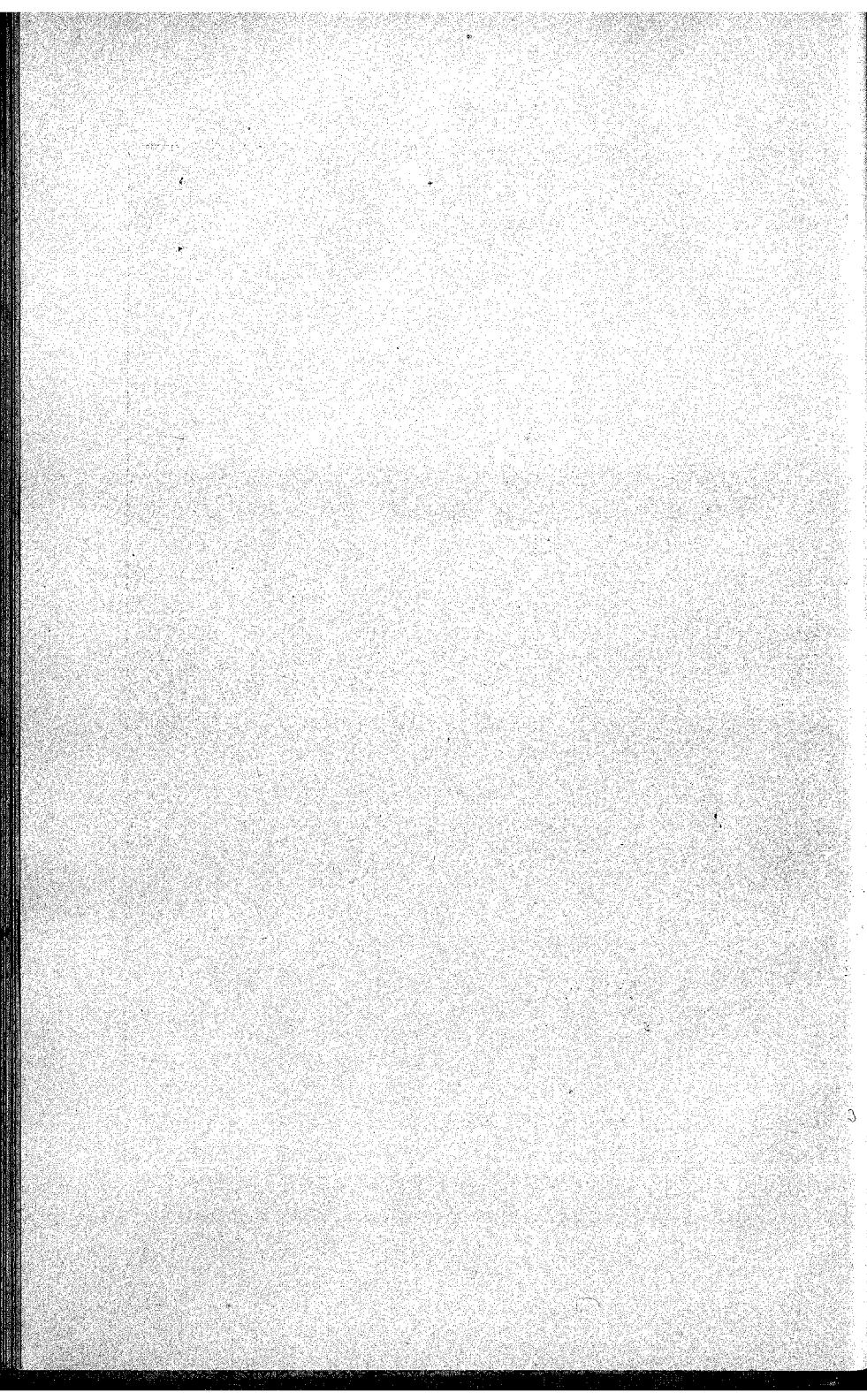


KAROLUS NIELLIUS

*Dit s't wezen van NIEL dat vol van yver brandde,
Toen t' Schip van Staat en Kerk op zoo veel klippen strandde
Zijn oog, zyn tong, sloeg al zyn Recheers zelfs in 't hart:
By zuiverde door wyn, den Kerkelyken smart.*

HOI EXCUDIT.

*J. BRADT.
F. De Gouw scult.*



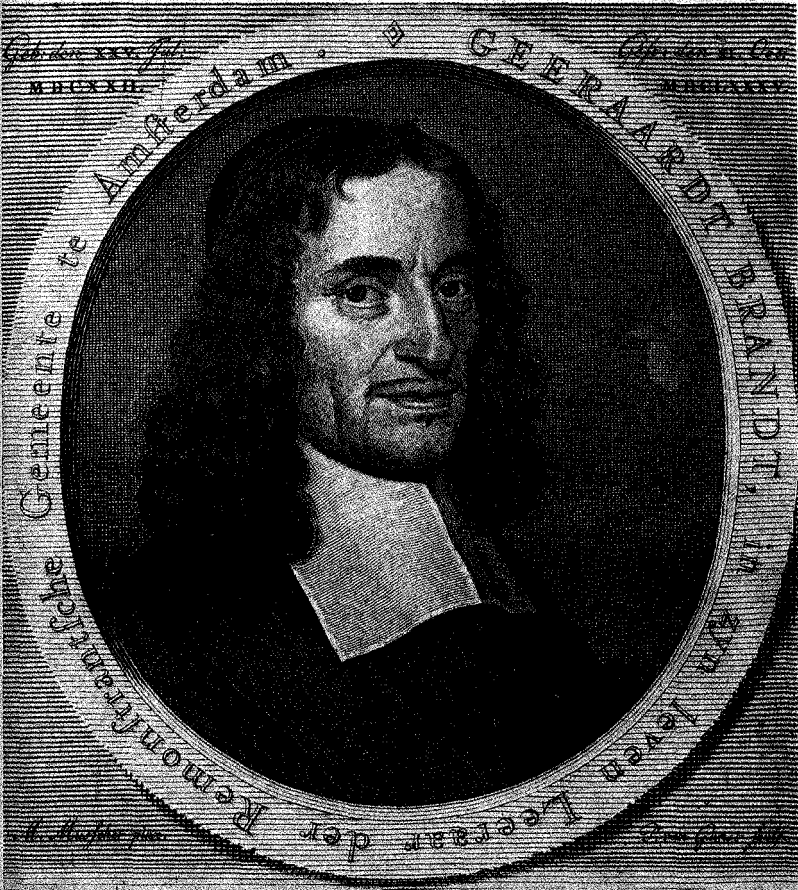
gewalt der „Zeit“ wahrscheinlich gemächlich geschmunzelt haben!

Der Historiker Brandt erzählt des Weiteren: „Niellius, einer der Abgeordneten, schrieb nachher, daß man Ursache habe, den Herzog mit allen möglichen Mitteln günstig zu stimmen. — Auch teilte er mit, daß ihm aus verschiedenen Dingen klar geworden sei, daß der Fürst den Remonstranten gern alles bewilligt hätte, wenn er nur frei gewesen wäre und man ihm versichert hätte, daß Wtenbogaardt, Episcopius und Grevinchovius sich in Holstein niederlassen wollten, besonders wenn man das Herüberkommen des Grotius in Aussicht hätte stellen können; denn man sprach von ihm als von dem gelehrtesten und weisen Mann der ganzen Erde. Die zwei Remonstranten sprachen während ihres Aufenthalts in Holstein auch mit einigen Pastoren, ohne sich bekannt zu machen. Es gab unter ihnen Leute, die sagten, daß sie die Remonstranten wohl gern im Lande empfangen wollten, daß sie jedoch befürchteten, dadurch ketzerischen Ansichten Raum zu gewähren. Es gab Leute, die es für sie aufnahmen und andre, die ihnen sehr abgeneigt waren. Sogar der Herzog hatte seine liebe Not mit einigen Pastoren gehabt, und zwar besonders mit seinem Superintendenten oder Probst, „wie man ihn nannte“. Es war sein Hofprediger. Dieser wurde schließlich beauftragt, seine Gründe gegen die Aufnahme der Remonstranten zu Schrift zu stellen. Der Herzog ließ diese Schrift von seinen Räten beantworten und schickte die beiden Stücke an seine Mutter. Als diese alles gelesen hatte, sagte sie: „Das wen ihr soon durch solcher leute ankommen wie in den schriften beschrieben sein landt undt leut konte verbessern, das konte sie wohl zustehen und leiden.“

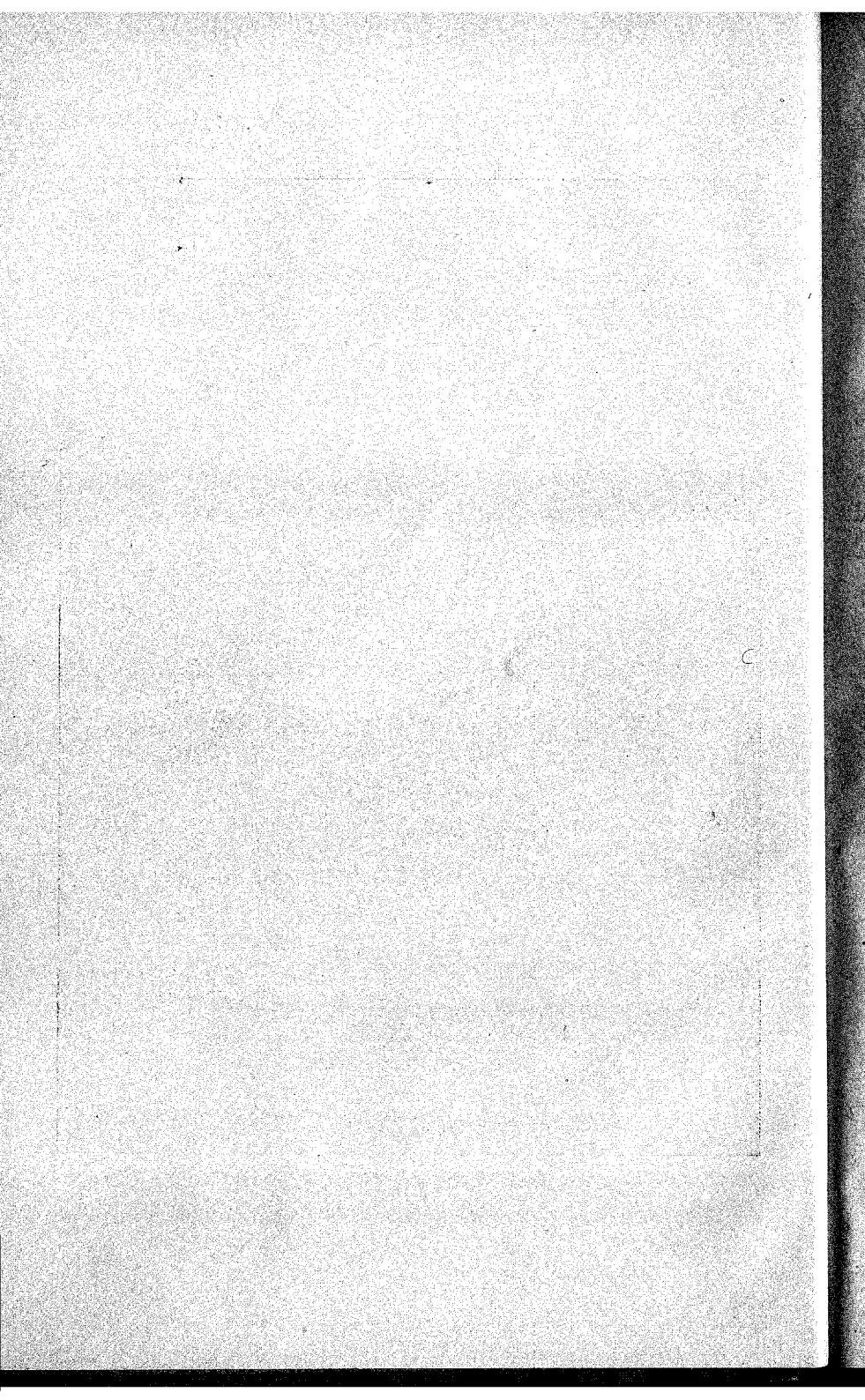
Als die Direktoren den Bericht über das, was den Abgeordneten widerfahren war, empfangen hatten, hielten sie es nicht für geraten, sich auf Grund dessen nach Holstein zu begeben. Verschiedenes hielt sie zurück. „Fast alle Städte lagen, wie dereinst Sparta, offen, ohne Mauern und Tore im Lande, so daß man nachts ebenso wie am Tage, hinaus- und hereingehen konnte. Des Weiteren hatte der König von Dänemark dort große Autorität; viele Städte gehörten zu seinem Gebiet, so daß er alle zwei

Jahre auf dem Landtag den Vorsitz hatte. Man glaubte auch, daß dieser König sich näher mit den Staaten von Holland verbinden wolle und eine rege Korrespondenz mit dem Prinzen von Oranien führe. Demgemäß konnte man befürchten, daß er sich bestreben würde, den Herzog, seinen Neffen, den Remonstranten zu entfremden, wenn die Staaten darauf bestanden und daß dieser vielleicht nicht standhaft genug sein würde, sie solchen Großmächten zum Trotz, zu beschirmen. Es kam noch hinzu, daß man von dort aus nur mit Schwierigkeiten Briefe nach Holland schicken konnte, weil es zu jener Zeit keinen Großhandel im Lande gab und die Postverbindung mit Hamburg sehr dürftig war.

Man fürchtete, daß der König von Dänemark, der viel Kriegsvolk zusammenzog, sich mit dem Kaiser verfeinden und den Krieg nach Holstein herüberziehen würde, und daß die Untertanen des Herzogs dann auch in Mitleidenschaft gezogen werden würden. Es gab auch noch andre Erwägungen, die es ihnen beschwerlich machten. Es war in einem der in Holstein geschriebenen Artikel die Hoffnung ausgesprochen, daß durch das Herüberkommen der Direktoren die Länder des Herzogs und die Lebensbedingungen der zu erbauenden Stadt besser werden würden. Jedoch waren die Direktoren sich dessen wohl bewußt, daß sie in dieser Beziehung nichts tun konnten. Es geziemte ihnen nicht, die Leute ihretwegen aus dem Lande hinauszuziehen; wenn sie allein kämen, würden vielleicht nur wenige folgen, und wenn das der Fall wäre, würden sie zu Dreien vielleicht nicht willkommen sein, am allerwenigsten, wenn sie durch ihre Arbeit im Dienste der Brüder die Staaten dazu veranlaßten, sich über sie zu beklagen. Endlich würden sie auch, wenn schon alle genannten Beschwerden aufgehoben sein würden, wahrscheinlich keine Gelegenheit finden, hinüberzu-
reisen. Die Wege zu Land über Westfalen waren unsicher. Sie sollten einen französischen Hafen aufsuchen und die Seereise unternehmen. Jedoch drohten dann Sturm, Seeräuber und die holländischen und seeländischen Kriegsschiffe, die ihnen begegnen könnten. Dies alles machte die Direktoren bedenklich und so geschah es, daß die Wage bei den Unterredungen über die



Was man verbeeldt des prent van Keijzerespeleijner
 Als yn gelyken bruy en caghat en ver
 Den Vredelicheit in ten eijnde van t Vrye landt
 De Vluyt roer soethe van arbeitfamen Baeders
 B. By caudat. A. MOOLES.



Angelegenheit bei Episcopijs und bei Wtenbogaerdt nach der Seite Frankreichs hinüberneigte.“

* * *

Dennoch ist am 23. September 1621 der Grundstein der neuen Stadt gelegt worden und es hat sich allmählich an der Eider eine remonstrantische Gemeinde herangebildet. Diese zieht vor allem unsre Aufmerksamkeit zu sich.

Ich will mich nicht auf die Gemeinde des siebzehnten Jahrhunderts beschränken, jedoch bleibt die Geschichte der ersten Zeiten wohl die Hauptsache. Ich bezwecke nicht, eine vollständige Geschichte der Gemeinde zu schreiben, sondern will sie nur besprechen, insofern sie als religiöse Größe interessant ist. Es geht im 18. und 19. Jahrhundert keine oder nur eine sehr geringe geistige Kraft von ihr hinaus und im 20. ist sie sehr klein und gering geworden.

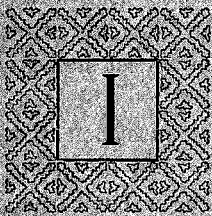
Die „Beiträge zur Geschichte der remonstrantischen Gemeinde zu Friedrichstadt“ des Pastor Vollenhove und die „Biographische Naamlijst van Professoren, Predikanten en PropONENTEN der Remonstrantsche Broederschap“ enthalten viel wissenswerte Détails für diejenigen, die eine vollständige Übersicht über die Geschichte der Gemeinde im Laufe der Jahrhunderte haben wollen¹⁾.

1) Es war mir eine kleine Enttäuschung, daß verschiedene Quellen, die ich in meinem Werke verwandt, das im Jahre 1915 schon druckfähig war und nur des Krieges wegen nicht nach Deutschland hinübersandt werden konnte, schon veröffentlicht worden sind, bevor es gedruckt werden konnte. Dr. H. Schmidt, der Herausgeber der „Friedrichstädter Polizeiprotokolle, im Auszuge“, wird es mir wohl nicht verübeln, daß ich seine Arbeit in diesem Buch nur in einigen Notizen, die nachher hinzugefügt worden sind, berücksichtige, nämlich an einigen Stellen, wo ich ihn oder mich selbst verbesserte.

Es werden einige Studien über Friedrichstadts Jugendgeschichte im Laufe des Jahres 1921 veröffentlicht werden, nämlich Verhandlungen über Willem van Hoven, Heer van de Wedde, Adolf van de Wael, Heer van Moersbergen und über den Friedrichstädter Pasquillarius. Der letztere Artikel ist eine holländische, ausführlichere Bearbeitung des Abschnitts über den Pasquillarius, der in diesem Buche vorkommt. Die Studien erscheinen in den „Bijdragen voor de Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, verzameld en uitgegeven door P. J. Blok en Japikse“. Ich habe sehr ausführliche Notizen an diese Studien hinzugefügt, in denen ich meinen in

Ich will mich bemühen, die Remonstrantenstadt als religiös-kulturelle Erscheinung zu betrachten. Man verüble es mir nicht, daß ich auf meine eigne Weise danach strebe, mehr Geistesgeschichte als historische Tatsachen zu behandeln. Des Weiteren soll man mit mir in Betracht ziehen, daß ein Historiker einem wichtigen Elemente im religiösen Leben kaum je gerecht werden kann, nämlich der Frömmigkeit der vornehmen Seelen, die eben nicht an die Öffentlichkeit zu treten pflegt, sondern im Verborgenen wirkt.

II. URSPRUNG UND ART DES REMONSTRANTISMUS.



Im Jahre 1624 wurde an der Straßenecke, wo jetzt die neue remonstrantische Kirche steht, der Grundstein des ersten Heiligtumes der Bruderschaft gelegt. Catharina Maria de Wael, die Tochter des Friedrichstädter Statthalters Freiherrn von Moersbergen (sprich aus: Mursbergen) spielte die Hauptrolle bei dieser Feierlichkeit, die ein Ereignis in der remonstrantischen Welt war.

Bald stiegen die schweren steinernen Mauern empor; an der Vorderseite spitzte sich die Front links und rechts in einem Giebel mit gebogenen Linien zu und zwischen denselben fand der hohe hölzerne Turm mit zwei Umgängen Platz. Auf diese Weise entstand das typische Heiligtum, das mancher Besucher

mancher Beziehung von den Behauptungen der „Polizeiprotokolle“ des Gerdt von Rinteln abweichenden Standpunkt erklärt habe. Ich meinte der Geschichte Friedrichstadts gegenüber zu diesen Auseinandersetzungen verpflichtet zu sein, weil ich mein „Friedrichstadt I“ nicht genügend dokumentiert hatte. Demjenigen, der diese Notizen zu Rat zieht, wird es deutlich werden, daß ich die Zuverlässigkeit der Polizeiprotokolle des von Rinteln auf Grund eingehender historischer Sichtung anders einschätze als Dr. Schmidt. Die Geschichte der Stadt sah in einigen Hauptzügen ganz anders aus als von Rinteln sie um hundert Jahre nach Dato zu sehen meinte. Ich habe Herrn Dr. Schmidt leider nicht auf die Richtigkeit meiner Anschauungen im Gegensatz zu denen des von Rinteln hinweisen können, weil ich nicht wußte, daß er eine Veröffentlichung dieser Quellen beabsichtigte, in der er meine Ansichten bestreiten würde. Der leidige Krieg hat in dieser Beziehung viel verdorben.

Friedrichstadts im Laufe der Jahrhunderte beobachtet hat, bis es im Bombardement des Jahres 1850 den Feuertod erlitt. Über der verhältnismäßig kleinen Tür stand die Inschrift:

Est Domus Ista prius Verboque parata.

Das hätte auch auf jeder lutherischen Kirche stehen können. Merkwürdigerweise entdeckte das Auge, wenn es längs des Turmes mit seiner zwiebel förmigen durchsichtigen Spitze emporstieg, oben kein Kreuz, sondern nur einen Hahn. Und im Innern würde der Besucher sich über die kalten, nackten Wände gewundert haben, die nur Bänke, Stühle, eine Kanzel, ein Lesepult, schwerfällige Holzsäulen und zwei geräumige Emporen beherbergten. Die Orgel fehlte und so blieb es, bis im Jahre 1692 eine über der Kanzel gebaut wurde. Es fehlte ebenfalls ein Altar; der würde jedoch nie erscheinen, weil sogar der weitherzigste Remonstrant diesen als eine katholische Ketzerei beschrien haben würde. Schöne Messingleuchter hingen über den Stühlen im Schiff. Diese machten den einzigen Schmuck des Heiligtumes aus, das einem Lutheraner keineswegs gefallen könnte, dem remonstrantischen Holländer jedoch eine ideale Kirche war. Sie war eine typische Repräsentantin des holländisch-protestantischen Heiligtums, eine Fremde im herzoglichen Lande, jedoch das geistige Zentrum der holländischen Remonstrantenstadt. Wer aber meinen möchte, dort den damals in Holland vorherrschenden Geist auf und unter der Kanzel wiederzufinden, würde sich gründlich irren. Weder im Prediger noch im „Kerkeraad“ oder zwischen den Zuhörern fand sich der puritanische Typ, der in den reformierten Gotteshäusern der Sieben Provinzen einen scharf geschnittenen Stempel auf die fromme Versammlung drückte, und wenn die Kernlehre der Calvinisten, das Prädestinationsdogma, schon manchmal zum Thema der Andacht gewählt sein mag, so geschah es, damit es den Zuhörern einleuchtete, wie ungöttlich diese Lehre sei. In den zwanziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts gab es nur eine einzige Kirche dieses Geistes. Die Geistesverwandten ihrer Mitglieder in der Heimat versammelten sich an geheimen Orten unter dem Kreuze und in puritanischen Augen war jene Kirche nicht viel mehr als ein Baalstempel. Ja, als im dreißigjährigen

Kriege die gefürchteten Truppen Wallensteins durch das Land des Herzogs marschierten, gab es in Amsterdam einen kalvinistischen Mann Gottes, Dominus Smoutius, der auf der Kanzel verkündete, daß dies die Strafe des Ewigen für die Sünde des Fürsten sei, der den Gottesfeinden eine freie Kirche und eine Stadt geschenkt hatte¹⁾.

Eine merkwürdige Kirche! — Eine merkwürdige Gemeinde! Zum rechten Verständnis dieser Glaubensgemeinschaft muß man den Remonstrantismus in Holland, der um 1618 durch sein schweres Schicksal die Aufmerksamkeit der europäischen Geisteswelt auf sich zog, kennen. Und dazu genügt es nicht, zu wissen, daß diese Richtung das Gegenspiel zum Calvinismus mit seiner Prädestinationslehre hielt und endlich von der Synode zu Dordrecht verurteilt wurde. Ein paar Notizen kennzeichnen eine Geistesrichtung nicht. Und die Bemerkung, daß der Remonstrantismus auch eine Staatspartei gewesen sei, bringt nicht viel mehr Klarheit. Weil Friedrichstadt durch seine remonstrantische Tradition noch immer die Aufmerksamkeit vieler Deutschen auf sich zieht, jedoch im Grunde den meisten eine unverständene Erscheinung blieb, habe ich es unternommen, eine Übersicht über die niederländische Reformation zu schreiben.

Die Wurzeln des Remonstrantismus greifen tief in den niederländischen Boden und die Behauptung, daß sie mit Recht als fremdartige Anpflanzung oder als herübergewehtes Unkraut aus dem Acker des Calvinismus hinausgerissen seien, ist nicht richtig. Demgemäß greife ich auf die frühesten Zeiten der Reformation zurück. Das hat für dieses Werk auch deshalb seinen Wert, weil wir dadurch den Mennonitismus ebenfalls besser verstehen lernen.

Ich möchte die Leser, denen eine längere religionshistorische Verhandlung unsympathisch ist, bitten, diesen Unterteil meines Buches freundlichst zu überschlagen. Denjenigen, die das Friedrichstadt der früheren Jahrhunderte gründlich ver-

1) Siehe Notiz an der Innenseite des Umschlages der chronologischen Übersicht der Polizeiprotokolle von Gerdt von Rinteln. Man findet Näheres in den schon erwähnten Notizen zu „Willem van der Wedde“ Bijdragen tot de Vaderlandsche Geschiedenis.

stehen wollen, möge dieses Stücklein Religionsgeschichte willkommen sein.

Das Aufblühen der niederländischen Kultur, das im goldenen Zeitalter des siebzehnten Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte, wird gewöhnlich in direkte Verbindung mit dem Calvinismus gebracht und das hat zweifelsohne seinen guten Grund. Es wäre wohl nie zu einer selbständigen holländischen Republik gekommen, wenn sich der Geist Kalvins keinen Weg im Volksgeiste gebahnt hätte und die urwüchsigen schlummernden Kräfte der Nation zum Heldentum des achtzigjährigen Krieges hätte gedeihen lassen. Es ist jedoch auffällig, daß viele seiner berühmtesten Söhne keine Repräsentanten jenes Calvinismus sind. Die niederländische Kunst wird wahrlich nicht von der vorherrschenden Glaubensrichtung getragen. Man findet ihre Gediegenheit zum Teil in den Werken der alten Meister; die heilige Schrift übt einen hervorragenden Einfluß auf ihre Phantasie aus und man kann sagen, daß ihre geweihte Kunst echt protestantisch sei. Jedoch in der religiösen Mystik Rembrandts leuchtet nicht der Calvinismus, sondern sein eigenes frommes Schauen. Der größte Gelehrte, Hugo Grotius, wird als antikalvinistischer Politiker schachmatt gesetzt und er muß aus dem Gefängnis flüchten, um außerhalb des Vaterlandes in der Wissenschaft zu glänzen. Joost van den Vondel, dessen Gedichte zum Teile noch zu der Weltliteratur gehören würden, wenn man seine Sprache nur in weiteren Kreisen verstehen würde, hatte sich mit Widerwillen vom Calvinismus abgewandt und ist katholisch geworden. Seine Frömmigkeit begeisterte ihn zu seinen besten Werken, der Calvinismus jedoch hat ihn gereizt und dessen Führer sind seinen schärfsten Angriffen zum Opfer gefallen. Der Calvinismus hat Hollands Größe keineswegs völlig bedingt.

Ein niederländischer Gelehrter unsrer Tage¹⁾ sagt mit Recht: „Dieses Geschlecht schöpfte seine Kraft aus zweierlei Quellen: aus der Renaissance und der Reformation, besser gesagt: aus dem klassischen Altertum und der geweihten Ge-

1) Prof. Dr. H. Brugman: Het staatkundig en maatschappelijk leuen der ond. Nederlandsche steden.

schichte. Es gelang jedoch dem niederländischen ebensowenig wie irgend einem andren Volk, diese zwei Kulturströmungen zu einem organischen Ganzen zu vereinigen, ja vielleicht haben diese zwei Richtungen in diesem Lande sogar weniger Anknüpfungspunkte als anderswo. Denn die Humanisten kennen zwar das Christentum und ihr sittliches Leben steht zum nicht geringen Teil unter dem Einfluß der reformierten Prinzipien, jedoch ist das Umgekehrte nicht der Fall. Der Calvinismus, die Form, die schließlich in der Reformation vorherrschte, verwirft dasjenige, was dem Humanismus eine köstliche Lebensweisheit war. Und also stehen, zum Schaden der Einigkeit unsrer Kultur und auch unsrer Volkskraft, jene zwei Geistesströmungen neben einander, ja manchmal sogar einander gegenüber.“

Es wäre ein großer Irrtum, den Calvinismus als eine kulturfeindliche Macht in den Niederlanden zu brandmarken. Er zählte Männer wie Pastor Plancius, den leidenschaftlichen, scharfsinnigen Verteidiger der reformierten Lehre, zu seinen feurigsten Anhängern. Er war ein Mann, der als Mathematiker, Astronom und Geograph einen großen Namen hatte, der im Jahre 1692 eine musterhafte Weltkarte zeichnete, zu den Polar-Expeditionen des Heemskerck, Barentz und Linschoten den Stoß gab, seine Instruktionen für die ersten Reisen nach Indien geben mußte und alle Steuerleute für die Fahrt nach Indien persönlich examinierte. Solchen Kraftmenschen in Religion und Wissenschaft zugleich verdankt Holland einen Teil seiner Größe.

Der Calvinismus hat nicht nur zum kräftigen Kampfe gegen Spanien beseelt, sondern auch zur Erziehung eines ruhigen, selbstbewußten, christlicher Zucht unterworfenen Bürgerstandes Großes geleistet. Aber es fehlte ihm der Sinn für manches Kulturgut; er verstand es kaum, Frömmigkeit mit gesundem Welt-sinn zu verbinden und Schönheitsliebe zu fördern. Er stellte sich schroff gegen jeden Lebensdrang, der sich gegen sein Sittlichkeits- und Glaubenssystem aufbäumte. Dieser kalvinistische Puritanismus beherrschte die Volkskirche, hat zeitweilen die Zügel der Politik gelenkt und hat sich bis in unsre Tage als der Gegner humanistischer Verträglichkeit behauptet.

In den ersten Zeiten der Reformation ließ es sich ansehen, als ob der religiöse Umschwung in den Niederlanden in andre Bahnen gelenkt werden würde. Der Calvinismus konnte natürlicherweise noch nicht zur Geltung kommen. Die lutherische Reformation suchte sich einen Weg und fand ihn anfangs in dem wohlzubereiteten Boden jener Kreise, die bei den „Brüdern des gemeinen Lebens“ in der Schule gewesen waren und deren Frömmigkeit das frische humanistische und zu gleicher Zeit tief religiöse Gepräge hatte, das in Männern wie Wessel Gansfort, dem Groninger Gelehrten und im Rotterdamer Desiderius Erasmus zum feinsten Ausdruck kommt. Merkwürdigerweise ist der Lutheranismus jedoch nie ohne Vorbehalt übernommen worden. Und es kann eigentlich nicht von einer lutherischen Reformation in den Niederlanden gesprochen werden. Man hatte dort seine eignen Ansichten. Der Hager Jurist Honius propagiert zum Beispiel schon in den ersten Jahren der Reformation die später „zwinglianisch“ genannte Auffassung des Abendmahls. Er hatte sie aus einer alten Handschrift eines katholischen Geistlichen übernommen, zum Ärger des Luther und zur Freude des Zwingli, der in seinen Abendmahlsauffassungen von diesem Honius beeinflußt worden ist.

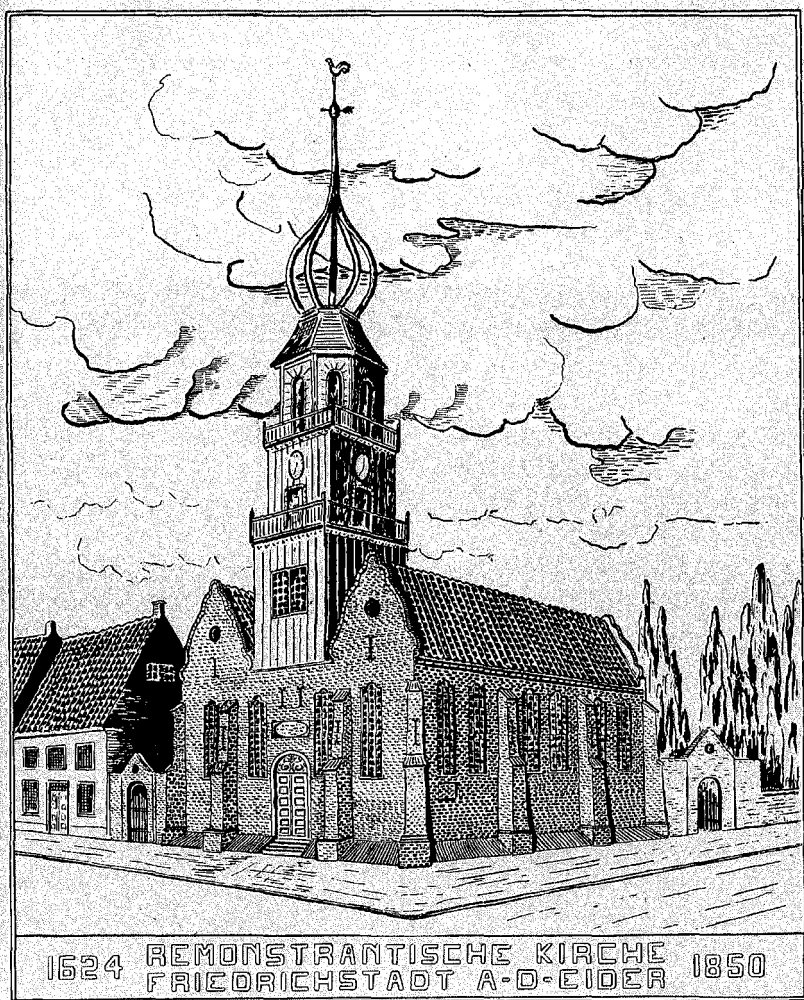
Auch unter einfachen Leuten hat die früheste reformatorische Bewegung Anhänger und Märtyrer gefunden; der anti-papistische Sinn spitzte sich in diesen Kreisen zum Widerwillen gegen die Messe zu. Daher der Schimpfname „sacramentariers“. Man kann jedoch nicht sagen, daß diese Bewegung die Masse ergriffen habe. Das hat eigentlich zuerst die Sekte der Wiedertäufer getan.

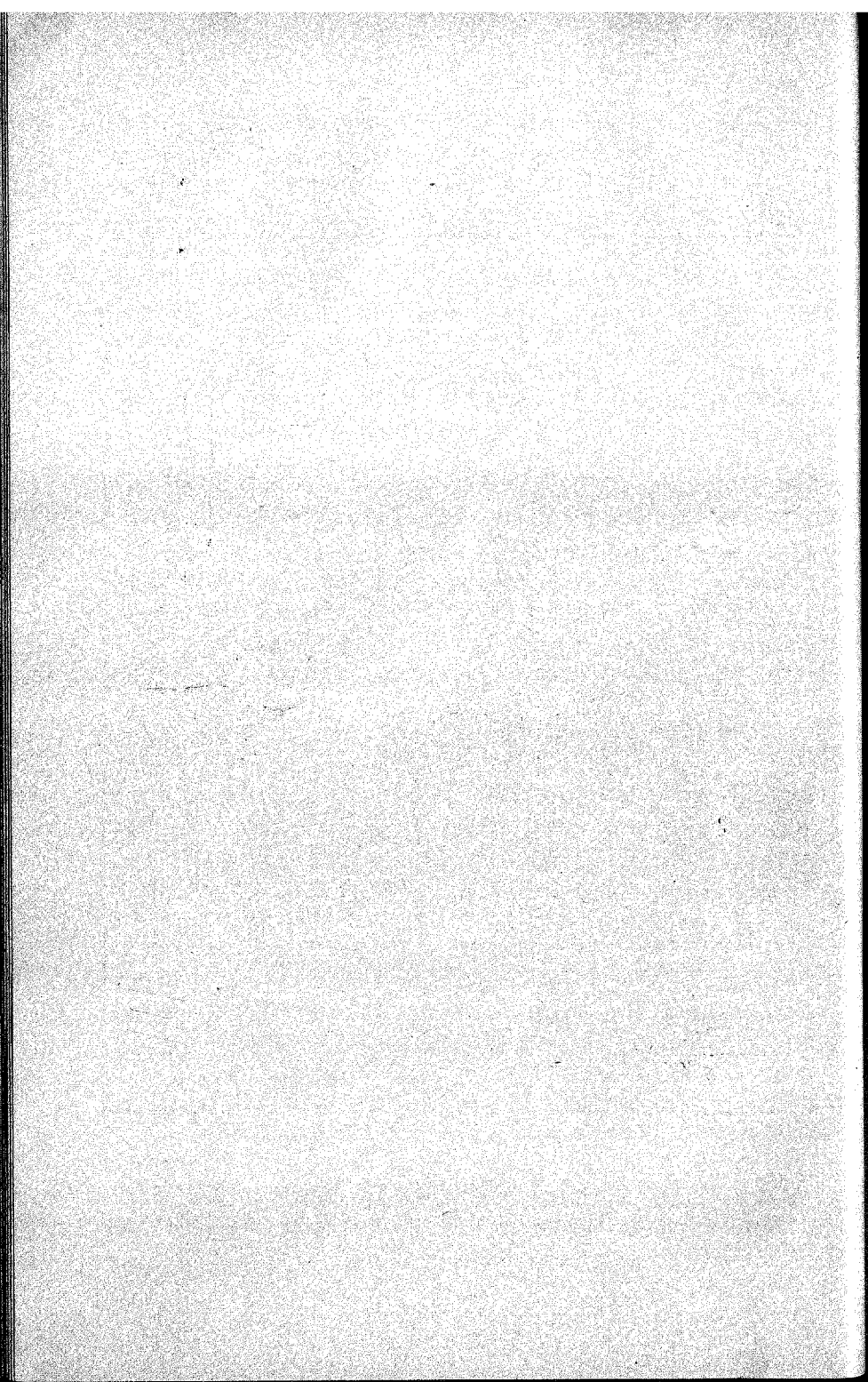
Die Ausschweifungen, die später den Namen dieser Sekte anrühlich gemacht haben, soll man keineswegs der ganzen Sekte vorhalten. Sie zeichnete sich anfangs durch frommen, stillen Sinn aus; wenn sie schon durch ihre kommunistischen Tendenzen, ihre eingezogene Lebensart und ihren Widerwillen gegen die Kindertaufe, das Waffentragen und das Bekleiden von Regierungsämtern sich scharf von ihrer Mitwelt unterschieden. Aber der Keim des maßlosen Spiritualismus lag in ihren Prinzipien und es konnte kaum ausbleiben, daß unter dem Einfluß

äußerer und innerer Verhältnisse die bedenklichsten Ausartungen folgten. Die Bewegung fand ihre Triebkraft in den unentwickelten, einfachen Kreisen; sie stützte sich nicht auf die Schriftautorität, sondern auf das innere Wort und sie bahnte sich einen Weg in vielbewegten, revolutionären Zeiten, in denen religiöse, politische und ökonomische Traditionen wankten oder umgestürzt wurden. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese täuferische Bewegung, als sie sich in sieben Jahren über allen germanischen Landen verbreitet und im gärenden Volksgeiste Halt bekommen hatte, sich im Irrgarten der Zeit verlor. Neben das innere Wort des feinsinnigen, naiven Gotteskindes trat eben das innere Wort des überspannten Grobians, des zügellosen Schwärmers und des Volkstrügers. Weder die Autorität der Schrift noch der mäßige Einfluß philosophischer Besonnenheit, die den göttlichen Wert eigner Inspiration in Zweifel zieht, übte ihre hemmende Kraft aus, als die Täuferischen im Strudel der Geschehnisse den Kopf verloren. So kam es zu den Ausschweifungen in Münster, Amsterdam und andren Orten, durch die das Täuferium verhaßt geworden ist. Die Gemäßigten wurden von den Schwärmern zurückgedrängt, jedoch von den Ketzermeistern mit ihnen identifiziert. Die tollen Taten jener Schwarmgeister veranlaßten Karl V. dazu, die schon energisch angefangenen Glaubensverfolgungen in den Niederlanden mit der äußersten Schärfe durchzuführen. — (Siehe des Weiteren: „Die Mennoniten in Friedrichstadt“.)¹⁾

Der Kaiser erreichte nicht was er wollte. Zwar wuchs die „Martinistische“ Reformation nie zu einer großen Volksbewegung heran, die Zahl der Wiedertäufer jedoch nahm durch die Verfolgungen, die sie am schlimmsten trafen, zu. Allmählich mäßigte sich ihre Schwärmerei; die ruhigen Elemente behielten auf die Dauer die Oberhand und sicherten sich im Laufe der Zeit eine feste Stelle im Geistesleben der niederländischen Nation. Ihr Reformator war Menno Simons, ein ehemaliger friesischer Pastor, der durch den Heldenmut einiger wiedertäuferischen Märtyrer sich zu ihnen hingezogen fühlte. Von Anfang an ge-

1) C. F. Müller, Kirchengeschichte. Zweiter Band, erster Halbband, Seite 390 ff.





hörte er zu den Gemäßigten. Es gelang ihm, viele der besseren Elemente zum Guten zu lenken und unter seiner Führung siegte der Geist, der die Mennoniten zu einem stillen, einfachen Volklein machte, das sich von der Welt zurückzog und durch seine strenge Sittlichkeit die Hochschätzung gewann, wenn es schon wegen seiner grauen Einfalt manchmal verspottet wurde. Es war wirklich ein Irrtum des Gottorper Herzogs, diesen frommen Leuten so abhold zu sein.

Der Mennonitismus behauptete sich in Holland, jedoch ist es weder ihm noch seinen entarteten Brüdern gelungen, zu vollbringen, was dem „Martinismus“ ebenfalls mißlungen war.

Es war der Calvinismus, der der niederländischen Reformation Schwung verlieh. Er kam von Genf durch Frankreich und den südlichen Niederlanden herüber. Er bahnte sich mitten durch die Feinde einen Weg und seine derben, ernsten Glaubenszeugen fanden, wie das gewöhnlich mit den Anhängern einer jungen, von fatalistischen Gedanken getragenen Bewegung der Fall ist, gerade im Fatalismus die stählerne Spitze ihrer durchdringenden Kraft. Wie eine unumkömmliche Notwendigkeit machte der Calvinismus Fortschritte; die Masse wurde imponiert, denn ihr tat gerade die einseitige Konsequenz not; sie paßte eben zum derben Empfinden jener Kinder eines eisernen Zeitalters, das in den Verfolgungen beim Ringen des alten und des neuen Glaubens abgehärtet worden war. Die Leute fanden eine tröstliche Erquickung im Glauben, daß alles am Ende doch vom souveränen Gott vorherbeschiedt sei. Der Calvinismus war das „ultimum refugium“ vieler Menschen, die sich von Rom losreißen wollten und sich mehr nach einem leitenden Gedanken im Kampf gegen den Feind sehnten, als nach einer Lösung des Gegensatzes zwischen göttlicher Liebe und der Zerrissenheit der Welt. Das zarte Empfinden, das vor dem Gedanken der beschränkten Liebe Gottes zurückschreckt, fehlte diesem Geschlechte und der Glaube an einen göttlichen Souverän, der von Ewigkeit her Verdammnis und Auserwählung zur Seligkeit vorherbeschiedt hatte, befriedigte es. Der Calvinismus begeisterte diese Menschen für die göttliche Notwendigkeit und gab ihnen das Gefühl, als Werkzeuge Gottes im ehernen Weltsystem wirk-

sam zu sein. Und ebensowenig wie irgend ein Mensch mit gesundem Lebenssinn ließen sie sich von jener Konsequenz lähmen, die aus der unumgänglichen Gesetzlichkeit auf den Scheinwert und die Überflüssigkeit des eigenen Eifers schließt.

Der Calvinismus war nicht zart und konnte deshalb rücksichtslos sein; er war jedoch auch rücksichtslos in Bezug auf die sittlichen Anforderungen des täglichen Lebens und imponierte dadurch um so mehr.

Man bedauert es oft, daß diese Richtung sich in die Niederlande hineingedrängt hatte und die mildere Richtung der humanistischen Reformationsfreunde über den Haufen lief. Mit Unrecht; denn es war eine Notwendigkeit, daß er sich von einem Teil des Volksgeistes zum Meister machte.

Zum Glück hat er das Geistesleben nicht in solchem Maße beherrscht als es ihm lieb gewesen wäre. Von Anfang ab gab es zahlreiche Gebildete: Geistliche, Regierungsmänner und andre, die der neuen Strömung selbständig gegenüberstanden; aber der Calvinismus hat Macht geübt. Im Staat trug er einen vorübergehenden Sieg davon; in der Kirche hat er lange die Alleinherrschaft geübt und noch immer ist er in den Niederlanden eine Partei, die um die Macht in Staat und Kirche ringt.

Im Jahre 1560 erschien Kalvins Institutio, das erste Handbuch der reformierten Dogmatik. Im nächsten Jahre spiegelt sich der Geist dieses Werkes im Glaubensbekenntnis des Guy de Bray ab, das zum Bekenntnis der holländischen Kirche wird. Bald wird es zusammen mit dem Heidelberger Katechismus zur Richtschnur der wahren Frömmigkeit aufgestellt; der Calvinismus kam eben als eine intolerante Richtung, die notwendigerweise zum Konfessionalismus entarten mußte. Der letztere stieg nun in den Niederlanden wie eine aufkommende Flut; den liberal empfindenden Leuten zum Trotz machte die Partei, die den Dogmatismus auf die Spitze trieb, mächtige Fortschritte. Viele Mitglieder der Ritterschaft und der Staaten wurden stutzig und weigerten sich, sich bei der reformierten Kirche anzuschließen, weil sie befürchteten, daß eine zweite Glaubenstyranei vor der Tür stehe. Von vielen Seiten innerhalb der Kirche traten Stimmen auf, die vor dieser Gefahr warnten und in den gebildeten

Regentenkreisen herrschte eine mildere Richtung vor, die der aufkommenden Pastorentyranei abhold war. Diese Kreise hatten die Macht anfangs noch in Händen; es sollte jedoch anders werden.

Die Calvinisten strebten im Staat nach der Regierungsgewalt und in der Kirche nach der Alleinherrschaft. Sie verkannten das Recht der milder gesinnten Richtungen, die zwar nicht völlig mit der Konfession einverstanden waren, jedoch von Alters her einen Teil der niederländischen Reformation und der sich bildenden Volkskirche ausgemacht hatten. — Es war die alte Geschichte: Bekenntnisse werden von der vorherrschenden Richtung mit Stimmenmehrheit festgestellt und bald darauf als Waffen gegen die kleinere Hälfte benutzt; die letztere wird als ketzerische Abartung verdammt und man vergißt dabei, daß Stimmenmehrheit kein Recht zur Unterdrückung der kleineren Hälfte verleiht. Hierüber werden humanistisches Rechtsgefühl und Dogmatismus nie einig. Wo das erstere Raum für die abweichende Meinung fordert, antwortet der andre: „wir und der heilige Geist wollen es nicht.“ Die kleinere Hälfte mag sich mit der Erwägung trösten, daß dogmatisch begründete Intoleranz am Ende doch nur kleinliche Unverträglichkeit bleibt.

Wir finden im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vier Hauptströmungen im geistigen Leben der Niederlande. Erstens die katholische, die wir nicht besprachen, weil sie einstweilen machtlos war, obschon sie noch immer die Mehrheit der Bevölkerung an ihrer Seite hatte; zweitens die mennonitische, die vom tobenden Bergstrom des tollen Spiritualismus zum stillen Flußlein eines geruhigen Glaubenslebens geworden war. Sie wollte von der Politik nichts wissen und stand außerhalb des großen Kampfes; nur daß die Mennoniten im eignen Kreise immer haderten. Die dritte Strömung war die kalvinistische, die den Volksgeist ergriffen hatte, und die vierte war die liberale. — Es versteht sich, daß diese systematische Einteilung dem reichhaltigen Geistesleben nicht völlig gerecht wird und also nicht hinreicht.

Es gehörte zum Beispiel auch Prinz Moritz von Oranien zum Calvinismus, und wir lassen ihm wohl kein Unrecht wider-

fahren, wenn wir behaupten, daß er seine Politik kalvinisiert hatte, im Gegensatze zu den eifrigen Pastoren, die ihren Calvinismus politisierten.

Der Liberalismus war keineswegs ein einheitliches Ganzes. Es gehörten zu ihm die humanistisch gebildeten ernstesten Persönlichkeiten, denen die harte, unverträgliche Lehre des Calvinismus anstößig war und auch die weniger ernstesten Elemente, die den lieben Herrgott nicht ganz übersehen wollten, jedoch die Sittenstrenge der Puritaner nicht mochten. Viele waren vor allem politisch liberal und haßten die Pastorenherrschaft, die, ihrer Meinung nach, der gesunden Volksentwicklung im Wege stand. Der jugendliche Geist der Nation weckte in vielen das Bedürfnis, sich in Kunst und Wissenschaft, in Schönheits- und Freiheitssinn vom weltabgewandten Calvinismus zu emanzipieren. Sie wollten es nicht leiden, daß Niederland zu einer Theokratie nach dem Genfer Muster umgestaltet werden sollte.

So äußerte sich der innere Zwiespalt des Volksgeistes notwendigerweise in einem doppelten Gegensatze: einem politischen und einem religiösen. Diese müssen unterschieden und können nicht getrennt werden.

Auf dem kirchlichen Gebiet bewegte sich der Kampf hauptsächlich um die Prädestinationslehre und um die Frage nach dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Der Calvinist träumte sich eine Regierung, die sich von den Pastoren leiten ließ, wo es galt, die von den Theologen festgestellte reformierte Wahrheit zu verteidigen.

Der liberale Gegner hielt es für richtig, daß der Staat die Kirche zur Toleranz nötigte. Es versteht sich, daß er dadurch der Unduldsamkeit gegenüber unduldsam wurde.

In der Staatspolitik war Oldenbarneveldt der große Mann, der die junge Republik mit der Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit durch die schwierigsten Verhältnisse hindurchgeführt hatte und sich nun mit der vollen Energie seines kräftigen Geistes bemühte, seine Taktik durchzuführen. Der vornehme, jedoch äußerst herrische Bürgeraristokrat wollte die provinzielle Souveränität hochhalten und dadurch das Übergewicht der Provinz Holland sichern. Er wollte die Machtentfaltung der

statthalterischen Würde und der kalvinistischen Demokratie möglichst viel hemmen und die Herrschsucht der streng reformierten Pastoren im politischen und im kirchlichen Leben bändigen.

Joan van Oldenbarneveldt und seine Partei scheuten sich nicht, hoch zu spielen und sahen leider nicht ein, daß die Macht des Calvinismus, die Eifersucht der kleinen Provinzen und der Trieb des Statthalters, seine Machtsphäre auszubreiten, zu einem Krach führen mußten.

Bevor es so weit kam, mußten sich jedoch die Gegensätze bis zum Äußersten schärfen. Und das geschah. Der theologische Streit zwischen den Professoren Arminius und Gomarus war dem Calvinismus eine willkommene Veranlassung zu heftiger Agitation. Der Streit über die Prädestination, der die Professoren beschäftigte, bewirkte natürlicherweise alles andre eher als eine Annäherung; die Gegensätze spitzten sich nur zu. Es lag eben hinter der augenblicklichen Form der Disputation das unlösliche Problem der Notwendigkeit und der Freiheit, das in seiner religiösen ebenso wie in seiner philosophischen Gestalt über unser menschliches Denken hinausgeht. Des Weiteren schloß die verschiedene Gemütsart jede Annäherung auf Grund ihrer Gefühlsneigungen aus. Aber der Disput verfehlte seine Wirkung nicht auf die gespannten Gemüter. Auf die Dauer konnte man dem kalvinistischen Volksgeiste nicht wehren und indirekt schadete es den Interessen der liberalen Elemente nur, daß die Staaten von Holland ihnen im kirchlichen Kampfe Hilfe leisteten. Sie verboten den kalvinistischen Pastoren das Predigen über die wichtigen Streitpunkte und wollten ihrer Partei sogar nicht erlauben, sich von den Liberalen zu trennen und eigne Gottesdienste abzuhalten, wenn der Prediger in der Kirche den Leuten nicht gefiel. Die Toleranz bemühte sich vergeblich, der Intoleranz den Maulkorb anzubinden!

Die Calvinisten wurden immer dreister. Sie sprachen den Gegnern das Recht ab, in der reformierten Kirche zu lehren, weil diese sich in ihrem Glaubensbekenntnis für die kalvinistische Lehre entschieden hatte und innerhalb ihres Gebietes keine Abweichungen von der Konfession dulden könne. Es hätte sich dagegen einwenden lassen, wenn das Bekenntnis von Anfang an

das Grundgesetz der sich heranbildenden reformatorischen Kirche gewesen wäre und wenn der Protestantismus auf dem Standpunkt der unfehlbaren Kirche beharrt hätte. Das war jedoch keineswegs der Fall. Tatsächlich hatte es von Anfang an unter den Reformierten viele gegeben, die nicht mit den einseitigen Konsequenzen des Calvinismus einverstanden waren und die junge Kirche hatte selber bestimmt, daß das Bekenntnis auf jeder Synode vorgelesen werden sollte, und zwar nicht nur zur Stärkung der Brüder, sondern auch damit man untersuche, ob nichts zu ändern oder zu bessern sei. Wer das bestimmt, kann keine Unterwerfung an das Bekenntnis schlechthin fordern. — Man kann sich zwar einem Staatsgesetze unterwerfen, ohne damit einverstanden zu sein, jedoch nicht einer Kirchenlehre. Ihr stimmt man bei oder man verwirft sie ganz oder zum Teile. Wenn man also das Recht, Änderungen vorzustellen anerkennt, muß man notwendigerweise das Recht anerkennen, innerhalb der Kirche abweichende Meinungen zu hegen. Es können eben nur diejenigen, die mit der Kirchenlehre nicht völlig einverstanden sind, Änderungen in der Lehre vorschlagen. Man kann sich jedoch über die Frage streiten, wie weit die Heterodoxie in der nicht unfehlbaren Kirche gehen dürfe. Darüber läßt sich sogar vortrefflich zanken, weil tolerante Gesinnung und Unverträglichkeit sich darüber nie einigen werden. Es versteht sich aber, daß die nicht-kalvinistischen Reformierten sich das Recht vorbehalten, in jener Kirche zu bleiben, die ihre Väter mit Tränen und Mühe gegründet hatten und die immer viele hervorragende Verteidiger ihrer milderer Anschauung zu ihren tonangebenden Mitgliedern gezählt hatte. Und es war nicht nobel, die ernsten Liberalen der Unehrllichkeit zu zeihen. Die gemäßigte Richtung war überflügelt worden und hatte sich nicht hineingedrängt. Wenn man jenes gehässige Wort verwenden will, so soll man es auf den Calvinismus anwenden.

Im Jahre 1610 vereinigten sich die anti-kalvinistischen Theologen und formulierten in den fünf Artikeln ihrer Remonstrantion ihre Auffassungen über die Streitpunkte. Diese Remonstrantion, die der gemäßigten Richtung ihren Namen gab, sollte keine Konfession für die Kirche, sondern nur das

Programm der Verfasser sein. Sie unterschrieben es persönlich und wollten sich durch dieses Dokument einen Platz in der Kirche sichern. Man dachte nicht daran, eine neue Gemeinschaft zu bilden.

Die Geschichte vereitelte das Erstere und nötigte zum Zweiten. Festen Schrittes rückte der Calvinismus weiter und am Ende des zweiten Jahrzehntes gab er seinen Gegnern schachmatt.

Oldenbarneveldts Politik ging zur Neige. Er hatte es zu weit getrieben. Durch eine „scharfe Resolution“ hatte er die Souveränität der Provinzen mit Gewalt durchführen wollen und damit war die Republik von ihm bis an die Grenze des Bürgerkrieges geführt worden. Der alte Politiker wollte in seinem aristokratischen Eigensinn die Sache bis zum Äußersten treiben, mußte jedoch fallen, als die gegnerische Politik in den Staaten von Holland siegte. Für Prinz Moritz, den Statthalter, war die Zeit da, sich öffentlich an die Seite der demokratischen Partei zu scharen. Er bekehrte sich zum Calvinismus. Bald folgte sein Staatsstreich, der die Regierung in den meisten holländischen Städten in die Hände der Calvinisten spielte. Der Kontraremonstrantismus hatte gesiegt. Viele hervorragende Männer wurden gefangengenommen und der große Staatsmann, der treue Patriot van Oldenbarneveldt wurde auf dem Schafott wegen Hochverrats enthauptet. Es versteht sich, daß diejenigen, denen es ein Bedürfnis ist, die Feinde des alten Ratpensionars zu verteidigen, wohl etwas finden können, den Mann, der Holland „auf dem Herzen getragen“ hatte, als einen Missetäter darzustellen. Ein unbefangener Kritiker muß Oldenbarneveldt wegen seines herrischen, ruchlosen Eigensinns tadeln; er wird ihn jedoch wegen der Dienste, die er dem Lande erwiesen hatte, als einen der Männer, denen die Niederlande am meisten verdanken, huldigen, und er wendet sich mit geringschätzendem Widerwillen von der Missetat seiner Richter ab. Der große Patriot hätte das Leben behalten können, wenn er um Verzeihung gebeten hätte; es versteht sich jedoch, daß er lieber starb. Sein Kampf für die Souveränität der Provinzen wurde ihm verhängnisvoll und ist von der Geschichte verurteilt worden; dennoch hat er die Grundlagen des neuen Staates mitgelegt.

Sein herrischer Liberalismus machte ihn den Intoleranten gegenüber unduldsam. Er wollte sogar die Calvinisten, die ihre eignen „doleerende“ Gemeinden gründen wollten, des Landes verweisen, weil sie beabsichtigten, den freien Geist zu händigen. Das ging über den Strich, wenn es schon wahr sein mag, daß die Praxis unbeschränkte Toleranz unmöglich macht. Dennoch war er der Repräsentant eines milderen Geistes, der die Tyrannei der Bekenntnisfanatiker als eine Gefahr für unsre Geisteskultur erkannte.

Der Sieg des Kontraremonstrantismus wurde innerhalb der Kirche durch die Synode von Dordrecht vollkommen. Der Remonstrantismus hingegen mußte es erleben, daß er kraft eigener Theorien, die der Oberhoheit des Staates in kirchlichen Sachen huldigten, vom Gegner vermittlels der Staatsmacht hinausgeworfen wurde. Es geschah in recht grober Form auf der genannten Synode im Jahre 1619. — Im September und Oktober desselben Jahres gründeten die Remonstranten ihre Remonstrantische Brüderschaft und zwar in Antwerpen, also im Exil.

Der Remonstrantismus war zu Boden geworfen. Viele Führer wurden gefangengenommen; andre des Landes verwiesen oder geflüchtet. Alle Pastoren, die das Versprechen nicht geben wollten, auf das Predigen zu verzichten, wurden über die Grenzen geführt. Denjenigen, die im Lande blieben, wurde das Abhalten von Versammlungen strengstens verboten. Mancher Remonstrant ging nun mit dem Gedanken um, das Vaterland freiwillig zu verlassen, weil ihnen das Leben zu sauer gemacht wurde. Unter ihnen fanden sich abgesetzte Regenten, Schullehrer, Kaufleute und viele andre, die entweder ihres Amtes entsetzt, oder durch die Verfolgungen verbittert oder durch den Verlauf der Geschehnisse in ihren Geschäften zu sehr geschädigt worden waren.

Aus diesen Leuten ist die Bevölkerung Friedrichstadts hervorgegangen; jedoch nicht ausschließlich aus ihnen. Denn es gab auch Holländer, die bloß durch Handelsinteressen und kühn regenden Kaufmannsgeist zur neuen Stadt hinangezogen wurden.

Es versteht sich, daß die verschiedene Art der Menschen sich im Geistesleben der Stadt geltend machte, und daß der

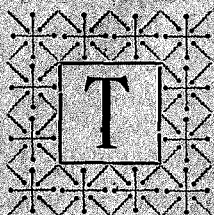
religiöse Idealismus nicht immer das erste Wort redete. Friedrichstadt war eine liberale Stadt; die Calvinisten werden es eine libertinistische Stadt genannt haben. Das Geistesleben innerhalb ihrer Mauern hatte die Vorzüge und die Nachteile ihrer freien Gesinnung.

Wenn schon die große Ansiedlung gelehrter und kapitalkräftiger Holländer, von denen der Herzog träumte, ausblieb und die kleine Stadt nicht zu einem bedeutenden holländischen Kulturzentrum wurde, so bleibt dennoch jene Kolonie eine interessante Erscheinung in der Geisteskultur jener Zeiten.

Es gelang der Stadt nicht, ihren Ehrennamen „die Stadt auf dem Berge“ zu behaupten. — Nach dem Tode des Moritz mäßigte sich alsbald die Tyrannei der Calvinisten und man gewährte den Remonstranten in Holland wieder mehr Raum. — Seitdem wurde die Kirche zu Friedrichstadt einem verirrtten Kolonisten im fremden Lande gleich und war Friedrichstadts große holländische Zukunft dahin. Dennoch blieb die Stadt auch in figürlichem Sinne, was sie in der Wirklichkeit ebenfalls war: eine Provinzstadt in holländischem Stile, wo hervorragende Monumente der Renaissance nur spärlich vorkamen; — eine Stadt, deren Prospekt recht interessant genannt werden konnte, und ein Örtlein, wo durch ein Netz von taktvoll angebrachten Gräben verschiedene Strömungen miteinander verbunden waren.

Ich will jetzt in dieses Stücklein des menschlichen Lebens hineingreifen und in meiner Weise von den Eindrücken erzählen, die mich in ihrer kirchlichen Sphäre getroffen haben. Hoffentlich wird meine Geschichte dadurch etwas mehr als eine trockene Tatsachensammlung. Ich will ein Stücklein Friedrichstädter Geistesleben beschreiben, jedoch hin und wieder auf den Remonstrantismus in weiterem Umfange zurückgreifen, damit meine Leser ihn nicht nur durch das verkleinernde Glas unsres Städtchens sehen.

III. DIE TOLERANZ IN FRIEDRICHSTADT.



TOLERANZ ist ein schönes Wort, das zwei Bedeutungen hat. Es kann andeuten, daß man einer andren Partei als der eignen Raum gewährt und abweichende Meinungen nicht maßregelt; es kann auch bedeuten, daß man mit verständnisvoller oder wenigstens rücksichtsvoller Weisheit abweichende Meinungen leiden kann, ohne von ihnen gereizt zu werden. Wer im erstgenannten Sinn verträglich ist, läßt andersdenkenden Menschen ihr Recht; wer zu der erhabenen und etwas einsamen Höhe des zweiten Sinnes hinaufsteigt, wird den Gegnern gerecht, wenn es ihm nicht an Einsicht fehlt, und ist ihnen wenigstens gut gesinnt, wenn er ein lauterer Mensch ist.

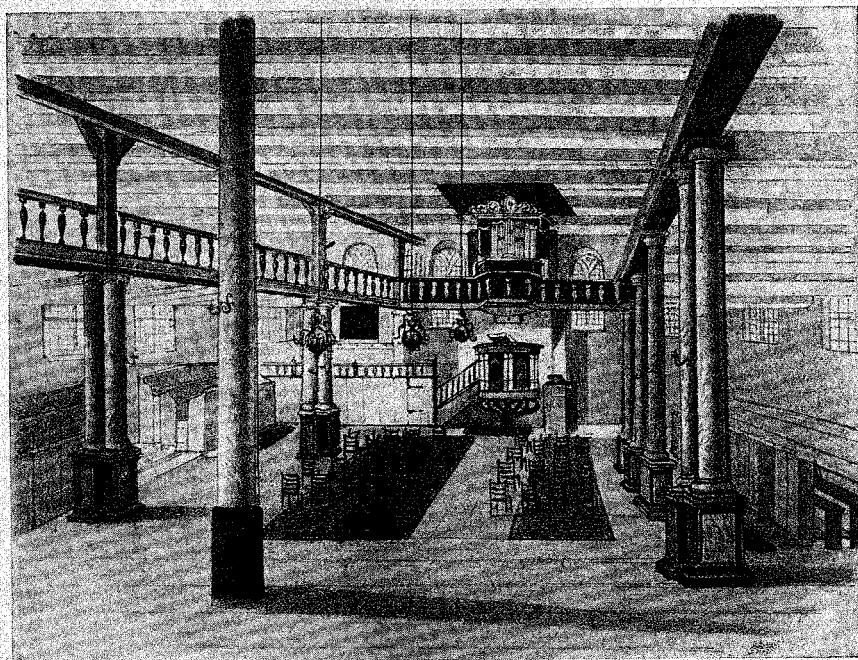
Der Liberalismus hat es in der Toleranz des ersten Grades ziemlich, wenn schon nicht herrlich weit gebracht; der zweite Grad ist in seinen Kreisen ebenso rar wie unter den starrsinnigsten Rechtgläubigen.

Natürlicherweise kommt diese seltene Tugend des zweiten Grades am wenigsten dem unterdrückenden Gegner gegenüber zur Geltung. Es wird uns denn auch nicht wundern, daß die Mehrzahl der Friedrichstädter Remonstranten es nicht so weit gebracht hatte, daß sie den unduldsamen Calvinisten gegenüber die sublimierte Verträglichkeit ausübten. Sie waren überhaupt kaum imstande, die derbe Größe des Calvinismus richtig einzuschätzen und manche Blüte der Friedrichstädter Literatur hat den üblen Geruch der dunkelhaften Verkennung an sich.

„Weil die entarteten Bataven (die Calvinisten) Babylon wieder herbringen, singen die Dichter an der Treene das traurige Loos O, entfliehe, besserer Teil, Babylon und der feindlichen Küste (N. B. dem Vaterlande), wenn du deinen Nacken nicht unter das feindliche Joch beugen willst.“ — —

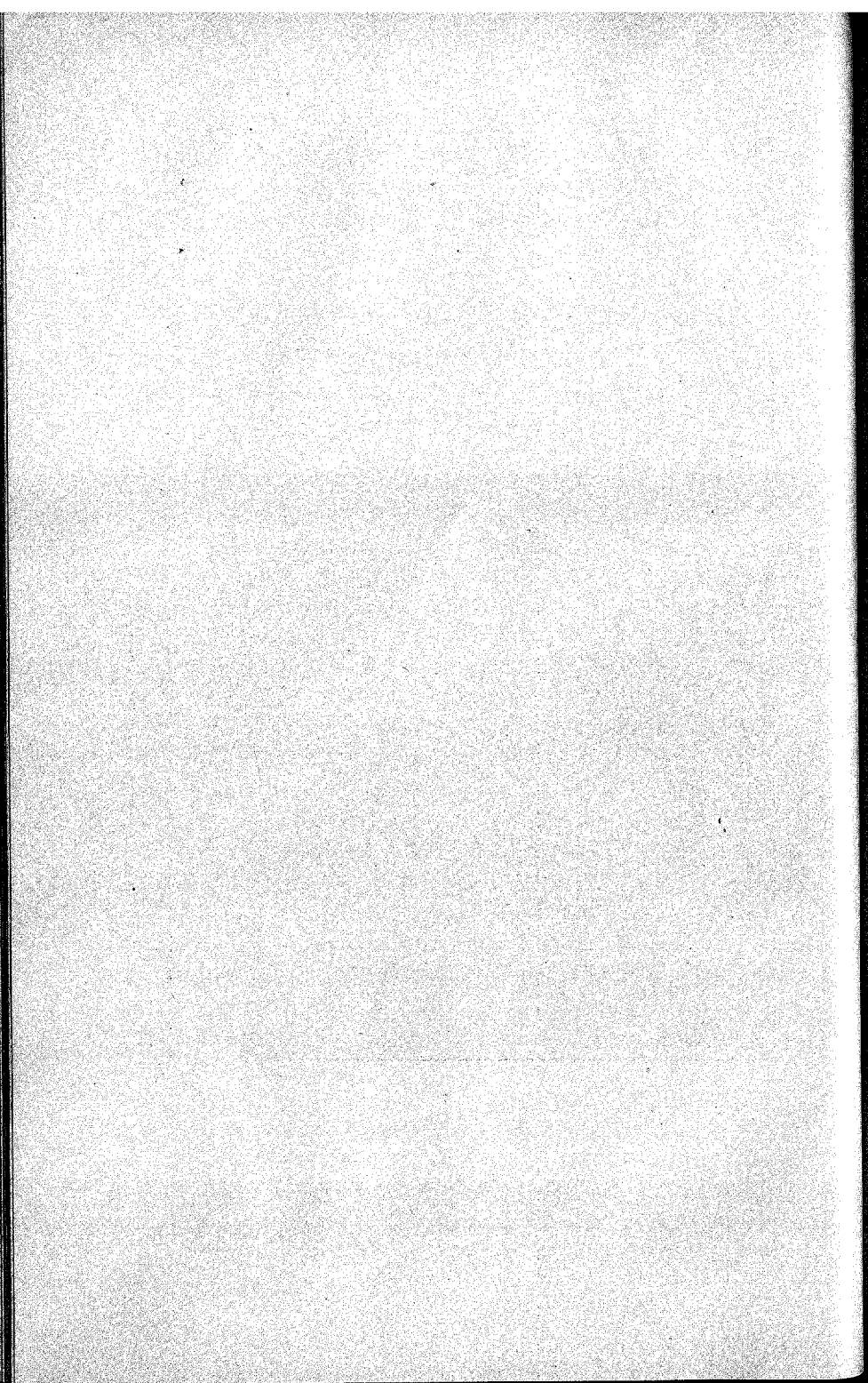
Wahrlich, Domine Smoutius hätte es nicht besser sagen können, wenn er ein Remonstrant gewesen wäre!

Wir können mit Grund vermuten, daß die Kanzel auch nicht von diesem Calvinistenhaß frei geblieben ist. Es läßt sich von einem Mann wie der erste fest angestellte Pastor Grevinchovius



DAS INNERE DER REMONSTRANTISCHEN KIRCHE
VOR 1840

(Nach einem alten Bilde aus Tidemans „Frederikstad aan der Eider“)



erwarten, daß er vornehm blieb, auch wenn er sich einmal hinreißen ließ, es gab jedoch auch weniger hochstehende Persönlichkeiten unter denjenigen, die in der ersten Zeit die Kanzel bestiegen, und es geht aus alten Dokumenten hervor, daß der Calvinistenhaß der Friedrichstädter ins Lächerliche gezogen wurde. Ich muß hier einen Geschichtschreiber zitieren, der eigentlich ein gemeiner Franctireur war, der jedoch als solcher gut zielte; ich meine den Pasquillarius, der seine Geschichten nachts an die Türpfosten frommer Bürger schrieb. Der Schlei-cher ist zwar kein anständiger Historiker, aber dennoch haben seine Schriften Wert, wenn man sie mit Vorsicht verwendet¹⁾.

Im Spottstück: „Die erste öder letzte Verordnung oder silberne Glocke in Friedrichstadt“, wird eine scharfe, geistvolle, wenn auch unsympathische Satire in der Form einer Verordnung des Statthalters und seiner Assessoren dargeboten. Zuerst wird die Frömmigkeit des Statthalters in perfider Weise verspottet; dann folgt eine sehr komische Beschreibung von den Klagen der Kirchenbänke und Säulen über die große Last, die sie durch den Andrang der Gläubigen zu tragen haben, und schließlich wird eine Fanfare auf den Anti-Kalvinismus der Friedrichstädter zum Besten gegeben, deren Übersetzung hier folgt: „Man hat wieder neue Schafe der Herde zugefügt. Es gehen ja viele Schafe in einen Stall hinein, dem Prinzip gemäß: „Quot capita tot sensus“ (es gibt ebensoviele Meinungsverschiedenheiten als Häupter). Das geschieht alles zur Erbauung der Nachbarn und der Stadtgenossen, zur Ehre Gottes und des Reiches Christi, in der reinen Wahrheit, die uns, dem rechten Volke, den Lichtern in der heutigen Finsternis, gegeben ist. Der Zweck jener Maßregeln ist, das Licht hier zu verbreiten und fortzupflanzen, damit es vor der Zukunft unsres Herrn vom Antichrist nicht ganz erlöscht werde, wie es im Vaterlande der Fall ist. Der Herr möge uns, seinen Schafen, in Mitten der Löwen also eine friedliche Ecke übrig lassen, und in der entsetzlichen Grube dieser Zeit durch seine Macht gnädiglich bewahren, gleichwie er die Ankläger Daniels in der Löwengrube bewahrt hat und

1) Siehe, „Der Friedrichstädter Pasquillarius“, wo das Pasquill im ganzen aufgenommen ist.

wie er es öfters mit seinen Dienern machte. Uns, holländischen Israeliten, hat er wieder ein gelobtes Land zum Aufenthalt gegeben. Er möge uns darin so eifrig wie in allen Landen finden. Und er möge Grund haben, uns auszuspeien, weil wir weder heiß noch kalt, sondern lau sind. Festgestellt in der vollen Versammlung des heiligen Geistes. G. van Nietmetallen. Stilo solito. Anno noto.“

Das Original dieses giftigen Pamphlets ist in einem Stil geschrieben, der der Form nach hier und da an einen Irrsinnigen denken läßt. Jedoch läuft durch das Ganze ein Faden, und die scheinbar unwillkürlich fehlerhaften Wendungen enthalten scharfe Seitenhiebe, die, ebenso wie die scheinbar verwirrten Satzbildungen, den Verfasser als einen Querulanten kennzeichnen, der mit dem bösen Auge seiner üblen Gesinnung scharf sieht, das Verkehrte übertreibt und generalisiert, jedoch nicht in grobe Verleumdung verfällt. Sein Pasquill kritisiert Verhältnisse, die andre Quellen bestätigen.

Es versteht sich, daß die Friedrichstädter Remonstranten manchmal überschnappten, wo es dem Calvinismus galt. Man hatte zu viel durch ihn gelitten, und überdies gehörte die Mehrzahl der Bürger zu den oberflächlichen Gemäßigten, die scharfen Gegnern gegenüber gewöhnlich illiberal und fanatisch werden.

Leider findet man in der Geschichte der Remonstrantenstadt manchmal eine Spur vom verhängnisvollen Stolpern auf dem Wege der Liberalität. Bisweilen muß man lachen, wenn man den Stil des Calvinismus in den Aktenstücken des Kirchenvorstandes zurückfindet.

Man wollte einen neuen Ordinarius als Nachfolger des Grevinchovius und meinte Grund zum Wunsch zu haben, daß man sich in Holland mehr für Friedrichstadt interessiere, „weil es der einzige Ort ist, wo die Lehre der Wahrheit, die zur Gottseligkeit not tut, öffentlich gepredigt und mit Konsens und Autorität unsres gnädigen Fürsten und Herrn frei und ungehindert gelehrt und fortgepflanzt wird“. Ich weiß nicht, ob die Gemeinden von Rotterdam oder Amsterdam, die Führerinnen und bisweilen auch die Erzieherinnen unter den Schwestern,

diese Äußerungen gerügt haben, jedoch finde ich in den Archiven wohl ein gesalzenes Schreiben der Amsterdamer Gemeinde, das für die Verhältnisse in der Holsteiner Gemeinde und die Remonstrantische Bruderschaft kennzeichnend ist.

Es war in dem letzten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts. Pastor Borreman amtierte in der Gemeinde und hatte seine liebe Not mit seinen Schafen. In jenen Tagen brachte eine Streitfrage über die Taufe die Remonstranten Friedrichstadts in Bewegung. Es machten sich keine wiedertäuferischen oder lutherischen Ketzereien in ihren Kreisen geltend; es handelte sich nur um die Frage, wo getauft werden sollte. Hendrik Adams Bontekoe wünschte die Haustaufe für sein Kind, weil er den Sonntag nicht abwarten konnte, wegen einer Reise, die er nach Norwegen antreten sollte. Der Kirchenvorstand jedoch hatte im Jahre 1692 bestimmt, daß nur in der Kirche getauft werden sollte. Augenscheinlich bestand schon damals die Neigung, sich an die lutherische Sitte der Haustaufe anzuschließen. Die hatte eben in dem lutherischen Lande einen vornehmeren Anstrich als die Taufe in der Kirche. Es war das gute Recht des Kirchenvorstandes, dem entgegenzutreten. Jedoch trieb man es in diesem Falle zu weit. Zweimal wurde dem Bontekoe die Haustaufe verweigert. Endlich griff das Collegium von Bürgermeister und Räten ein und hieß dem Borreman, das Kind zu taufen. Er gehorchte und . . . zwei Diakonen traten deswegen ab. Ein Schreiben von sechzehn Gemeinemitgliedern drückte ein lebhaftes Befremden über die Handlungen Borremans aus, weil er selber ehemals vorgeschlagen habe, die Haustaufe abzuschaffen. Der Pastor teilte darauf mit, daß er fortgehe.

Auf diese unerquickliche Geschichte folgte eine noch unerquicklichere Korrespondenz mit der Gemeinde von Amsterdam. Die Kläger schrieben, daß ihr Gewissen sich durch die Streitigkeiten veranlaßt fühle, ihnen die Teilnahme an den Sakramenten zu verbieten und daß ihr Seelenheil dadurch geschädigt werde. Dieses ultralutherische Empfinden des Kirchenvorstandes bietet ein merkwürdiges Gegenstück zum Ultramontanismus in der Taufangelegenheit. Und die „Gewissenszarte“ gereicht dem Vorstande kaum zur Ehre. Es läßt sich mit „Gewissenszarte“ fein intri-

gieren; die Herren verstanden sogar die Kunst, damit einen Pastor wegzuekeln.

Die Amsterdamer antworteten darauf, daß es bedauerlich sei, wenn man wegen äußerer Formen sich trenne, das Abendmahl nicht genießen wolle und überdies das letztere für etwas halte, das zum Seelenheil notwendig sei. Am bedenklichsten sei es jedoch, daß man die Taufe in der Kirche für etwas spezifisch Remonstrantisches halte. Die allgemeine Versammlung der Bruderschaft habe gerade im Jahre 1633 die Haustaufe freigelassen, weil keine bestimmte Vorschrift unsres Herrn darüber bestehe. In Amsterdam geschehe es auch viel in den Häusern. Der damaligen Auffassung über die Autorität der Schrift gemäß berufen die Herren sich dann auf die Taufe im neuen Testament und den Friedrichstädtern werden die Fälle des Kämmerers aus dem Mohrenland, des Paulus, der Lydia und des Stockmeisters von Philippi vorgehalten. Im Falle Bontekoe sei die Haustaufe auch angebracht gewesen. Das würzige und originelle Schreiben schließt mit dem Wunsche: „Wir hoffen, daß Ihr Brief nicht von Leuten, die nicht zu der Gemeinde gehören, gesehen wird, damit sie uns, die wir die gegenseitige Verträglichkeit huldigen, nicht verspotten. Wir verkündigen ja öffentlich in unsren Predigten und Schriften, daß wir alle Christen dulden, die mit uns über die allgemeinen Punkte des Glaubens einverstanden sind, wenn sie auch in einigen schweren Irrtümern verstrickt sein möchten. Wahrlich, man wird spotten, wenn man sieht, daß es Remonstranten gibt, die die Seligkeit nicht nur von der Bedienung der Taufe, sondern auch von der Zeit und dem Ort, wo sie bedient wird, abhängig machen.“

Die Herren nahmen kein Blatt vor den Mund, aber sie hatten Recht. Ihr Brief ist nicht nur ein typisches Stücklein aus dem Friedrichstädter Archiv, sondern auch ein bemerkenswertes Zeugnis für den vornehmen, liberalen Geist der Remonstranten in Holland und ihrer Bruderschaft. Zwar wurde die Frage nach den allgemeinen Punkten des Glaubens anders beantwortet als in unsren Tagen der Remonstrantismus es tut, hier jedoch spricht sich eine Gesinnung aus, die hinter der heutigen Liberalität keineswegs zurücksteht.

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hat die Tauffrage noch einmal Staub aufgeweht. Der Kirchenvorstand wollte einem Mitglied der Gemeinde die Haustaufe nicht zugestehen, weil es sich nicht mit den remonstrantischen Sitten vertrage. Der Taufvater bestand jedoch darauf, daß seine Kinder zu Hause getauft werden sollten. Aber der Kirchenvorstand gab es nicht zu, bis er endlich den Streitpunkt mit salomonischer Weisheit aufhob. Man bat den lutherischen Prediger in einer Vakanz, die Kinder zu Hause stellvertretend für die remonstrantische Gemeinde zu taufen! — Prinzip ist Prinzip!!

Tideman erzählt in seinem Büchlein „Friedrichstadt an der Eider“ eine sehr interessante Merkwürdigkeit. Als Pastor van den Heuvel im Jahre 1706 seine Gemeinde kennen lernte, entdeckte er zu seinem Schrecken, daß die Mehrzahl den fünf remonstrantischen Artikeln gegenüber kalvinistisch dachte. Er hatte das von dieser Gemeinde nun doch am allerwenigsten erwartet! — Wie war das möglich? — Man muß die Erklärung vielleicht darin suchen, daß viele deutsche Reformierte Mitglieder der Gemeinde geworden waren. Wie dem auch sei, van den Heuvel gürtete das Schwert des Geistes um und wollte den Calvinismus im Busen der Gemeinde ausrotten. — Die ganze Sache wäre für uns nicht besonders bemerkenswert, wenn es die Bruderschaft nicht veranlaßt hätte, ihre Prinzipien in glänzender Weise bis zur äußersten Konsequenz durchzuführen. Professor van Limborgh ermahnte nämlich den sich ereifernden Pastor in einem vortrefflichen Brief und schrieb: er solle doch in Friedrichstadt die heillosen Streitigkeiten nicht erneuern, die in Holland zum Bedauern aller Wohlgesinnten die Kirche zerrissen hätten.

Van Limborgh handelte in dieser Beziehung im Geiste der Bruderschaft. Sie will keine scharf begrenzte konfessionelle Gemeinschaft sein, sondern wünscht gerade, daß die verschiedenen Richtungen in der christlichen Kirche sich zusammenfinden und sich vertragen.

Dieses Ideal hat sich im Laufe der Jahre entwickelt, die Bruderschaft ist jedoch nie zu einer freien, religiösen Gemeinschaft geworden, die jeder ehrlichen religiösen Meinung im

findet.

Die Zierde der Bruderschaft war und ist der milde Geist, der in ihr vorherrscht und die Schranken stellt.

Die letzteren waren anfangs nicht so vielumfassend als in späteren Zeiten. Es waren die Remonstranten der alten Tage ja keine liberalen Christen des zwanzigsten Jahrhunderts. Das geht am deutlichsten aus der im Jahre 1621 aufgestellten und 1622 erschienenen remonstrantischen Konfession hervor. Sie wurde zu Antwerpen von Episcopius geschrieben. Wtenbogaert, Grevinchovius und Niellius standen ihm bei dieser Arbeit zur Seite. Der Inhalt war, was wir heute „gemäßigt orthodox“ nennen würden. Über der ersten Kirchenordnung stand, daß die



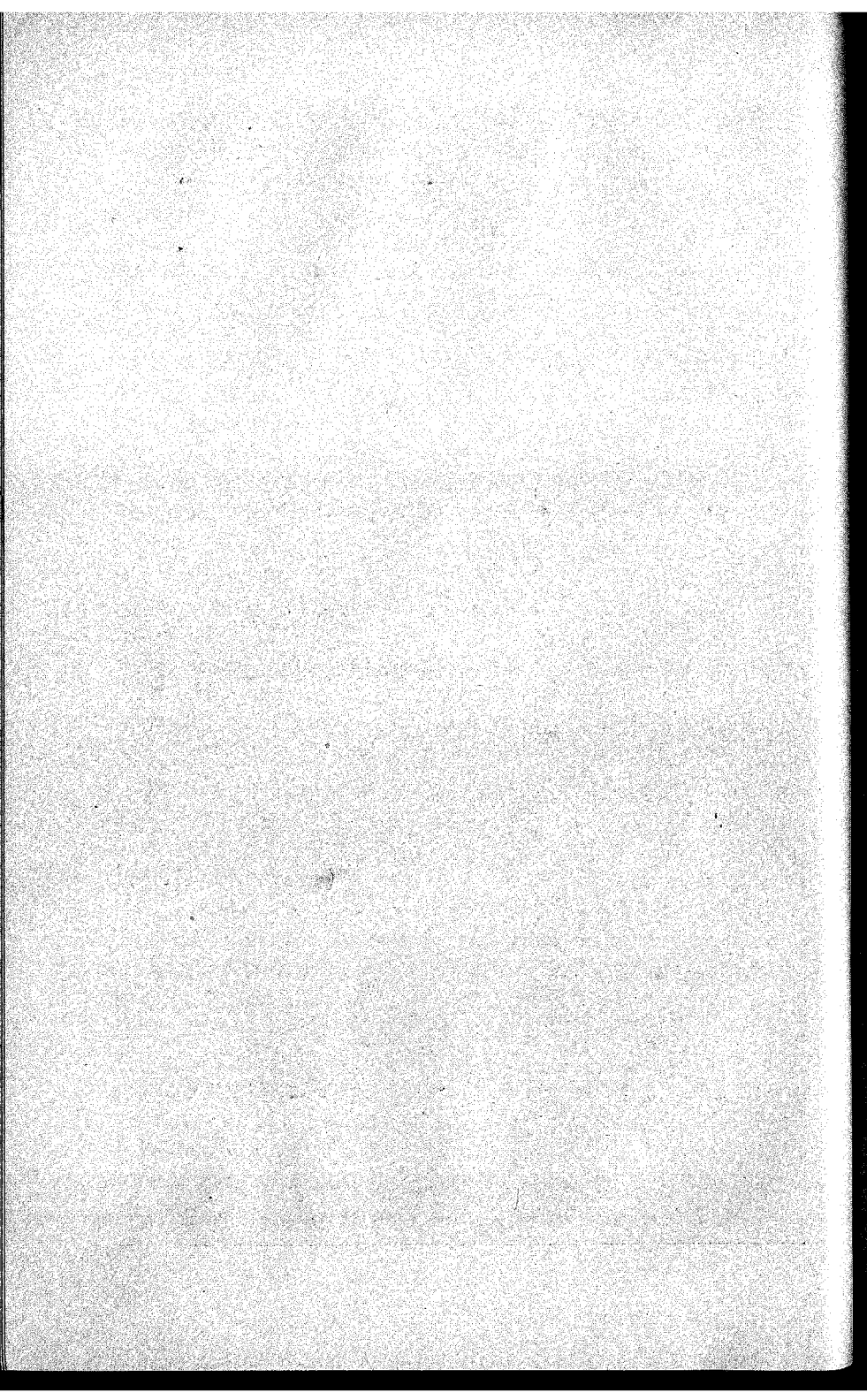
DAS INNERE DER

eigenen Kreise Raum gewährt. Auch das heutige Regulativ stellt seine Schranken. Es heißt: „Die Bruderschaft der Remonstranten bezweckt, treu ihrem Grundsatz der Freiheit und Verträglichkeit und auf der Grundlage des Evangeliums Jesu Christi das religiöse Leben zu fördern.“

Es spricht sich der liberale Geist der Bruderschaft in diesem Artikel deutlich aus, jedoch tritt er noch deutlicher in der dogmatischen Kirchenzucht der Gemeinschaft ans Licht. Sie erkennt praktisch nämlich nur einen Ketzermeister, dem sie die Inquisition überläßt, nämlich das Gewissen selbst desjenigen, der auf Grund dieses Artikels Mitglied sein will. Es versteht sich, daß die Widerstandsfähigkeit dem Dogmatismus und seiner Exklusivität gegenüber schließlich nicht im formulierten Grundsatz der Remonstranten liegt, sondern im Geist, der in ihren Kreisen vorherrscht. Und dieser konnte sich behaupten weil



EN KIRCHE NACH 1840



Brüderschaft auch „persistiert“ bei demjenigen, was sie unter dem Titel „Confessio“ herausgegeben und erklärt hat. Bis zum Jahre 1863 griffen alle Gesetze der Brüderschaft auf diese „Confessio“ zurück.

Im Vorworte heißt es, daß eine „Confessio“ etwas sei, das nicht unumgänglich ist, jedoch nützlich, erlaubt und in bestimmtem Maße notwendig. Man solle ihm keine unwidersprechliche Autorität beimessen, jedoch einer mäßigen Freiheit Raum lassen, ohne zur Ungebundenheit zu verfallen. Man solle damit die Gewissen, Zungen und Federn nicht am Bande legen und nicht denken, daß es die Grundpfähle stelle, innerhalb deren die Religion und die seligmachende Kenntnis eingeschlossen sei.

Wtenbogaert sagt in seinen „Gedenkschriften“ (siehe Tide man „De stichting der Remonstrantsche Broederschap pag. 174): „Das Vorwort (der Konfession) sagt zwar, daß das Bekenntnis keine Regula der Wahrheit oder der Einigkeit sei, an die jemand derweise gebunden werden solle, daß er nicht alles frei an der Schrift prüfen dürfe, jedoch sagt es auch, daß sie die Erklärung der Meinungen sei, zu denen wir alle einträchtig halten und die wir alle als zur Seligkeit genügende Wahrheit betrachten. Es geht daraus hervor, daß wir diese Meinungen behaupten wollen, bis Gottes Wort uns anders belehren wird. Wenn nun jemand meint, daß Gottes Wort ihn zu andren Einsichten brachte, so darf er nicht sagen, daß er nicht an die Konfession gebunden sei; jedoch wohl, daß er sich von der Konfession lossage und sich von der Brüderschaft trenne, es sei denn, daß diese ihn dulden wolle. Dazu soll er sich mit einer Bitte an die Brüderschaft richten.“

Es geht aus allem dem deutlich hervor, daß man mit den Radikalisten auf religiösem Gebiet nicht auf einer Linie stand oder stehen wollte. Der Remonstrantismus hat bekanntlich vor seinem kirchlichen und politischen Fall dem starren Calvinismus gegenüber Gewalt geübt. Der Selbsterhaltungstrieb kehrte sich dabei nicht gegen die kalvinistischen Glaubensfassungen, sondern gegen die kalvinistische Taktik, die den Remonstrantismus zugrunde richten wollte, man verfiel jedoch damals auch in bedenkliche Willkür. Es war der Liberalismus,

der den Illiberalismus mit seinen Tendenzen der Alleinherrschaft ducken wollte. Die Geschichte bewies, daß es auch dem Remonstrantismus im Kampfe ums Dasein nicht gelungen ist, die illiberalen menschlichen Instinkte zu bändigen. -

Später, als das Leiden läuternd gewirkt hatte, trat bei den edelsten Vertretern des remonstrantischen Idealismus die großzügige Verträglichkeit in den Vordergrund, die aus dem Vorwort der Konfession, ebenso wie aus dem oben zitierten Brief des Wtenbogaert und nicht am wenigsten aus dem Rundschreiben des Professors Limborgh an den Kirchenvorstand zu Friedrichstadt spricht.

Es versteht sich, daß in jenen Kreisen das freisinnige Christentum späterer Zeiten zur Entwicklung kam und daß die Schranken sich ohne große Schwierigkeiten ausdehnten.

* * *

Was ich von den Abweichungen nach der intoleranten Seite im Friedrichstädter Remonstrantismus sagte, mußte betont werden. Es hat keinen Sinn, ihn zu idealisieren und ihm eine vertiefte Lebensweisheit zuzudichten, die sich über die Parteien hinaushebt. Zu einer solchen Gesinnung gehören hervorragende Persönlichkeiten und daran war die Gemeinde nicht reich. Sie war von Anfang an eine liberale Gemeinschaft, die sich in geistigen Dingen nicht besonders auszeichnete, viel haderte und manchmal auf die Klippen der beschränkten intoleranten Gesinnung stieß. Die vereinzelt Figuren, die sich durch ihren hohen Geist auszeichneten, haben dem nicht vorbeugen können.

Aber die Gemeinde hat die Verträglichkeit, die jeder religiösen Richtung im gesellschaftlichen Leben gern Raum gewährt, im Laufe der Jahrhunderte hochgehalten und der Friedrichstädter Remonstrantismus hat die freisinnige Politik der offenen Tür jeder Sekte gegenüber, die sich an ihren Toren anmeldete, in Praxis bringen wollen. Es war nicht seine Schuld, daß maneh brauchbarer Mann und mehr als eine Sekte von Gottorp ausgewiesen wurde. Und es liegt etwas Tragisches in der Tatsache, daß nach der Blütezeit der kontraremonstrantischen Tyrannei nicht Friedrichstadt, sondern Amsterdam sich den Ehrennamen „Freistadt“ (Eleuteropolis) erwarb, weil es in der prak-

fischen, politischen Toleranz obenan stand. Holland war bald viel liberaler als das Land des Herzogs und die kalvinistischen Pastoren vermochten am Ende nicht soviel wie die Geistlichen am Hofe des lutherischen gottorpschen Hofes, wenn es galt, Ketzern das Dasein unerträglich zu machen.

Im Laufe der Jahre hat Friedrichstadt einer stattlichen Reihe von religiösen Gemeinschaften und typischen religiösen Persönlichkeiten zeitweilen oder dauernd Raum gewährt. Remonstranten, Lutheraner, Mennoniten, Katholiken, Juden und Quäker gründeten dort Gemeinden; polnische Brüder, verschiedene „Propheten“ und Antoinette de Bourgignon suchten in unsrer Freistadt ihre Zuflucht. Nachher wollen wir Näheres über sie mitteilen. Einstweilen setzen wir die Besprechung des Remonstrantismus fort.

Wenn wir die Geschichten der verschiedenen nicht-remonstrantischen Religionsgemeinschaften behandeln, wird mancher Zusammenstoß zwischen der bevorzugten Gemeinde der Gründer Friedrichstadts und den Lutheranern, Katholiken und Mennoniten unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Für gewöhnlich betreffen sie die städtische Regierung, die anfangs natürlicherweise völlig remonstrantisch war. Man konnte die Konflikte also zu den politischen rechnen, jedoch tritt Religionsantipathie hier und da auch auf den Vordergrund. Im großen ganzen hat man aber die Kunst leidlich verstanden, den Religionsfrieden innerhalb der Mauern der Remonstrantenstadt zu behaupten. Ja, man trat einander manchmal hilfreich entgegen und wiederholt hat die remonstrantische Gemeinde ihr Heiligtum zur Verfügung der Lutheraner gestellt, wenn ihre Kirche zeitweilen nicht benutzt werden konnte. (Siehe des Weiteren: „Die Stellung der Lutheraner in Friedrichstadt“ und andre Abschnitte.)

Noch schöner ist die Gastfreundschaft, die man in Friedrichstadts Remonstrantengemeinde den Toten erwiesen hat. Wenn in der heutigen Zeit die Glocken des Remonstrantenturmes läuten, gilt es nicht immer dem letzten Gang eines Mitgliedes der Gemeinde, sondern auch manchmal einem Verewigten aus katholischen oder mennonitischen Kreisen und auf dem Friedhof hinter dem Heiligtum in der Prinzenstraße ruhen die verstorbene

nen Katholiken und Remonstranten. Das ist schon fast dreihundert Jahre der Fall.

Im Anfang dieses Jahrhunderts regte sich im Kreise des Kirchenvorstandes ein Trieb zur Entfaltung neuer Wirksamkeit auf religiösem und sozialem Gebiet, nicht nur zum Besten der Gemeinde, sondern auch im Interesse der Allgemeinheit und im Dienste verschiedener religiöser Gemeinschaften. Ich kann mir nicht zur Aufgabe machen, diese Bewegung endgültig zu beurteilen, weil ich mich mitten in ihr befunden habe. Jedoch sei es mir gegönnt, einige Hauptlinien ihrer Geschichte anzudeuten.

Durch das Vermächtnis des Pieter Jooste Kalaart war die Gemeinde im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bemittelt geworden. Nachher stiegen die Preise der Ländereien, die ihr durch das Erbe des Kalaart (oder Caluart) zuteil geworden waren, dermaßen, daß die Gemeinde bald sehr vermögend wurde. Man verwandte das Geld zum Teile zum Besten der Armen und bevorteilte zum andren Teile auch die Vermögenden. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts faßte man den Entschluß, die jährlichen Überschüsse zu verteilen. Später sah ein Teil des Kirchenvorstandes ein, daß dies nicht richtig sei und durch die Bemühungen dieses Teiles und der kirchlichen Behörde in Holland wurde dieser Mißbrauch abgeschafft. Nun gab es wieder Überschüsse und durch sie wurde es dem Kirchenvorstande ermöglicht, einen Teil der Gemeindemittel zu gemeinnützigen ideellen Zwecken, die im Geiste des Remonstrantismus waren, zu verwenden. Allmählich reifte der Plan zum Bau eines Gemeindehauses, das jedoch nicht nur dem eignen Kreise, sondern auch andren religiösen Gruppen und überhaupt solchen Vereinen dienen sollte, die das kulturelle Leben in sympathischem Geiste förderten.

Das Remonstrantenhaus wurde gegründet. Bald war es ein Mittelpunkt religiöser und sozialer Arbeit. Frauen und Männer verschiedener Religion arbeiteten dort im Dienste der Jugendpflege, zur Beförderung der Volksentwicklung und zur Erbauung des religiösen Lebens. Die Schwesternstation des Frauenvereins wurde dort untergebracht und durch finanzielles und geistiges

Zusammenhalten erreichen verschiedene Korporationen in diesem Zentrum von Liebesarbeit manches, das sonst kaum erreicht werden würde. Jeden Tag klangen Kinderstimmen im Raume des Hauses; manchmal wurde der Saal für Lichtbilderabende, Vorträge und musikalische Vorführungen gebraucht; eine Guttemplerloge fand dort ihren Versammlungsraum; das Lehrlingsheim war sonntäglich im Winterhalbjahr im Hause vereint; junge Mädchen konnten dort ihre freien Abende verbringen und die Schulkinder der Gemeinde machten dort ihre Schularbeit im selben Raum, wo eine Nähsschule zusammenzukommen pflegte und morgens die von der Schwersternstation geleitete Warteschule abgehalten wurde. — Solch tätiges Leben habe ich im Remonstrantenhaus gekannt.

Schöner als je war es mit im Remonstrantenhaus in der fröhlichen Weihnachtszeit. Dann wurde eine Lichtbilderandacht mit Gesang abgehalten; dann feierte ein Verein nach dem andren im großen Saal und die Weihnachtslieder wurden von Menschenkindern sehr verschiedener Kirchen gemeinschaftlich angestimmt, als gäbe es keine Spaltung unter den Christen. So verwirklichte sich in diesem Hause etwas von dem Ideal der Remonstranten, das man beim Hereintreten auf der Wand der Vorhalle liest:

Einigkeit im Notwendigen,
Freiheit im Zweifelhafte,
In allem die Liebe.

Ich habe das Anziehende der Remonstrantenhausarbeit hervorgehoben und erlaubte mir, über das weniger Angenehme zu schweigen. Man verüble mir diese Einseitigkeit nicht, wo es eine Gründung gilt, die mir sehr lieb ist und der ich freudig meine besten Kräfte gegeben habe. Ich habe nicht zu viel gesagt! Durch treue Hingabe und vornehme Toleranz ist die geistige Arbeit im Gemeindehaus der Friedrichstädter Remonstranten vielen zum Segen geworden und man hat in einem kleinen Ort von kaum dreitausend Einwohnern Großes erreicht.

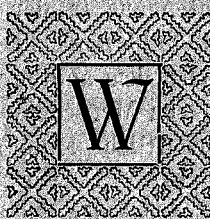
Zweifelsohne geht aus der Tatsache, daß solch eine Arbeit gelingen konnte, hervor, daß die alte Tradition der Verträglich-

keit manchem Friedrichstädter nicht nur eine ererbte Theorie, sondern auch praktische Lebensweisheit ist.

Und das ist ein köstlicher Besitz. Toleranz ist zwar kein positives religiöses Gut; man kann sich an ihr nicht sättigen; sie ist jedoch eine Lebensbedingung, ohne die Humanität höherer Ordnung nicht bestehen kann. Und die Religion kann sich in ihrer edleren Form nicht ohne diese anerkennende Humanität entwickeln.

Es ist eine beachtenswerte Merkwürdigkeit, daß die kleine Stadt an der Eider schon drei Jahrhunderte eine Kirche besaß, die eine Trägerin jenes hochloblichen geistigen Gutes war.

IV. FÜNF FIGUREN AUS DEM GEISTIGEN LEBEN DER ERSTEN REMONSTRANTEN IN HOLSTEIN.

ENN ein Glaubensheld verbrannt wird oder auf der Folterbank stirbt, nennt man ihn einen Märtyrer. Aber wenn ihm durch die Tortur feindseliger Ketzerräger das Leben verdorben, die Existenz vergiftet und die schöne Freude verbittert werden, wird ihm dieser Ehrenname nicht zuteil. Demgemäß hat die remonstrantische Bruderschaft kein „Märtyrerbuch“. Wer jedoch kein Fremder in ihrer schmerzreichen Gründungsgeschichte ist, weiß, wie viel Glaubensmänner aus ihrer Mitte das Kreuz getragen haben.

Es waren vor allem Pastoren, denen es schwer ergangen ist. Sie wanderten in der Heimat als vermummte Reiseprediger von Ort zu Ort, oder führten ihr tragisches Leben kümmerlich in einer vergessenen Ecke. Andre fanden ihr Lebensende als Heimatlose im Exil.

Das Blut der Märtyrer hat kaum geströmt, ihre Tränen desto mehr. An der Eider unter den Kolonisten wohnte auch viel Leid. Wir wollen den interessantesten Remonstranten, die im geistigen Leben Friedrichstadts eine Rolle spielten, die ihnen gebührende Stelle nicht vorenthalten. Ein Professor theologiae, zwei Pastoren der Gemeinde, ein Theologe, der in der Remonstrantenstadt eine nicht-geistliche Stelle einnahm, und ein Rektor von einer lateinischen Schule werden unsre Aufmerksamkeit

auf sich ziehen. Der Viertgenannte ist leider eine unsympathische Figur, ein Anonymus. Wir sind jedoch genötigt, ihm das Ohr zu leihen, weil sein Werk vom historischen Gesichtspunkt aus gesehen interessant ist. Und wir stellen ihn hinter die Pastoren, weil er höchstwahrscheinlich einer ihrer Kollegen gewesen ist, der ebensogut wie die nobelsten Glaubensmänner Amt und Vaterland und Wohlstand preisgegeben hatte, weil sein Gewissen ihn dazu trieb.

Der Fünftgenannte spielt schon eine große Rolle im ersten Teil meines Buches. Es ist Marcus Gualtherus. Ich werde ihn jetzt hauptsächlich als Remonstrant und Stadtsekretär würdigen.

1. PROFESSOR CONRADUS VORSTIUS¹⁾.

Vorstius „der von seinen eignen Feinden mehr beklagt als gehaßt wird“.

v. d. Wedde an Friedrich III.

Es war im Jahre 1622. Der müde Wanderer Conradus Vorstius war froh, daß sein Schifflein endlich in Tönning landete und es war ihm unsäglich wohl zumute, als er wieder einmal mit Ehren empfangen, ja sogar als ein recht willkommener Gast auf das Tönninger Schloß vom Landesfürsten eingeladen wurde. Nun würde wohl wieder ein ruhiges Gelehrtenleben für ihn anbrechen. Seit er als Professor der leidischen Akademie dem Arminius nachgefolgt war, hatte er kaum Ruhe gehabt, und nachdem er von der Synode zu Dordrecht verurteilt, von den Behörden abgesetzt und des Landes verwiesen worden war, hatte das Schicksal ihn erst recht schlimm behandelt. Zuerst hatte er sich auf einem Landgut in der Provinz Utrecht versteckt gehalten, nachher wohnte er in der Stadt Utrecht selber bei Dr. Pieter van Dam. Aber er konnte es dort nicht aushalten. Man suchte ihn überall; wenn man vermutete, daß er in irgend einem Hause war, wurden Soldaten mit geladenen Musketen ausgesandt, um ihn zu greifen. Manche Nacht mußte er schlaflos verbringen, weil die Gefahr der Verhaftung drohte und mehr als einmal mußte er in der Finsternis schnell ein andres Versteck aufsuchen, weil man seine Spur gefunden hatte. So hatte

1) Siehe Brandts „Geschichte der Reformation“.

der Mann in tausend Ängsten gelebt, bis es ihm zu schwer wurde. In diesen Tagen war endlich Rettung gekommen. Der Graf von Steinfurt ließ ihn einladen, das Professorat zu Steinfurt, das er früher bekleidet hatte, wieder anzutreten, und auch aus Gortorp waren freundliche Einladungen eingetroffen. Er entschloß sich, die letzteren anzunehmen, und es gelang ihm, über Amsterdam und Hoorn seinen Weg nach Tönning zu finden, ohne erwischt zu werden.

Nun war er dort im sicheren Schloß, wo Johannes de Haen auch schon wohnte und Grevinchovius ungefähr zur selben Zeit ankam. Er war glücklich, und der Herzog freute sich auch, weil mit ihm der erste namhafte Gelehrte aus den remonstrantischen Kreisen seine Zuflucht im herzoglichen Lande gesucht hatte. Vorstius wurde, ebenso wie es mit Johan de Haen geschehen war, zum Diener des Fürsten ernannt. Es heißt in einem Erlaß Friedrichs des Dritten:

Wir tun kund, das wir „den ehrewürdigen und hochgelehrten Herrn Conradus Vorstius, Doctor der heiligen Schrift, nicht nur neben andren als unsren Untertanen in unsre Beschirmung und Protection gnädiglich auf- und angenommen, sondern auch zu unsrem Diener und Theologen angestellt haben wofern es die geistlichen Angelegenheiten betrifft wird er zusammen mit andren die Aufsicht und Verwaltung der Kirche und Schule in unsrer neuen Stadt in Händen haben. Des weitern soll er auf Wunsch und Bitte seiner Brüder im Glauben und der ihm anvertrauten Kirche in Friedrichstadt gelegentlich als Prediger auftreten und besonders Vorlesungen und öffentliche Theologische Disputationen, neben andren dergleichen Übungen, so zu seinem Amte gehören, abhalten In Summa soll er alles oben Erwähnte und was damit zusammenhängt, nach Vermögen und zur Ehre Gottes, zur Fortpflanzung der heiligen, göttlichen Wahrheit und zur Behauptung und Vermehrung der kirchlichen Ruhe und des kirchlichen Friedens, verrichten, damit die Oben erwähnte Kirche in unsrer neuen Friedrichstadt sich gedeihlich entwickle Für diese Dienste wollen wir ihm, so lange es uns gefällt, jährlich, in Octavio trium Regum, zu Kiel, wenn unsre andren Diener ihre Besol-

ung empfangen, aus unsrer fürstlichen Rentkammer zweihundertfünfzig niederländische Gulden auszahlen

Zur Urkunde ist dies mit unsrem fürstlichen Siegel und unsrer Namensunterschrift befestigt. Festgestellt auf unsrem Schloß zu Tönning am XIX Juli des Jahres MDCXXII."

Ich habe diesen fürstlichen Erlaß aus der Brandtschen niederländischen Übersetzung zum Teile übernommen, weil es ein Dokument ist, in dem die religiöse Gesinnung des liberalen Herzogs charakterisiert wird. Seinen stocklutherischen Theologen zum Trotz beauftragt er einen remonstrantischen Professor, der manchem Remonstranten zu weit ging, „zur Fortpflanzung der göttlichen Wahrheit“ Disputationen abzuhalten. Mag sein, daß der Fürst sich von der Tragweite seines Freisins nicht völlig bewußt war, jedoch war er „in Theologicis nicht unbewandert“ und zweifelsohne war es ihm bekannt, daß Vorstius unter allen rechtgläubigen Theologen Europas im Ruf des Socinianismus stand. Und dieses Wort erregte bei den meisten Frommen und Rechtgläubigen jener Tage einen Schüttelfrost, wie das Wort „Modern“ in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist bemerkenswert, daß Friedrich der Dritte einen Theologen wie Vorstius als Beförderer der göttlichen Wahrheit neben seine Hoftheologen in seinen Dienst stellte. Die letzteren werden ihren neuen Kollegen wohl nicht freundlich begrüßt haben. Seine Meinungen waren mit der lutherischen reinen Wahrheit ebensowenig in Harmonie wie mit der kalvinistischen. Dennoch hatte der Herzog nach unsren Anschauungen eine gute Wahl getroffen. Es geht aus der Kritik verbissener Feinde manchmal am besten hervor, wer ein Mensch sei. Demgemäß hat die Beurteilung des kalvinistischen Historikers Trigland, der ein Löwe unter den streng Reformierten war, einen besonderen Wert. Er nennt Vorstius in seiner Kirchengeschichte einen sehr begabten Mann, der gelehrt, beredt und voll hoher sittlicher Gesinnung war. Er wußte sich bei allen Menschen beliebt zu machen, besaß jedoch einen „schlüpfrigen“ Verstand; und vor etlichen Jahren hatte er mit zu großem Eifer die Socinianischen Bücher gelesen und einige bedenkliche Meinungen aus ihnen übernommen. Auf diese Weise hatte er sich viele

socinianische Redensarten zu eigen gemacht und war deshalb von den Doktoren und Professoren der Theologie zu Heidelberg zensuriert und zur Widerrufung oder zur näheren Erklärung genötigt worden.

Auf einer Synode, die zu Delft im Jahre 1618 abgehalten wurde, konnten seine Gegner auch nicht umhin, seinen gottseligen Wandel zu loben. Mit einem Male rief einer der anwesenden Pastoren: „Siehe, Brüder, wie schädlich die Gottseligkeit ist!“ Ein anderer sagte, daß er zwar ein tadelloses Leben geführt habe, daß jedoch keine Irrgeister der Kirche mehr geschadet hätten, als gerade diejenigen, die fromm und heilig lebten, weil sie sich dadurch bei den Einfältigen einschlichen, und unter diesem Deckmantel ihre Irrtümer verbreiteten.

Solch ein gefährlicher Kerl mußte des Landes verwiesen werden. Man hat es getan, und er wurde gehetzt, bis er endlich mit einer ruinierten Gesundheit im Schloß zu Tönning ankam. Es war im Hochsommer des Jahres 1622. Zusammen mit Grevinchovius war er im Interesse der neuen Kolonie tätig und arbeitete eine Schrift aus, in der sie dem Herzog verschiedene Vorschläge bezüglich der inneren Organisation Friedrichstadts machten.

Das war wohl seine letzte größere Leistung. Als der Herbst kam, war es ihm noch gestattet, seine Frau zu begrüßen, aber am selben Tage, wo ihre Ankunft ihm eine frohe Überraschung bereitet, mußte er sich hinlegen. Der Tod meldete sich an. Doktor Pieter van Dam, sein Freund, der ihm aus Utrecht gefolgt war, vermochte ihm nicht mehr zu helfen; sein Stündlein war nahe. Darum rüstete er sich zum letzten Gang und stellte die irdischen Sorgen zur Seite, damit er sich den ewigen Dingen zuwenden könne. Er redete sich selbst und den Freunden Mut ein, sprach von seinen Werken, die er so gern vollendet hätte, und vertiefte sich in den Auferstehungsglauben, der sein Trost war, und den man ihm mit Unrecht abgesprochen hatte.

Als er sich durch die Beklemmungen, die eine Folge seiner Krankheit waren, genötigt fühlte, aufrecht zu sitzen, und Pastor Grevius ihn wieder niederlegen wollte, rief er: „Laß mich

los, damit ich aus diesem Gefängnis befreit werde“, und als der Tod sehr nahe kam, gebrauchte er seine letzte Kraft, um einige Punkte seiner Glaubensanschauung noch einmal zu erläutern.

Die Besprechung dieses dogmatischen Stücks und seiner „Ketzerereien“ würde uns mitten in die konfessionellen Spiegelungen jener Zeit hineinführen. Es interessiert uns nicht, weil es uns fern liegt. Mag sein, daß er in bestimmten Hinsichten mehr als er es sich selbst bekennen wollte, mit den „Gotteslästerungen des Heillosen Socinus“ übereinstimmte; mag sein, daß er manches in Zweifel zog, das die reformierten Kirchen „schon lange aus dem Worte Gottes als die sichere und determinierte Wahrheit gekannt und bekannt hatten“, wie die selbstsicheren Kirchenmänner zu Dordrecht es ausdrückten. Wir gönnen es dem Professor Vorstius, für dessen innige, saubere Frömmigkeit in der reformierten Kirche und im Vaterlande kein Raum mehr war, daß er im ruhigen Tönninger Schloß in Frieden entschlafen konnte, nachdem die Ketzerhäscher ihn zum Tode gehetzt hatten.

Der Tod kam bald, nachdem er das genannte Stück unterschrieben hatte. Am neunten Oktober, morgens zwischen zwei und drei Uhr, befahl er seinen Geist in Gottes und seines Heilands Hände. Dann starb er ohne Todeskampf.

Am zwölften Oktober fuhren sieben Wagen von Tönning nach Friedrichstadt. Es war die letzte Reise von Conradus Vorstius, dem seine Freunde das letzte Geleit gaben.

Am Orte, wo jetzt die remonstrantische Kirche steht, hatte man ihm sein gemauertes Grab zubereitet. Jetzt kann man es nicht mehr finden, es lag innerhalb der Grundmauern des alten Heiligtums.

Am Grabe predigte Pastor Grevius in der niederländischen Sprache und Rektor Gualtherus pries ihn in einer „Oratio funebris“, die leider verloren gegangen ist, deren Inhalt wir jedoch bei Brandt zum Teile wiederfinden. Er brachte in Erinnerung, daß er im Jahre 1569 zu Köln geboren war, von seinem Vater mit großer Sorgfalt zu einem tüchtigen Theologen erzogen wurde, bald eine bekannte Figur in der gottgelehrten

Welt wurde, in Deutschland, der Schweiz und Frankreich manches Zentrum seiner Wissenschaft besuchte und sich u. a. durch seine Bestreitung des Kardinalen Bellarminus und der Jesuiten von Münster Namen machte. Steinfurt und Leiden hatten ihn als Professor an ihrer theologischen Fakultät besessen und in Friedrichstadt sollte er der theologische Führer sein.

Das alles und noch viel mehr brachte Marcus Gualtherus auf dem Kirchhof zu Friedrichstadt in Erinnerung, als die Freunde am Grabe des ersten und einzigen namhaften Theologen standen, den der Herzog für seine neue Gründung gewonnen hatte. Die Tragik der Geschichte Friedrichstadts machte seine Ankunft zu einer Ausfahrt.

Baudartius schreibt in seinem großen Geschichtswerk „Doctor Conradus Vorstius, einer der großen Beförderer der remonstrantischen Lehre, der Holland und die benachbarten Länder tüchtig betrübt hat, ist im October zu Tönning in Eidenstedt aus dieser Welt hingeshieden. Ich habe bis jetzt nicht vernommen, daß er Reue und Leid über die vielfachen Ärgernisse getragen habe, die er mit seinen Büchern und Schriften vielen Tausenden bereitet hat. Es ist notwendig, daß das Ärgernis kommt, aber wehe dem durch den es kommt.“

Wir nehmen diese charakteristische Äußerung des dogmatischen Wahns früherer Zeiten hin, ohne uns zu sehr zu wundern.

Und wir geben dem frommen Gelehrten mit Anerkennung den Ehrenplatz in der Geschichte unsrer Kolonisation, der ihm gebührt.

2. NICOLAAS GREVINCHOVIUS ALS DIREKTOR, SEELSORGER UND BÜRGER IN DER REMONSTRANTENKOLONIE.

Die Überschrift stellt die Schranken für meine Abhandlung über unsren ersten Pastor fest. Wir wollen also keine vollständige Übersicht seines Lebens darstellen und teilen von seinem Wirken außerhalb der kolonialen Sphäre nur dasjenige in knapper Form mit, was zum rechten Verständnis dieser hervorragenden Figur in Friedrichstadts Geschichte unentbehrlich ist.

Eigentlich gehört Grevinchovius zu der Rotterdamer Ge-

meinde; dort war er Pastor, bevor die Remonstranten aus der Staatskirche gejagt wurden und dorthin wollte er als remonstrantischer Prediger zurückkehren, als der Tod ihm zu Hamburg auf seinen Wanderzügen begegnete und seine letzte kurze Reise zum fremden Kirchhof anordnete. Friedrichstadt hatte ihn eigentlich nur leihweise bekommen.

Unser erster Pastor hat ein schweres Leben gehabt. Zu Rotterdam fing das Schlimme an! Im Jahre 1612 hatte Dominee Geselius zwar dem Magistrat versprochen, fortan mit seinen Kollegen in Frieden zu leben, er fühlte sich jedoch nachher wieder verpflichtet, die Irrlehren seines Kollegen auf der Kanzel anzufallen und von der Abendmahlsgemeinschaft mit diesen Vorgängern abzuraten.

Es folgte eine öffentliche Spaltung in der Gemeinde und das Feuer der Religionszwistigkeiten loderte auf. Grevinchovius stand mitten im Feuer und wurde von den Calvinisten am heftigsten angefallen und das war begreiflich, denn sogar der sanftmütige Pastor Lansbergen Sr. ließ sich einmal in einem zornigen Augenblick entfallen: „Grevinchovius ist so voll Ketzerei wie eine Schlange voll Giftstoff und ein Ei voll Eiweiß.“ Zwar milderte er nachher seine Meinung, jedoch gab es Leute genug, die sie übernahmen und das Ihrige hinzufügten. Was half es ihm auf die Dauer, daß die städtische Regierung an seiner Seite stand und ein Teil des Publikums seine kernigen Predigten voll frischen und milden religiösen Lebens liebte. Der Calvinismus war die emporkommende Großmacht und die Männer der Remonstranten mußten behindert werden. Sobald die Regierungsgewalt den Calvinisten zuteil geworden war, fing die intensive Verfolgung an. Brandt berichtet, wie Nicolaas Grevinchovius im Jahr 1618 als eins der ersten Opfer auf der Synode zu Delft fiel und abgesetzt wurde. Im Urteil heißt es, daß er sich geweigert habe zu erscheinen und also die Autorität der Synode verachtete. Die Synode habe seine Widerspenstigkeit bemerkt; sie habe verschiedene Auszüge aus seinen Büchern vorlesen hören, die voll verleumderischer Vorstellungen der reformierten Lehre seien; sie habe von seinen aufrührerischen Reden, mit denen er die Magistrate gegen die treuen Diener der

Kirche aufzuhetzen gesucht habe, Nachricht bekommen; und die unzutraglichen Handlungen, Prozeduren und Ärgernisse, die ihm von der Classis von Schieland aufgebürdet waren, in Betracht gezogen: sie habe das alles in der Furcht des Herrn erwogen und ihn darauf von allen kirchlichen Diensten „deportiert“, bis er der Synode oder ihren Deputierten gehörige Satisfaktion gegeben hätte. Man bestimmte jedoch, daß die Exekution dieses Urteils verschoben werden sollte, bis man den Staaten von dieser Sache Bericht erstattet hätte.

In Rotterdam wollte der Rat dem gemäßregreiten Pastor die Amtsbedienung wohl untersagen, jedoch fürchtete man sich vor dem Volk. Als er nach den Haag entboten war, kam es sogar zu einer Volksbewegung. Man wollte den beliebten Lehrer nicht gehen lassen und trieb es dahin, daß der Magistrat ihm ansagte zu bleiben. Man würde ihn bei den Staaten und seiner Exzellenz wohl entschuldigen.

Das alles half aber nicht viel. Am Ende wurde ihm das Predigen verboten und das Urteil der Delfter Synode vollzogen.

Die Synode in Dordrecht kam zusammen und faßte den Entschluß, Grevinchovius nicht zu zitieren, weil er abgesetzt sei und erlaubte ihm, nur in der Stadt zu verweilen und den Brüdern mit Rat zur Seite zu stehen.

Im Juni 1619 finden wir ihn noch zu Rotterdam, jedoch wurde er vier Tage nach der Enthauptung des Oldenbatneveldt vor den Hof van Holland zitiert und als ein Rotterdamer Bürgermeister ihm gesagt hatte, daß er ruhig dorthin gehen könne, wenn er sich nicht mit politischen und nur mit religiösen Sachen eingelassen habe, bevorzugte er es, die Stadt zu verlassen. Man hatte ihn nicht ganz ohne Unrecht den zweiten Pensionar von Rotterdam genannt!

Eigentlich war der Stadtrat froh, ihn los zu sein, weil er ein sehr beliebter Prediger war, der sich in seiner neunzehnjährigen Amtsbedienung viele Herzen gewonnen hatte und durch seine Beredtheit, Gelehrtheit und großen Verstand eine bedeutende Macht über die Bürger hatte.

Er verließ die Stadt im stillen und zog nach Antwerpen. Nachher wurde er offiziell verbannt und seine Güter wurden

konfisziert, weil er nach seiner Absetzung noch einmal gepredigt hatte. Der Calvinismus hatte einen seiner schlimmsten Gegner vertrieben. Er war jedoch nicht mundtot gemacht!

In Antwerpen steht er bald an der Seite des Uitenbogaert und Opiscopius und bildet mit ihnen die auswärtige Direktion der Bruderschaft, die eigentlich die Führung in Händen hat. Grevinchovius nahm als Schriftführer an der Antwerper Versammlung von remonstrantischen Pastoren teil, die man die „Konstituante“ nennen könnte (30. September bis 4. Oktober 1619); er schriftstellerte und publizierte u. a. „De Remonstrantsche Kerkgang“; an der „remonstrantischen Konfession“ nahm er einen tätigen Anteil und desgleichen an den Versammlungen, die einen bestimmenden Einfluß auf seinen weiteren Lebenslauf ausübten, nämlich diejenigen, wo Hensbeek der Abgeordnete vom holsteinischen Herzog für die Kolonisation an der Eider redete. Im Frühjahr 1622 reiste er selber nach Friedrichstadt.

Bekanntlich betrat Grevinchovius den Friedrichstädter Boden nicht als begeisterter Kolonist. Er kam als Vertreter der Direktoren, die sich zwar für die Sache interessierten, jedoch vielerlei Bedenken hatten. Die Geschichte der remonstrantischen Abgeordneten zu Gottorp ist uns bekannt; wir wissen, daß die Direktoren auch nach deren Rückkehr sich nicht haben entschließen können, nach Holstein zu gehen. Grevinchovius kam, um die Arbeit der Abgeordneten fortzusetzen und überhaupt die Sache des Remonstrantismus in Nordeuropa zu regeln; seine Mission erstreckt sich über Hamburg, Stade, Schonenburg, Glückstadt, Dänemark und sogar Schweden. Grevinchovius hatte sich autorisieren lassen, den Vorstius als Helfer sich zu verbinden. Wir finden die beiden Brüder im Sommer 1622 an der Arbeit in Tönning, jedoch steht der erstere bald allein, weil Professor Vorstius stirbt. Er ist der rechte Mann für seine schwierige Aufgabe und läßt sich weder vom Herzog noch von Willem van de Wedde zur Förderung ihrer Kolonisationspläne ausnutzen. Tatsächlich gibt es einen großen Gegensatz zwischen beiden Parteien: dem Pastor geht das Schicksal seiner Remonstranten zu Herzen: Friedrichstadt ist ihm Mittel zum Zweck; den zwei andren sind die Remonstranten Mittel

zum Zweck, nämlich zur erfolgreichen Kolonisation. Johannes de Haen, der auch für die neue Stadt eifert, bestrebt sich, den Grevinchovius für seine Sache zu gewinnen und führt im März 1623 eine Korrespondenz mit dem Herzog, die uns über die diesbezüglichen Verhältnisse orientiert.

Es zogen viele Remonstranten nach Hamburg. Der Fürst hatte gehört, daß Narsius, ein vertriebener remonstrantischer Prediger, dorthin gereist sei, um dort ein Unterkommen für seine Familie zu suchen und daß Grevinchovius ebenfalls sich in Hamburg aufhalte. Er sollte den Narsius und andre überreden, nach Friedrichstadt zu kommen.

Das wollte er wohl tun, denn Grevinchovius war allmählich zu der Überzeugung gekommen, daß es erwünscht sei, die nach den nördlichen Landen geflüchteten Remonstranten auf Friedrichstadt zu konzentrieren, jedoch hatten sie in Hamburg auch viel „Gunst und Faveur“. Sie durften dort, ebenso wie in Calais, in aller Ruhe wohnen. Es würden wahrscheinlich mehrere Remonstranten nach Hamburg ziehen. Tatsächlich verschmähten viele es, die Miniaturstadt mit ihrer unsicheren Zukunft aufzusuchen und begaben sich an andre Orte. In Gothenburg, Danzig, Glückstadt und in Ost-Friesland ließen sich remonstrantische Pastoren nieder und predigten dort für die Holländer. Hamburg war nicht der einzige Ort, wo man den Remonstranten entgegenkam. Es war die Aufgabe des Grevinchovius, die Emigrationsbewegung zum Besten zu lenken; man kann sich denken, daß es ihn am Ende verdrießlich machte, die Remonstranten sich zerstreuen zu sehen, anstatt die Freistadt mit ihrer remonstrantischen Regierung zu verstärken. Wer soll es ihm übel nehmen, daß er das Mißlingen der Kolonisation nicht im voraus sah und daß er im Jahre 1623 augenscheinlich mit Bedauern feststellte, daß es eine Stadt von 25 Häusern sei. Der Gedanke, dort einen Mittelpunkt für die Bruderschaft und ihre Verwaltung zu gründen, lockt ihn allmählich mehr und er sieht voll Verlangen nach der Zeit aus, wo er mit Uitenbogaert und Episcopius die verwirrten Verhältnisse in der Remonstrantenkolonie regeln und von dort aus die ganze Bruderschaft regieren kann. Der Herzog ist ihnen zu Willen: ein festes Kollegium,

eine Schule und eine Druckerei soll der remonstrantischen Propaganda zu Dienste stehen: ein vollständiges Predigerseminar wird in Aussicht gestellt.

Tatsächlich ließ es sich um 1624 ansehen, als ob die Verhältnisse sich in dieser Richtung entwickeln würden. Uitenbogaert ging mit dem ernstlichen Gedanken um, nach Friedrichstadt zu reisen; am 29. August hieß es sogar: „Morgen“. Es kam jedoch nie so weit, und Grevinchovius, der im Jahre 1624 den Dienst als Pastor übernahm im Vertrauen, daß die zwei andren Direktoren kommen würden, bleibt schließlich allein stehen. Er ist nicht imstande, den Zuwachs der Kolonie zu fördern und die sorgenbringenden Verhältnisse zu bessern. Was sollte er wohl?! Die Zukunft der Kolonie hing in letzter Instanz von Spanien ab. Wollte dieses Reich die Sachen flott regeln, so daß die Friedrichstädter Kaufleute eines guten Empfangs in Spanien und der Schonung von Seiten der Dünkerker Kaper sicher waren, dann würden die Kolonisten wohl kommen und die Stimmung in der neuen Stadt würde dann auch wohl besser werden. Und wenn Spanien nicht entgegenkommen würde, dann wäre es eine Torheit für einen holländischen Kaufmann, der nach Spanien fahren wollte, nach Friedrichstadt zu gehen, weil er in diesem Falle besser handelte, wenn er sich auf dem Meer von holländischen Kriegsschiffen beschirmen ließ und an der spanischen Küste unter fremder Flagge einen Hafen aufsuchte. So verhielt sich die Sache. Den Kaufleuten, die nach Friedrichstadt gekommen waren, wurde es allmählich deutlicher, daß sie sich verrechnet hatten. Viele belegten ihr Geld zum Teile in Bedeckungen, die schlecht verliefen; der arme Grevinchovius gehörte auch dazu. Es versteht sich, daß der Geist im Kreise der getäuschten Kapitalisten nicht sehr gut war und daß ein Mann wie Pastor Grevinchovius mit seinem Idealismus in der Dünung der ökonomischen und geistigen Verhältnisse manchmal wie seekrank wurde. „Sein Herz war nicht in Holstein“, sagt Tideman. Wahrlich, man konnte es nicht anders erwarten. Wie sollte der Mann, der in Rotterdam auf den Händen getragen worden war und der sich im Geist immer mit der großen Sache beschäftigte, sich in Friedrichstadt zu Hause

fühlen?! Er blieb jedoch auf seinem Posten und tat, was er konnte für die Sache des Remonstrantismus. Als er jedoch im Jahre 1627 seine erste Friedrichstädter Periode beendete, hatte er seine Aufgabe als Direktor, der in Holstein die Interessen des Remonstrantismus als Ganzes vertrat, erfüllt, ohne von viel Erfolg reden zu können.

Nachher finden wir ihn vom Jahre 1630—1632 in der Kolonie als einflußreichen Bürger, der eine wichtige Rolle spielt, jedoch innerhalb der örtlichen Interessenpläne bleibt.

Grevinchovius war in der ersten Periode nicht nur Direktor, sondern auch Pastor gewesen. Man hatte ihn bei seiner Abreise nach Holstein beauftragt, einen Anfang mit dem Kirchendienst zu machen. Für den Fall, daß er selber verziehen würde, sollte er einen Nachfolger ernennen und, wenn erwünscht, einige Brüder zu dem Dienste heranziehen. Des Weiteren sollte er sich danach erkundigen, ob die Religionsfreiheit sich für die Remonstranten über das ganze Land erstrecke, und wenn dem nicht so wäre, sollte er Erlaubnis erbitten, einstweilen auf dem Tönninger Schlosse Gottesdienste abzuhalten.

Tatsächlich fand auf jenem Schloß der erste Gottesdienst statt und bis im März 1623 kamen die Brüder dort regelmäßig zusammen. Am 18. Februar desselben Jahres wurde der Entschluß gefaßt, „das Markthaus einstweilen dicht zu machen und als Kirche zu gebrauchen“. So wurde das Markthaus zu Friedrichstadt zum ersten Heiligtum. Das war ungemütlich; es war alles noch so primitiv! Wir lesen z. B.: „19 Juni 1623, Uhr 12: Versammlung in der Kirche um über die Steine und deren Preis zu verhandlen. 28. Juli: zwei Mastbäume zu kaufen um die neue Glocke daran zu hängen, damit geläutet werden kann. — Die Bilanze provisorisch in der Kirche aufzuhängen.“ Braucht es uns Wunder zu nehmen, daß man zwischen diesen Notizen auch liest, daß man einen Betttag eingehen lassen will, weil er so schlecht besucht wird und auf das geschäftliche Leben störend wirkt? Es gab in Friedrichstadt natürlicherweise einen Überfluß von Pastoren. Es predigten deren drei wechselweise im Markthaus. Jedoch gelang es Engelraven, Remoutius und Tyckmaecker nicht, ein reges

Gemeindeleben zu unterhalten. Die zwei ersteren waren, ehrlich gesagt, nicht die besten, und die Direktoren hatten schon 1621 mit Bedauern gesehen, daß die zwei sich bestrebten, eine erste Rolle in der Kolonie zu spielen. „Remoutius und Engelraeve sollten dort nicht vorzeitig einen Platz einnehmen, der möglicherweise denjenigen besser anvertraut wäre, die genügender, nützlicher und erbaulicher wirken könnten.“ Grevinchovius war auch nicht besonders auf sie zu sprechen. „Man kann sich nicht auf sie verlassen.“ Von Remoutius läßt sich in bezug auf Friedrichstadt nicht viel sagen, jedoch war Engelraven bestimmt eine unsympathische Figur.

Ende 1623 faßte der städtische Rat schon den Entschluß, Grevinchovius einzuladen, als Pastor der Gemeinde in Dienst zu treten. Der Statthalter, Assessor Dr. Cankebeer, Remoutius und Tyckmaecker reisten nach Tönning, um ihm den Ruf zu übermitteln. Er antwortete, daß man sich an die Gemeinde zu Rotterdam, an die auswärtigen und an die inländischen Direktoren richten solle und daß er selber bereit sei, das Amt zu übernehmen, wenn man gegenseitig das Recht behalte, zu kündigen.

Der Rat erreichte mit der Anstellung des Grevinchovius nur zum Teil, was er wollte. Er konnte sich der Gemeinde nicht ganz geben, weil er als Direktor sehr in Anspruch genommen war und körperlich viel zu leiden hatte. Eine Steinkrankheit wurde ihm zur schweren Qual und schlimmes häusliches Leid lag wie ein wuchtiger Druck auf seinem mühseligen Leben: es war vor allem die Krankheit seines Kindes, das das Leiden seines Vaters ererbt hatte. Alle äußerlichen Schwierigkeiten traten hinter diesen Elternschmerz zurück. Wahrlich, es ist verzeihlich, daß er bisweilen überreizt war und es versteht sich, daß er sich nicht für fähig hielt, die Last des Amtes allein zu tragen.

Die Gottesdienste wurden nicht regelmäßig von ihm abgehalten. Bald nach seiner Wahl teilte er dem Rat mit, daß er die Arbeit nicht allein vollbringen könne. Im September 1624 wurde ihm erlaubt, Doktor Goulartius dann und wann auf Französisch predigen zu lassen und die Polizeiprotokolle des

Jahres 1625 melden: „Grevinchovius hat bis jetzt zusammen mit Herbold, Tombergius, Paludanus, Engelraeven und Tyckmaecker abwechselnd gepredigt.“ Nun wünscht Grevinchovius entlassen zu werden und einen geordneten Pastor wählen zu lassen: (Aus dem Vorhergehenden wird deutlich, wie es erklärt werden soll, daß bisweilen Selcart als erster Pastor von Friedrichstadt erwähnt wird.) Man bittet ihn jedoch, die Sache vorläufig beim alten zu lassen.

Es muß dem geplagten Pastor peinlich gewesen sein, daß die Gemeinde unter seiner Führung auch nicht zum regen Leben erwachte. Ein Teil der eifrigen Remonstranten sucht die Ursache in der unregelmäßigen Bedienung der Gemeinde und im Jahre 1626 klagen einige Supplikanten, daß die Predigten so schlecht besucht werden. Es kommt ihnen vor, daß das Interesse größer werden würde, wenn man einen „göttlichen Prediger“ zur Bedienung des Amtes rief. Er würde „eines Hirten Stimme“ hören lassen, man würde mit ihm bekannt werden und die „Schafe Christi“ würden leichter von ihm geweidet werden können¹⁾.

Der Rat schickte die Petition an die Herren „Kirchendiener“ und ersuchte sie freundlichst, ihre Meinung darüber zu äußern und mitzuteilen, wen sie am geeignetsten fänden.

Wir finden den Namen des Grevinchovius nicht unter den genannten Kirchendienern. Er verweilte nämlich einen großen Teil des Jahres 1626 in Rotterdam, wurde jedoch durch die Verschlimmerung der Krankheit seines Sohnes wieder nach Friedrichstadt getrieben; sonst wäre er vielleicht damals schon in Holland geblieben, denn man wollte ihn dort behalten.

Die obengenannte Petition wurde von den Kirchendienern beantwortet als er wiedergekehrt war. Wir spüren den rüstigen Geist des Vorkämpfers in diesem Aktenstück, das in friedlicher Form einen Anschlag auf die Herrschaft der Regenten wagt und ihnen die Wahl der Pastoren entringen will. Die remonstrantische Regierung hatte nämlich die kirchlichen Autoritäten völlig an sich geknechtet und wählte die Pastoren selber.

1) Die hier zitierten Stücke finden sich im Archiv der Remonstrantischen Gemeinde.

(Vergleiche den Fall Borreman, wo der Rat dem Pastor befiehlt, das Kind des Bontekoe zu Hause zu taufen. 1696.) Grevinchovius tastet mit den andren Kirchendienern die politische Regierungsmacht in kirchlichen Sachen an. Man erwähnt, daß die Remonstranten stets den Standpunkt eingenommen hatten, daß die christliche Obrigkeit die Direktion der kirchlichen Sachen „unter Gott und seinem Wort“ in Händen hätten und daß sie dies keineswegs beanstandeten, jedoch meinten sie bemerken zu dürfen, daß man dem Octroi gemäß, nicht nur Religionsfreiheit haben würde, sondern auch nach den vaterländischen Gesetzen, Rechten und Gewohnheiten leben dürfe. Nun unterbreiteten sie den Herren die Bestimmungen, die in dieser Sache von den Staaten von Holland und Utrecht getroffen waren und erbaten sich für die Kirche das Recht, ihren Einfluß bei der Pastorenwahl gelten zu lassen. Zwar hätte der Rat schon, bevor die Mehrzahl der jetzigen Kirchendiener in Friedrichstadt wohnte, direkt selber gewählt, jedoch würde man es jetzt anders einrichten können. Im übrigen wollte man die Herren in den ihnen zukommenden Rechten nicht präjudizieren und die Kirchendiener nannten sich ihre untertänigen Diener N. Grevinchovius, Simon Goulartius, Godefridus Paludanus, Caspar Selcart und P. Engelraven.

Die Autokraten auf dem Rathaus hielten es nicht für notwendig, die Macht aus den Händen zu geben und behielten das Recht für sich. Aus der Geschichte der bald darauf folgenden Wahl geht in recht komischer Weise hervor, daß es seine Bedenken hat, der „weltlichen Macht“ das *ius in sacra*, die direkte Regelung der kirchlichen Sachen, zu überlassen, weil ein Mensch, sobald er mit dieser Macht bekleidet ist, nur zu leicht „fremdes Feuer auf den Altar bringt“.

Ende des Jahres 1626 verließ Grevinchovius mit seiner ganzen Familie die Stadt und kehrte nach seiner alten Gemeinde zurück. Eigentlich war er nicht „der Pastor“, sondern ein oft abwesender Kirchendiener gewesen.

Es muß eingestanden werden, daß die Autokraten auf dem Rathaus sich wohl beraten ließen und ihr Möglichstes taten, die Sache zu einem guten Ende zu führen.

Sie schrieben an die Brüder in Holland und ermahnten sie, zu bedenken, daß Friedrichstadt der einzige Ort sei, „wo die Lehre der Wahrheit, die zur Gottseligkeit notwendig ist, öffentlich gepredigt wird“. Man solle einen guten Ordinarius schicken. Die andren Pastoren hätten mitgeteilt, daß ihre Geschäfte es ihnen unmöglich machten, den Dienst ordentlich wahrzunehmen.

Die Direktoren antworteten, daß ihrer Meinung nach eine erste Kraft gewählt werden sollte, weil aller Augen auf Friedrichstadt gerichtet seien; daß man jedoch in Holland niemand zur Verfügung stellen könne und man sich bei den Pastoren im Auslande vergebens bemüht habe, einen geeigneten Mann zu finden. Man lenke die Aufmerksamkeit auf Paludanus, den man warm anempfehle, weil er von Gott mit vielen Gaben begnadet sei und sich durch sein Alter, seine Erfahrung, Gelehrsamkeit und Göttlichkeit auszeichne. Wenn seine Verhältnisse ihm nicht erlaubten, das Amt zu übernehmen, sollte man Dr. Caspar Selcart wählen; er sei ein Mann in der vollen Blüte und Kraft seines Lebens und, sofern es bekannt sei, nicht in Privatgeschäfte verwickelt.

Die Herren notierten Post Datum, daß Selcart gerade in Rotterdam angekommen sei und nachdem man ihn dazu aufgemuntert hatte, nicht abgeneigt sei, sich die Wahl gefallen zu lassen.

Pastor Selcart wurde gewählt. Ich weiß nicht, ob der Brief des Berent Krayvanger ausschlaggebend gewesen ist, es steht jedoch fest, daß er es war, der mit seinem Schreiben fremdes Feuer auf den Altar trug. Weil er nicht kommen konnte, schrieb er in folgender Weise:

„Caspar Selcart aus Köln ist ein eloquenter Mann. Er wird die Gemüter zur Gottesfurcht bewegen und die Munde der Feinde stopfen können. Überdies ist er ein erfahrener Medicus, so daß er der Gemeinde auch durch Taten helfen könnte. Er kann Pastor und städtischer Medicus zugleich sein, und so werden die Herren zwei Fliegen mit einem Schlag fangen.

Beide Officien kann man in einer wohlbestellten Stadt nicht entbehren.

Die Bruderschaft will ihn anempfehlen. Er hat unsrer Kirche schon mit andern Confratern gedient und er beharrte dabei, als andre ihre Dienste weigerten.

Er ist in der Gemeinde beliebt und obschon es eine natürliche Eigenschaft der Wahrheit ist, zu den Menschen durchzudringen, so ist es dennoch nicht zu verneinen, daß sie mehr Fortschritte macht, wenn die Autorität und die Annehmlichkeit dahinter sitzen.

Man soll nicht auf Privatpersonen achtgeben, die solch eine Wahl bekritteln, es wäre denn, daß sie es öffentlich vor Bürgermeister oder Presbytern täten. Denn man findet immer Leute, die durch Eifersucht oder Haß zum Widersprechen getrieben werden.“

Der Brief soll der Vergessenheit entrückt werden! Er zeugt von den unsauberen Motiven, die einen „Politiker“ bisweilen anfechten, wenn er die geistigen Interessen der Kirche berücksichtigen muß, jedoch auch von einer frischen Originalität, die in ihrer biederen Oberflächlichkeit einen sympathischen Kolonisten zeigt. Aber das „ius in sacra“ ist einem solchen Stadtvater nicht anvertraut!

Dr. Caspar Selcart wurde am 25. April 1627 gewählt, — ein Mann in der Blüte und Kraft seines Lebens. Am 4. April 1630 klopfte der Tod an und er starb. Was Krayvanger zu seinem Ruhm sagte, stimmte mit dem Urteil der Direktoren und wahrscheinlich mit der Meinung der Friedrichstädter Bürger überein. Er war eine beliebte Figur unter den Kolonisten. Als Arzt, Apotheker und Pastor hat er sich verdient gemacht. Mensinga teilt mit, daß ihm im Jahre 1625 gestattet wurde, eine Apotheke zu eröffnen; van Rintelen berichtet, daß im selben Jahr bestimmt wurde, daß die „Visitationen und Medicamente für Arme dem Dokter von Seiten der Diakonie bezahlt werden sollten“. Von seiner kurzen Amtstätigkeit wird uns nichts Besonderes berichtet.

Paludanus Geesteranus und Remoutius nahmen den Dienst wahr, bis der Zweitgenannte im Jahre 1632 gewählt wurde. Man vergleiche für die nähere Kennzeichnung des Gemeindelebens unter ihrer Führung: „Der Friedrichstädter Pasquillarius.“

Das Jahr 1630 führte Grevinchovius nach Friedrichstadt zurück. Er hatte eine schwere Zeit hinter sich. Seine Krankheit verschlimmerte sich, so daß er von einer allgemeinen Lähmung bedroht wurde, seine Frau war ebenfalls leidend und sein Kind hatte es zu schwer zu verantworten. Dennoch arbeitete der schwache, kranke Direktor-Pastor für seine Bruderschaft und seine Rotterdamer Gemeinde. Nach Ostern 1628 gab er jedoch das regelmäßige Predigen auf. Wir brauchen keine breitere Übersicht von seiner Arbeit zu geben, weil für uns Grevinchovius in seinem Verhältnis zu Friedrichstadt die Hauptsache ist. Im Jahre 1629 klagt er, daß er viel von seinen Leuten in Rotterdam zu dulden habe. Er könne nicht gut mehr arbeiten oder den Dienst wahrnehmen. In Holstein leide er großen Schaden und er wünschte wohl selber dorthin zu gehen, um seine finanziellen Angelegenheiten dort zu regeln. Er hatte nämlich sein Geld in die sehr unvorteilhaften Bedeichungen gesteckt. Ein Brief vom 7. März 1630 führt uns in die diesbezüglichen Verhältnisse ein und orientiert uns über ein Stücklein Friedrichstädter Geschäftsleben, das in den Rahmen dieser Geschichte hineinpaßt, weil es sich direkt auf Grevinchovius und seine zweite holsteinische Periode bezieht. Die Verhältnisse waren nicht günstig; die tonangebenden Bürger bemühten sich energisch, den Statthalter zu isolieren; der spanische Kommissar führte eine Politik, die ihn dem allgemeinen Haß aussetzte und für den Handel verhängnisvoll war; die Illusionen über die Salzfrachtfahrt verflüchtigten sich und die kontraktmäßige, von der Regierung zu Madrid sanktionierte Fahrt nach Spanien wird durch die Ungefügigkeit der spanischen Bureaucratie lahm gelegt, während der Schleichhandel den Holländern manchen süßen Gewinn von spanischer Seite zuführt. (Siehe Friedrichstadt a. d. Eider I und die Notizen bei dem Bild des van de Wedde.)

Van de Wedde geht mit neuen verzweifelten Plänen um; er will dem Meere das Salz abgewinnen, da er die Produkte der Salzminen nicht mit seiner Phantasieflotte über das Meer transportieren kann. Er will Bedeichungen unternehmen, jedoch fehlt ihm das Geld. — Eine tragische Geschichte um

jene Bedeichungen! Es gab in dieser Beziehung sehr viel zu tun, jedoch gehörte dazu eine große finanzielle Widerstandsfähigkeit, die abwarten konnte. „Es geht langsam mit den Bedeichungen; es soll erst alles gutes Land werden, bevor es Wert hat“, schreibt Grevinchovius, der von seinem mäßigen Kapital f. 6000.— in diese Unternehmungen gesteckt hatte. Van de Wedde sah mit Recht ein, daß man mit großen Kapitalien arbeiten sollte und . . . er hatte nichts. Sein Auge richtete sich wieder auf den Geldbeutel der holländischen Remonstranten und sein verworrener Idealismus versetzte ihn leicht in stand, eine Luftbrücke zwischen den Begriffen: „Remonstrantismus“ und „Bedeichung“ zu bauen. Er erzählt uns selber (Mai 1630), daß er einen Teil des Gewinnes für ein Seminarium der Remonstranten zu Friedrichstadt bestimmen wolle, „den Direktoren ist dies sehr angenehm und sie würden es gern sehen, wie man von Grevinchovius, der bald kommen wird, hören kann“. Er muß jedoch zu seinem Bedauern mitteilen, daß der Eifer der Remonstranten in dieser Beziehung so gering ist, daß er sich über seine Glaubensgenossen schämt und er kaum den Mut findet, es zu erzählen! Es ging um . . . f. 300 000.—. Wahrlich, es ist nicht leicht, einem Mann wie van de Wedde gerecht zu werden, jedoch scheint es mir nicht zu gewagt, zu sagen, daß er besser kaufmännischer Idealist als idealistischer Kaufmann genannt werden kann.

Grevinchovius war weder das eine noch das andre und er machte sich demgemäß in der Kolonie arm; aber er hatte doch wohl ein bißchen Menschenkenntnis und, obschon er, wie die meisten Idealisten, geneigt war, bei seinen Mitmenschen Unbefangenheit vorauszusetzen, so war ihm der remonstrantische Eifer des van de Wedde doch zu durchsichtig. Der Brief des 7. März 1630 ermöglicht es uns, die Sache von der andren Seite zu besehen. Grevinchovius schreibt:

„Die Sache kommt mir nicht übel vor; es wird mir lieb sein, wenn sie gelingt, denn ich bin dem guten Herrn ganz gut gesinnt und sie würde uns ein Seminar geben.

Weil jedoch die ganze Sache nur ein Hirngespinnst ohne Grundlage ist, kommt es mir vor, daß es besser gewesen wäre.

den guten Herrn mit einem Male zu entnüchtern, und ihn nicht vom Einen zum Andern zu schicken und eitler Hoffnung Nahrung zu geben.

Könnte man tatsächlich so viel Geld zusammenbringen, dann sollten die Herren es nicht nur zum Besten des Seminars, sondern auch der Gehaltserhöhung für Prediger tun.

Er sagt, daß die Remonstranten zu kühl sein würden, wenn sie diese Kontribution nicht bewilligten. Was soll man sagen? Sie gehören nicht zu den Feurigsten, am allerwenigsten, wo es gilt, Geld zu geben. Wenn es nur gewinngebend wäre und die Bedeichung in Holland läge! Sie liegt jedoch in Holstein und man meint, daß dies außerhalb der Welt zu finden oder ein Dorf ohne Häuser sei. Weiß man ein Mittel?

Ich werde ihm sagen, daß ich mich für ihn interessieren werde, jedoch in einer solchen Form, daß ich ihm die Hoffnung auf Erfolg genügend abschneide.

d. d. 11. März. Mein Hausherr lacht über die Sache und glaubt, daß es van de Wedde nur um Geld zu tun sei, etc. Der Mann ist hier von Alters her als ein eigensinniger Kopf bekannt. Ein jeder würde ernster genommen werden. — Überdies, — f. 300 000 für die Societät! — das, kannst du denken! Ich glaube nicht, daß sie den Leuten soviel wert ist.“

Am 26. Juli finden wir Grevinchovius in Friedrichstadt. Finanziell geht es ihm schlecht; das Land rentiert sich nicht; seine zwei Häuser haben durch die Sturmflut gelitten. Nun sitzt er dort mit seiner Tochter im tödlich stillen Städtlein und fühlt sich körperlich wohl, jedoch seelisch gedrückt: „Wir sitzen hier in einer Hinterecke und es zieht fast nichts durch den Ort“, und dann folgt ein Satz, der uns noch mehr anödet: „man spricht hier sogar über den Krieg zwischen dem König von Dänemark und Hamburg so wenig als wäre er nicht da.“ Im übrigen ist es ein zahmer Krieg: „man reist frei durch das Land und es ist kein furiöser Krieg. Es werden nur viele Schiffe von der dänischen Flotte preisgemacht und der dänische König hat die Güter der Hamburger in Norwegen mit Beschlag belegt.“

Nachher lesen wir wieder: „es ist hier eine tote Hinterecke; niemand kommt hierher, der hier nicht sein muß.“

Die Gemeinde in Rotterdam wollte ihn zurück haben; das ärgerte ihn. Er sei für Geschäfte in Friedrichstadt. Darf derjenige, der um f. 30 000 von seinem Kapital entbehren muß, nicht auf seine Finanzen achtgeben? Man lebe in Friedrichstadt von f. 400 besser als in Rotterdam von f. 1200; darum wolle er auch einstweilen bleiben. Er könne die f. 6000, die er für die Bedeichung verwandt, nicht flüssig machen. Man würde ihm für seinen Anteil kaum f. 3000 geben; nächstes Jahr hoffe er verkaufen und zur Ruhe kommen zu können.

— Leider war das stille Leben zu Friedrichstadt voller innerer Unruhe. Neben den Lebenssorgen quälte ihn das maßlose Auftreten des Statthalters; seine zum größten Teil durch die Steinkrankheit gereizte Stimmung verschlimmerte sich durch diese traurige Sache. Weil er mitten in dem Elend war, übersah er die guten Seiten des van Moersbergen und vergaß, daß die Bürgerregenten dem Aristokraten, der ihnen im Grunde an Bildung überlegen war und ihrer unreellen Handelstaktik das Haupt geboten hatte, das Leben schwer gemacht hatten; er sah nur das tyrannische Wesen des Adligen, und . . . es gelang ihm zusammen mit den Kaufleuten, van Moersbergen kalt zu stellen. (Siehe Friedrichstadt a. d. Eider I.)

Wenn man die Taktik der Friedrichstädter Kaufleute dem van Moersbergen gegenüber betrachtet, bekommt man den Eindruck, daß der Mann, der schweigend abziehen mußte, anständiger war als seine Feinde, die ihn durch Schleicherei zur Abreise nötigten. Das gilt nicht von dem durch und durch reellen Grevinchovius, dennoch ist seine unmäßige Schärfe in diesem Streit unsympathisch.

Wer greift nicht unwillkürlich nach einer Entschuldigung für den edlen Direktor-Pastor, wo dieses Urteil ausgesprochen wird? — — —

Tatsächlich war seine Krankheit schuld daran. Seine Krankheit, die er mit festem Willen und gewöhnlich mit überlegenem Geiste am Ende doch gemeistert hat.

In den späteren Jahren seines Lebens konnte er nicht mehr so viel leisten als im Anfang seiner pastoralen und direktoralen Arbeit, jedoch wirkte er, so lange es Tag für ihn war,

und als der Abend sich schnell zur Nacht neigte, wurde er vom Tode überholt, als er, mit geschwächtem Körper und sterbendem Geiste, dorthin reiste, wo die Pflicht ihn rief: zu seiner alten Gemeinde.

Man kann nicht sagen, daß Rotterdam und Friedrichstadt sich um den Besitz des großen Mannes gestritten haben; die Kolonisten haben immer gefühlt, daß er für Größeres bestimmt war und daß die Gemeinde an der Eider sich mit geringeren Kräften zufriedenstellen mußte. Rotterdam jedoch hat sich wohl immer bemüht, ihn wieder zu sich zu ziehen. Er gehörte zu den Menschen, die man unentbehrlich nennt. Als er im Jahre 1626 in Rotterdam war und wieder nach Friedrichstadt reisen wollte, sagte Niellius von ihm¹⁾: „Er ist eine seltene Persönlichkeit und ein Werkzeug, das für die heutige Zeit unentbehrlich ist. Er kann nur zum großen Schaden unsrer heiligen Sache von hier verziehen. Es ist von größerem Interesse als ich sagen kann, daß es hier einen Mann gibt, der überhaupt auf alle Sachen, die vorkommen, seine Aufmerksamkeit lenken und Rat geben kann in allen Dingen, die den wichtigeren Persönlichkeiten, welche sich der Tyrannei als einer feindlichen Macht gegenübergestellt sehen, in den Weg treten. Er ist ein sehr begabter Mensch, hat eine auserlesene Urteilskraft und ergründet die Dinge schnell; er hat einen besonderen Takt, die Sachen zu leiten und findet Glauben und Gehör bei den einflußreichen Männern.“

Das war kein übertriebenes Urteil. Prinz Frederik Hendrik, der Nachfolger des Moritz, der den Remonstranten gegenüber eine versöhnende Politik führte, wählte ihn als Berater; die Direktoren standen in steter Verbindung mit diesem hochgeschätzten Kollegen; die Friedrichstädter gaben ihm die Ehre, die ihm gebührte. Er konnte sich dort jedoch nicht zu Hause fühlen, weil er in der Gemeinde nur bei dem kleinen Kreise derjenigen, die aus prinzipiellen Motiven das Vaterland verlassen hatten, warmes religiöses Interesse fand, während die Mehrzahl sich so wenig um die Kirche kümmerte, daß ihr Mangel

1) Siehe Tideman „De Stichting der Remonstrantsche Broederschap III“, Seite 119 (Rott. H.S.S. 1517 d. d. 21. Juni 1626).

an Interesse dem giftigen Pasquillenschreiber Stoff in Überfluß für seinen unedlen, geistvollen Spott lieferte.

So war es dem hervorragenden Pastor von Rotterdam aufgelegt, mehrere Jahre einer Gemeinde zu dienen, die zu klein für ihn war.

Im Jahre 1632 wurde die Festigung der Brüderschaft abgeschlossen und es kam zu einer befestigten Organisation.

Grevinchovius erlebte es nicht. Er starb im Mai 1632 zu Hamburg auf der Heimreise. Er starb in der Fremde; aber der Remonstrantismus war bei seiner Ausfahrt würdig repräsentiert. Sein berühmtester Sohn: Hugo Grotius begleitete den verewigten Pilger beim letzten Gang; er schritt „nach der Weise des Landes als nächster Blutsfreund“ in der ersten Reihe zwischen zwei Bürgermeistern hinter der Leichenbahre des getreuen Geistesverwandten.

3. CORNELIUS GEESTERANUS.

Am 6. März 1623 schrieb der Statthalter van Moersbergen einen Brief an den Herzog, in dem wir den Namen Geesteranus das erste Mal in der Friedrichstädter Geschichte antreffen. Es heißt dort: „Ich teile Euch mit, daß in meiner Abwesenheit ein gewisser Cornelius Geesteranus, ein ehemaliger Pastor in Gorcum, hier gewesen ist. Obschon sein Vater ein hart prädestinierter Kontraremonstrant ist, der heute noch als Pastor in Gorcum amtiert, finde ich seinen Namen dennoch in den genannten Sententien, und in der Publikation des Hofes von Holland wird eine Summe von F. 4000 auf sein Haupt gestellt.“

In genannten Sententien und Publikationen ist von „einer gräulichen und schändlichen Konspiration gegen den Staat und die Wohlfahrt des Landes“ die Rede. Es galt nämlich eine Verschwörung gegen Prinz Moritz von Oranien.

Was sollte man nun in der Remonstrantenstadt mit jenem mutmaßlichen Mordattentäter anfangen? Der Statthalter hielt es für gescheit, ihn einstweilen nicht aufzunehmen. Und Friedrich III. war damit einverstanden. Zwar machte die Selbstverteidigung des Geesteranus keinen üblen Eindruck, jedoch meinte der Herzog: „solche Personen sollen sich bei uns nicht

anstellen oder häuslich niederlassen.“ — Er dürfe erst kommen, wenn es bewiesen sein würde, daß er unschuldig war.

Derart war die erste Berührung der hohen Regierung mit dem Manne, der vom Jahre 1632 bis 1646 die Remonstrantengemeinde in Friedrichstadt als Pastor bedienen sollte.

Geesteranus war ein eigenartiger Mann und er gehörte zu einer merkwürdigen Familie, deren Mitglieder sich zum größten Teil im vielbewegten Leben ihrer Zeit hervortaten, jedoch nicht durch Erfolg, sondern durch Charaktertreue.

Cornelius Geesteranus tritt als mutmaßlicher Mordattentäter in den Vordergrund, aber er gehörte zu jenen stillen Naturen, die am liebsten auf dem Hintergrund des Lebens wirken und eine unwillkürliche Neigung haben, sich durch Akkomodation ein ruhiges Leben zu sichern, wenn sie schon im tiefsten Grunde mit unbeweglicher Prinzipientreue ihren Charakter sauber halten. Solche Leute kommen nicht leicht zur Tat und schweigen manchmal zu lange; ja sie können sich bisweilen noch fügen, wo energische Figuren schon lange die Flinte ins Korn geworfen hätten. Wird es ihnen jedoch klar, daß weitere Gefügigkeit zur Untreue werden würde, dann offenbaren sie sich als Menschen, die all ihre Gefügigkeit samt ihren materiellen Interessen, der sicheren Lebensstelle, dem Haus, Vaterlande und Familienfrieden auf dem Altar des Gewissens opfern. Solche Leute sind wunderliche zarte Starrköpfe, die vielleicht bedenkliche Fehler haben, jedoch zu keiner Gemeinheit und also auch zu keiner dogmatischen Heuchelei imstande sind.

Cornelius gehörte zu einer ausgebreiteten Pastorenfamilie. Es ist zweifelhaft, ob die Modegläubigen das Geesteranuschlecht gern mochten und es läßt sich vermuten, daß manch kalvinistischer Kirchenältester auf eine diesbezügliche Frage kopfschüttelnd geantwortet hätte: „Mit dem alten Jodocus in Goreum ist es gut bestellt, jedoch mit den andren ist nicht viel los!“

Der alte Goreumer Pastor war, wie Moersbergen sich ausdrückte, ein „hart prädestinierter Mann“. Er gehörte sogar, nach dem Historiker Brandt, zu denjenigen, die die Prädestination „über den Fall hinaus“ trieben; das heißt: er nahm an,

daß auch der Sündenfall von Gott vorherbestimmt sei. Der Alte war also in Dogmaticis verhältnismäßig konsequent und schreckte vor dem Äußersten nicht zurück. Er scheint auch ein frommer Mann gewesen zu sein, der seinen Söhnen das köstliche Erbe der Frömmigkeit und der Prinzipientreue übertrug. Die Tragik des wunderlichen Lebens brachte es jedoch mit sich, daß der Vater, kraft seines dogmatischen Wahnes, seine Söhne für Abtrünnige halten mußte, die das väterliche Erbe nicht in Ehren gehalten hatten. Tatsächlich hielten sie die religiösen und sittlichen Charaktertugenden, die das Haus Geesteranus zierten, hoch.

Der Alte hatte mehrere Brüder und unter diesen zieht Johannes vor allem die Aufmerksamkeit auf sich. Er war im innersten Geistesleben ebenso störrisch wie Jodocus; jedoch war der derbe, schlagfertige Calvinismus ihm ebenso gründlich zuwider wie er dem andren das Herz eingenommen hatte. Onkel Johannes übte, zum Ärger des rechtgläubigen Vaters, einen großen Einfluß auf die jungen Leute aus und machte besonders auf Cornelius mit seinen mennonitischen Anschauungen einen tiefen Eindruck. Von seiten der Socinianer war Johannes ersucht worden, ein Professorat anzunehmen. Er dankte zwar, aber jene Ketzer hatten ihn denn doch zum Professor machen wollen!

Onkel Petrus war keineswegs der reinen Lehre zugetan, und welcher orthodoxe Gläubige würde es mit dem Glauben des Onkels Nannius wagen wollen? — Keiner! — So war es mit dem älteren Geschlecht bestellt.

Die Söhne des Jodocus waren auch nicht so fest in ihrer kalvinistischen Überzeugung als man es von den Kindern dieses Vaters erwarten würde. Und als die Zeit da war, wo Cornelius zum heiligen Amt zugelassen werden sollte, machte mancher Rechtgläubige eine bedenkliche Miene. Die Classis von Gorcum¹⁾ hatte ihn zaudernd zugelassen, im guten Vertrauen, daß der Vater ihn wohl in die gute Richtung lenken würde. Und dieser hatte es nicht an väterlichem Druck fehlen lassen. Er hat

1) Eine „Classis“ ist in der Reformierten Kirche Hollands eine Unterabteilung einer kirchlichen Provinz.

den Sohn sogar dazu getrieben, daß er im Jahre 1617 erklärte, den Meinungen der Remonstranten nicht zu huldigen, ja sich gern einem Examen der Classis unterwerfe, damit seine Rechtgläubigkeit geprüft werden könne. Brandt sagt: „So sehr war er damals dem Kontraremonstrantismus näher getreten; es geschah entweder auf Belehrung des Vaters oder kraft eigener Forschung.“ — Es läßt sich vermuten, daß das weiche Gemüt des Cornelius viel von jenem wohlgemeinten, verzweifelt ringenden Bekehrungseifer hat leiden müssen, mit dem das ältere Geschlecht so oft die Jüngeren bändigen und ins dogmatische System, das man für richtig hält, festschrauben will — ein bedauernswertes Bestreben, das manchem schwächeren Charakter einen Druck fürs ganze Leben gibt. Der alte Geesteranus konnte sich einstweilen freuen, weil bald in den Protokollen der Gorcumer Classis geschrieben stand, daß Cornelius mit reinem Gewissen versichert habe, kontraremonstrantisch zu sein. Demgemäß hat der Vater ebenfalls mit reinem Gewissen ein gutes Wort für diesen Sohn vieler Sorgen eingelegt, als man ihn nicht auf die Liste der Pastoren gestellt hatte, die während einer Vakanz in der Vaterstadt predigen sollten. So war es dem Vater denn gegönnt, seinen Sohn als rechtgläubigen Prediger auf der väterlichen Kanzel dulden zu können! — Der andre, der Arnoldus, war auch der kalvinistischen Wahrheit zugetan. — Bei Gott, der Alte war davon fest überzeugt! Aber mancher Bruder fragte sich, ob die Liebe bei dieser Beurteilung nicht eine zu große Rolle spiele und trübend auf die rechtgläubige Urteilsthraft des Alten wirkte.

Das Jahr 1619 kam und siehe, vor dem Urteil der Synode zu Dordrecht verging fast die ganze Familie wie Wachs vor der Sonne.

Petrus Geesteranus, Pastor zu Egmond, wurde abgesetzt; Johannes Geesteranus von Alkmaar desgleichen;.

Nannius Geesteranus von Brielle ebenfalls.

Der Letztere war der einzige, der die „Acte van Stilstand“ unterschrieb und sich also verpflichtete, nicht mehr zu predigen; die andren gingen in die Verbannung.

Johannes und Petrus hatten sich schon lange enger an die

„Collegianten“, die neue Sekte, wo das „freie prophetische Wort“ seinen ungehinderten Lauf hatte, angeschlossen¹⁾). Petrus begab sich nach Norden und Johannes hielt sich eine Zeitlang in Warmond, in der Nähe Leidens, unter den Collegianten auf. Dort lernte er das Weben und ernährte seine Familie mit dieser Handarbeit. Nachher folgte er dem Bruder nach Norden.

Brandt sagt von ihm, daß viele ihn für einen Gelehrten hielten, jedoch der Meinung waren, daß er zu sehr am eignen Verstand hängen geblieben und zu viel Wert auf das eigne Urteil gelegt habe; — „ein allgemeiner Fehler, der unter dem Scheine der Freiheit sich leicht in die Herzen der Menschen hineinschleicht.“ — Mag sein, daß Brandt recht hat. Aber jedenfalls bleibt der Johannes ein raseechter Geesteranus, der lieber ein aufrichtiger Weber als ein verstümmelter geistiger Führer sein wollte. Dieser Mann hatte am Ende mehr Einfluß auf Cornelius als der Vater.

Zur Befriedigung des alten Vaters waren nun die zwei Söhne kontraremonstrantische Pastoren, einer in Hoogblokland und einer in Schelluinen. Van Moersbergen berichtete irrtümlicherweise, daß Cornelius in Gorcum amtierte.

Nun geschah aber etwas Unerwartetes. Alle Pastoren, die nicht als remonstrantische Ketzer bekannt waren, also auch diejenigen, die sich immer ruhig verhalten hatten, jedoch remonstrantisch fühlten, unterschrieben die Canones von Dordrecht. Mit Ausnahme von nur zwei Männern. — Es waren die Söhne des Gorcumer Pastors! Ihr Gewissen erlaubte ihnen nicht länger, sich dem Vater zu unterwerfen. Sie fühlten sich genötigt, mit dem System, das das Elternhaus beherrscht und ihre Erziehung durchzogen hatte, zu brechen, und sie taten es im Augenblicke, wo der Remonstrantismus niedergeschlagen war. Natürlicherweise hatte man auf der Seite des siegenden Regimes wenig Verständnis für die Seelengröße der beiden. Die

1) Die Collegianten finden unter den Remonstranten viele Anhänger! Ich besprach sie nicht, weil sie zu Friedrichstadt keine Rolle spielten. Wahrscheinlich war der Prophet, der im Jahre 1621 zu Friedrichstadt erschien und entfernt wurde, ein Collegiant. Siehe „Verschiedene Fanatiker“ in Friedrichstadt.

Erklärungen, die die Brüder zuvor vor der Classis abgelegt hatten, erklärte man für Heuchelei! — Das ist eine alte Geschichte, die sich immer wiederholt: der Konfessionsfanatiker übt erst einen seelenverderbenden Druck auf den Zweifler und treibt ihn dazu, eigne Gefühle und Neigungen zu vergewaltigen, und wenn die geknechteten Geister sich endlich ermannen, werden sie geschmäht, obgleich sie sich viel Schaden und Verdruß durch ihre Gewissenstreue zuziehen.

Wie der Vater wohl über die Charaktertreue der Söhne geurteilt haben mag? — Das Urtheil der liebsten Verwandten wird in solchem Falle, wenigstens auf die Dauer, ebenfalls „durch die Liebe getrübt“.

Die Söhne trugen die innere Frömmigkeit, die in dieser Familie, ebenso wie die Charaktertreue, wohl ein Erbgut gewesen zu sein scheint, in die Welt hinein.

Arnolds Geschichte war einfach, kurz und kernhaft.

Als er seine soziale Stellung preisgegeben hatte, fühlte er sich genötigt, auch die Braut, der er eben keine sichere Lebensstellung mehr anzubieten hatte, preiszugeben.

Er hatte sich jedoch eine Braut ausgesucht, die der Familie würdig war. — Einstweilen wurde nichts aus der Ehe. Arnoldus zog als reisender Prediger in Holland herum und weil ihm das untersagt worden war und er zu den Ausgewiesenen gehörte, nahm man ihn gefangen und transportierte ihn nach dem Schloß Loevestein (Luvestein), wo eine stattliche Zahl von remonstrantischen Staatsgefangenen schon seit einiger Zeit verweilte. Er wurde dort, ebenso wie die andren, gut behandelt; dennoch muß es ihm recht schwer gefallen sein, tagtäglich vom Schlosse aus die Vaterstadt Gorcum zu sehen, die jenseits des Flusses an der Zusammenströmung von Maas und Waal liegt.

Sein Leben nahm jedoch schon im Gefängnis eine schöne Wendung. Nach acht Jahren kam die Braut zu ihm und heiratete ihn. — Sie hatte nicht früher kommen können, weil sie bis dahin eine alte Mutter versorgen mußte.

Später, als nach dem Tode des Moritz die Gesinnung den Remonstranten gegenüber im Land günstiger wurde, flüchteten sich die sämtlichen Remonstranten von Loevestein. Die Behörde

trug bei der Flucht Sorge dafür, daß sie nicht erwischt wurden und wollte sie nachher, als sie sich frei unter den Brüdern im Vaterlande bewegten, nicht entdecken.

Über Cornelius war ein andres Schicksal verhängt.

Wir finden ihn im Jahre 1623 beim ehemaligen Pastor von Bleiswyk Slatius, der sich dort als Medicus niedergelassen hatte. Theologie und Medizin reichten sich damals manchmal die Hand und demgemäß war Cornelius auch auf den Gedanken gekommen, von der „Praxis der Medizinkunst“ etwas zu lernen. Der Slatius hatte seine Frau kuriert; das gab ihm Vertrauen zu der ärztlichen Tüchtigkeit des ehemaligen Kollegen und so kam der eine Theologe dazu, sich als Studiosus medicinarum an die Füße des andren Gottgelehrten zu setzen. Er wurde zeitweilen der Hausgenosse des Lehrers. Jedoch vernachlässigte der Letztere seinen Schüler auffällig, obschon er ihn selber eingeladen hatte. Zuerst war er zwei Tage abwesend und als er wiedergekehrt war, hielt er sich fast ausschließlich im Hinterhaus auf, während Geesteranus im Vorderhaus verweilen mußte.

Als er am Ende auch einmal in die Werkstatt des Slatius kam und der Letztere sich wegen seines wunderlichen Benehmens entschuldigte, entdeckte er, daß dort Bleikugeln gegossen und Pulver gerieben wurde. Slatius bereitete dort nämlich ein Mordattentat auf Prinz Moritz vor. Nun erzählte er dem Ahnungslosen, der sich nach dem Zweck der wunderlichen Arbeit erkundigte, daß er zwei Pistolen erhalten habe und Munition anfertige, um im kommenden Frühjahr Vögel zu schießen. Wahrscheinlich kamen unsrem Idealisten die faulen Ausreden etwas verdächtig vor; er suchte sich wenigstens, als Slatius ihn noch einmal einen ganzen Tag im Vorderhaus hatte warten lassen, ein andres Logis, fand es jedoch nicht und so trieb sein Schicksal ihn wieder in die nicht geheure Wohnung.

An diesem Tage besuchten viele Leute das Hinterhaus und als Geesteranus sich nun bei der Hausfrau nach dem Zwecke dieser Besuche erkundigte, sagte sie, daß man die gefangenen Pastoren zu Haarlem befreien wolle. Und als Slatius herzugelommen war, sagte er: „Mennonit, du könntest durch meine Vermittlung ein schönes Stück Geld verdienen!“ Der andre:

„Wozu machst du doch so viel Aufhebens?“ — Slatius antwortete: „Man soll sich wehren, wenn die Leute einem in den Weg treten. Mennonit, Mennonit, verhalte dich ruhig; es wird alles schon recht werden!“

Des Weiteren wurde nicht über die Sache geredet, weil Geesteranus auf die unbestimmten Andeutungen geantwortet hatte: „Wenn ich die ganze Welt auf Kosten des Bluts oder des Lebens des Allergeringsten erlösen könnte, so würde ich weder mit Rat noch mit der Tat dazu behülflich sein wollen.“

Der gern moralisierende Historiker Brandt gibt seinen Senf dazu und erzählt, daß er dergleichen Gedanken zu jenen Zeiten von seinem Onkel Johannes „ingesogen“ habe, daß er jedoch späterhin von diesen Auffassungen erlöst worden sei. Und zwar, nachdem er ein Büchlein von einem „gelehrten Theologanten über die Magistratsämter“ gelesen hatte.

Der Slatius nannte ihn wegen seiner sonderbaren Anschauungen „Menist“. Bald setzte der vernachlässigte Gast seine Umsiedlung durch, aber nachher treffen wir ihn noch einmal im Hinterhause an, wo er sich hinbegeben hatte, weil er sich bei seinem Gastherrn bedanken wollte.

Es war wieder eine größere Gesellschaft zugegen, in deren Mitte er nur eine kurze Zeit verweilte. Es wurde ihm ein Becher gereicht und man trank sich, wofern man mit einander bekannt war, zu. Darauf entfernte sich Geesteranus und wurde dort nicht mehr gesehen.

Bald nach diesem Tage wurde die Verschwörung gegen Moritz entdeckt. Alles wäre vielleicht gelungen, wenn sich unter den Schurken kein Verräter gefunden hätte. Der Verrat wurde dem Slatius und seinen Kumpanen verhängnisvoll. Bald fielen die Verschwörer auf dem Schafott.

Es hatten jedoch vier Gefangene aus Furcht vor der Folterbank erklärt, daß Cornelius Geesteranus bei der letzten Versammlung im Hinterhaus zugegen gewesen sei und auf den guten Verlauf des Unternehmens getrunken habe. Auch sei er beim Bleigießen und Pulvertrocknen gesehen worden.

Geesteranus machte sich nun auf und davon. Manchmal steht man einem Verleumder machtlos gegenüber, wenn er Tat-

sachen, die man nicht verneinen kann, falsch beleuchtet und zur Gemeinheit verdreht. Er ging und mußte es sich gefallen lassen, daß ihm der gute Name geraubt wurde. Die Richter hätten ihm nicht glauben können. Nur die Freunde vertrauten, daß er kein Unwürdiger war, wenn sie ihn schon nicht verstanden.

Slatius selbst hat den Geesteranus nicht ins Unglück gestürzt. Er war zwar ein unsozialer Missetäter, jedoch kein falscher Schleicher. Der imstande war, einen Freund verräterisch zu behandeln, und die Freundschaft war ihm heiliges Gut. Als er gefangen genommen war, erklärte er sein Verhältnis dem Geesteranus gegenüber so, daß man damit anfang, die beschlagnahmten Güter des falsch Beschuldigten wieder freizugeben und seiner Frau erlaubte, dem Ehemann nach Holstein zu folgen. Die Familie wurde nach langem Zaudern seitens der Obrigkeit in Friedrichstadt aufgenommen und kehrte damals nicht nach Holland zurück.

Die Jahre 1623—1632 verstreichen für Geesteranus und die Seinigen ohne viel bemerkenswerte Einzelheiten. Er trieb ein Geschäft; ich habe jedoch nicht ausfindig machen können, welche „Nahrung“ es war. Er war mit einer Witwe verheiratet.

Dann und wann predigte er auch und man vertraute es ihm um so lieber an, als er ein regelmäßiger Remonstrant geworden war, der seine mennonitischen Anfechtungen besiegt hätte. Er wird jedoch nicht unter den Predigern genannt, die in den ersten Jahren auftraten.

In der Handschrift des Gerdt van Rintelen kommt die Notiz vor: „nach dem Tode des Selcart nehmen Paludanus, Remoutius und Geesteranus den Dienst wahr.“ Zu jener Zeit sehnte sich der Letztere nach dem Vaterlande zurück. Er fand in der Remonstrantenkolonie keine sympathische Lebenssphäre. Man zankte sich dort überhaupt viel, in jenen Tagen ging es jedoch besonders hoch her und zwar durch das maßlose Benehmen des van Moersbergen.

Grevinchovius, der Feind des Moersbergen, ist dem Geesteranus recht freundlich gesinnt. Er fragt in seinen Briefen u. a.:

„Warum will man Geesteranus nicht in Holland anstellen? Welsing, der auch zu den Verdächtigen gehört hat, wurde doch auch wohl zurückgerufen. — Geesteranus predigt gut und hat eine gute, kräftige Stimme.“¹⁾

Die Führer der Bruderschaft wollten jedoch nicht zugreifen und das verdankte Geesteranus dem Statthalter, der damals in Utrecht war und aus politischen Gründen davon abriet, den Pastor herüberkommen zu lassen. Greyinchovius meinte, daß er auf eigne Gefahr kommen könnte, wenn man ihn nicht entbieten wolle.

Es fehlte dem Geesteranus jedoch an Energie, selber die Initiative zu nehmen und er wartete, seiner Natur gemäß, ab.

Der Statthalter rührte sich damals sehr in kirchlichen Angelegenheiten und übte die von den Remonstranten anerkannte Macht des Staates in den kirchlichen Beziehungen kräftig aus. Man wollte Bernardus Dwinglo aus Glückstadt als Pastor wählen, jedoch wehrte es van Moersbergen. Die drei genannten Pastoren vertraten den Dienst und erst als der Statthalter sich auf immer entfernt hatte, meinten die zwei Bürgermeister, daß die Gemeinde nicht mehr in der alten Weise versorgt werden könne und der Magistrat, als er sich von der „Exorbitanz des van Moersbergen erholt hatte“, nun für einen festen Prediger sorgen müsse. Den Dreien lag eben ihre Nahrung mehr am Herzen als das Amt und sie konnten dem Letzteren nicht gehörig nachgehen.

Cornelius Geesteranus wurde gewählt, jedoch mußte er auf sein Geschäft verzichten. — Er wird das wohl gern getan haben, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß er ein rechter Kaufmann gewesen ist.

Am 30. Mai 1632 legte er seinen Eid ab.

Das war der erste große Triumph nach der Schmach, die charakterlose Menschen ihm angetan hatten. Er war wieder Pastor!

Aber der schönste Tag in seinem Leben war der 23. Juli 1635. Da sprach der Hof van Holland ihn nämlich durch die

1) Siehe Briefe von Greyinchovius. Arch. Rotterdam CMXXXIX CMLXIV CMLXXVI.

„Acte van Purge“ frei. Das geschah also zwölf Jahre, nachdem er das Land mit Schmach verlassen hatte.

Auf die Dauer fühlte er sich jedoch auch als Pastor in Friedrichstadt nicht zu Hause. Oft korrespondierte er mit den kirchlichen Behörden in Holland über seine Rückkehr und endlich kam es dazu. Die Direktoren baten ihn wiederzukehren und bald darauf wurde ihm eine Gemeinde angeboten. In Friedrichstadt wollte man ihn nicht gern entbehren und die Kirchenvorsteher protestierten gegen die Bemühungen der holländischen Brüder, jedoch man gab ihm endlich das gute Zeugnis, das er verdient hatte. Mit erleichtertem Herzen kehrte der lange Jahre zuvor ausgewiesene Wanderer ins Vaterland zurück. Er konnte es nämlich nicht mehr mit seinem Gewissen vereinbaren, zu bleiben. Was ihn eigentlich beschwerte, erzählt van Rintelen, der uns das Letztere mitteilt, uns nicht.

Er verabschiedete sich von seiner Gemeinde im Jahre 1647.

4. DER FRIEDRICHSTÄDTER PASQUILLARIUS.

Unter den bekannten Bürgern der alten Remonstrantstadt spukt eine verummte Figur herum, der wir die Maske nicht abziehen können. Der Historiker meint seine Stimme wohl zu erkennen und seine Gestalt ähnelt derjenigen eines Predigers, der den „Akte van Stilstand“ nicht hat unterschreiben wollen und als Opfer der Remonstrantenverfolgungen nach Holstein ausgewandert war, aber ihm ist doch nicht recht beizukommen und es wäre nicht richtig, einen mutmaßlichen Namen zu nennen. — Jedenfalls gehört er nicht zu den hervorragenden Männern des verfolgten Remonstrantismus.

Der Unbekannte hat sich als Pasquillarius bertichtigt, jedoch auch gewissermaßen verdient gemacht und man soll ihm von Rechts wegen einen Platz in der Geschichte der Remonstrantenkolonie an der Eider einräumen. Eine Abhandlung über sein Treiben mag schließlich auch für die Sittengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts im allgemeinen nicht ohne Wert sein.

Die Pasquillarii des rassechten Typs haben ihre Blütezeit hinter dem Rücken und kommen kaum mehr vor, seif Presse-

freiheit und Ausbreitung des Zeitungs- und Witzblattwesens zur Genüge die Gelegenheit zur öffentlichen Kritik verschaffen und eine willige Winkelpresse ohne viel zu riskieren anonyme Schmähchriften publiziert.

Ehemals war er eine interessante und fast unentbehrliche Figur im Volksleben, wo fürstliche oder bürgerliche Autokraten in puncto Kritik überempfindlich zu sein pflegten und der politisch bevormundeten Masse das Recht zur öffentlichen Beurteilung ihrer Handlungen keineswegs zuerkannten.

Der gemeine Mann huldigte demgemäß dem Pasquillarius im stillen als seinem Anwalt und dessen anrühige Werke waren ihm ein Schmaus, der mit Schadenfreude genossen wurde.

Es versteht sich, daß das Pasquill als kulturelle Erscheinung kein offizielles Geburtsdatum aufzuweisen hat und daß man sein Embryo schon in der Unterschrift suchen darf, die irgend ein verbissener Literat primitivster Entwicklung unter das Spottbild seines Tyrannen schrieb, das er in irgend einen Fels gekratzt haben mag.

Seinen jetzigen Namen verdankt es dem rührigen römischen Schneider Pasquino, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte und der seine Stadtgenossen mit seinen „schnoddri- gen“ politischen Witzen amüsierte.

Zum rechten Verständnis der alten Pasquillari im allgemeinen und des unsrigen im besondern möge folgendes Zitat aus den von Schlozerschen „Römischen Briefen“ dienlich sein.

„Bald nach seinem (des Pasquino) Tode fand man in der Gegend der Piazza Navona, wo Pasquino gewohnt hatte, eine Marmorstatue, die nur halb vergraben gewesen war. Ihr Rücken hatte bis dahin als Straßenpflaster gedient. Dieses sehr verdorbene Werk — eigentlich nur noch ein Torso — schien den Römern geeignet, zur Erinnerung an den seligen Pasquino vor dessen ehemaliger Wohnung aufgestellt zu werden. Dadurch erhielt er selbst den Namen Pasquino. Wurden nun politische Witze gemacht, so pflegte man sie auf Pasquino zurückzuführen; meistens wurden die „Pasquille“ aufgeschrieben und nachts an der Statue befestigt; sie erschien manchmal sogar in sarkastischer Aufstaffierung, um irgend eine hochstehende Person lächer-

lich zu machen. Als Urban VIII. Barberini durch französische Intriguen Papst geworden war, gab man dem Pasquino einen Papagei in den Arm. Da der Papagei im Italienischen pappagallo heißt, war mit pappagallo alles gesagt.

Viele Leute amüsierten sich an solchen Pasquinaden. Andre nahmen die Sache krumm, so Adrian VI., der schwerfällige Niederländer, der gar nicht für die leichtlebenden Römer geschaffen war und besonders über Pasquino sich höchlichst erboste. Eines Tages wollte er ihn in den Tiber werfen lassen. Der Kardinal von Soissons verhinderte den Papst daran, indem er warnte, Pasquino werde im Tiber mehr schwadronieren und klatschen als alle Frösche. Bald darauf war Adrian von neuem wütend und beschloß, Pasquino verbrennen zu lassen; aber auch daran verhinderte ihn der Kardinal durch den scherzhaften Einwand, daß Pasquino dann wie ein Phönix aus der Asche sich erheben und die römische Bevölkerung alljährlich den Todestag seines Lieblings wie den eines zweiten Sankt Lorenz feiern werde. So wurde Pasquino gerettet.“

Der Friedrichstädter Pasquino kannte das römische Pasquillebild, wie wir nachher erfahren werden; er verstand sich jedoch nicht auf jenen leichten Witz, der sich unter dem südlichen, blauen Himmel zu sonnen pflegt, und die „Herren auf dem Rathaus“ nahmen die Sache mindestens ebenso krumm als ihr schwerfälliger Landesgenosse Adrian.

Wie der Kerl wohl heißen mochte? Er unterschrieb sich „G. van Niet met Allen“ oder „Wiltief Raen“ (d. h. G. von Garnichts oder Willstu's Raten), oder nur mit Phantasiebuchstaben, denen kein Sinn beizumessen war und die Handschrift war gar nicht zu erkennen. Der Mensch war unauffindbar.

Nachts schlich er sich herum und wurde nicht gesehen, am nächsten Morgen jedoch fand man seine Schriftstücke. Der gute Doktor-Pastor Sécart entdeckte einmal eins, als er Jochim Wilms Tür passierte; er entfernte es, scheinbar ohne seinen Mitbürgern etwas davon zu erzählen. Aber der Pasquillarius wußte, wer ihm die Frucht seiner Arbeit geraubt hatte.

Ach, findet man meine Pasquille nicht? Das Schreiben verdriest mich.

... Ich klopfte still und stumm; — sieh, Selckert kam
hinzugelaufen

Im Dunkel ohne Kerze . . . Hat er nichts gefunden?
Soll ich es euch nun wieder ohne Geberden mitteilen?

Achtet drauf!

... (Ein unleserlicher Buchstabe, der an die Schrift
eines Irrsinnigen denken läßt.)

Auf demselben Blatt, zweifelsohne eine Kopie, findet sich ein andres Gedicht, das hier und da wirr, jedoch komisch genug ist. Es geht daraus hervor, daß eines Nachts ein armer Verdächtiger in der „Giesel“ (dem Friedrichstädter Gefängnis) seufzte und daß in derselben Nacht wieder ein Pasquill vorgefunden wurde. Der freche Unbekannte spottet, daß man den Pasquillarius wohl scharf bewache! Er spiele seine Streiche sogar vom Gefängnis aus! Der Stockmeister habe ihm die Tinte und das Papier wohl geliefert!

Eine Notiz unten an der Seite meldet, daß das Pasquill in der Nacht zwischen Montag und Dienstag, 19.—20. September 1625, am Klopfer der Tür des Sr. Huberts gefunden sei.

Der Erfolg scheint den Pasquillarius immer übermütiger gemacht zu haben. In einem Gedichte, das den Anschein hatte, für eine Liebhaberrhetorikergesellschaft (ein „Rederykerskamer“) bestimmt zu sein, fängt er mit einem Vorwort an, das eine Anspielung auf seinen eignen Namen zu enthalten scheint. Im darauffolgenden umständlichen Titel deutet er eine Reihe wohlbekannter und notabler Bürger und Bürgerinnen als Mitglieder der „hochgelehrten und vortrefflichen Zunft“ der Pasquilleschreiber an, in der jedermann nackt und nach dem Leben gezeichnet wird. Und darauf hat er den ulkigen Gedanken, Prinz Friedrich Heinrich, den die Remonstranten als ihren Beschirmer betrachteten und der gerade im Jahre, wo die Pasquille erschienen, Statthalter wurde, als den Dekan der Zunft anzugeben. Er nennt ihn beim, in remonstrantischen Geheimkorrespondenzen gebräuchlichen Pseudonym „Cousyn“ und behauptet, daß dieser seinen Zunftbrüdern Instruktionen, welche die ganze Stadt in Beben versetzen, gegeben habe.

Es folgen nun die sechzehn Strophen, die sechzehn Mit-

bürger als Pasquilleschreiber andeuten oder auf die Frage hin untersuchen, ob sie vielleicht die Hand mit im Spiel haben. ,

Schälkens wird sich wohl nicht dazu verstiegen haben! Er ist eine leere Schale, ein Windei

Was soll man vom Pastor Remoutius denken? Er gehört wohl zur Zunft, wenn er es schon verneint. Er mißbraucht seine „Kutte“ und schleicht darin nachts herum.

Desgleichen Isack Welsing. Er ist ein gottseliger Prediger, der treu die Kirche besucht. Es sind jedoch keine Geheimnisse, wenn die Pastoren nachts auf der Straße schlendern, wie er es machte. (Wanneer de predikanten alsoo gaan lanterfant en gelyck men sach nacht en de dach.)¹⁾ Pastor Thombergius muß auch Federn lassen; desgleichen jener Unbekannte, möglicherweise ein Mennonit, der Johan Baptist genannt wird. Frau van de Wedde, die Gemahlin des bekannten Friedrichstädter Pioniers Willem van Hoven, Heer van de Wedde, gehört zweifelsohne auch zu den Zunftgenossen! — Der Pasquillarius ist so niederträchtig, jene edle Figur in der Friedrichstädter Geschichte zu verspotten, indem er mit Schadenfreude mutmaßt, daß sie wohl unzufrieden sein wird, weil andre Kolonisten die Frucht des Strebens ihres Mannes pflücken.

Endlich wird Sinjeur Dreyer noch zum Besten gehalten. Er soll als „Prinz“ der Zunft funktionieren. Die „rederykers“ hatten nämlich die Gewohnheit, die letzte Strophe ihrer Gedichte dem „Prinz“, der das Haupt der Zunft war; zu widmen, oder wenigstens mit, oft gesuchten, Anspielungen auf das Wort „Prinz“, sich an ihn zu wenden. Der hier angeredete „Prinz“ ist ein kleiner Buckel, der außerhalb der Stadt wohnte. — Wer hätte es dem kleinen Höcker, der Handvoll Mensch, zugemutet!

1) Isaak Welsing scheint im Jahre 1625 in Friedrichstadt gewesen zu sein. Er hat dort vielleicht zeitweise gelebt, nachdem er am 18. September dieses Jahres von einer Kommission der Bruderschaft vom Amte suspendiert worden und seine Lage in seiner Hoornschen Gemeinde zu peinlich geworden war. (Siehe Seite 113 „De Stichting der Remonstrantsche Broederschap“ von J. Tideman.) Der Pasquillarius macht wahrscheinlich im zitierten Reim Anspielungen auf Gerüchte, die bezüglich der Vergangenheit Welsing's verbreitet waren. (Siehe „De St. der R. B.“ sparsim.)

(Ey, handvol mins, Waert gy noch Prins Van 't Retoryk vol sins?)

Nach der letzten Strophe schreibt der Pasquillarius: „Bona nox. Ruhet sanft. Ich mache es so oft wie ich will . . . keine Wache hilft euch . . . ich mache es so geheimnisvoll, daß der Teufel und seine Muhme (De duivel en zyn moer) es sogar nicht zu wissen bekommen. Nicht zwei gemeinsam, nein, ich allein . . .“ Es folgen noch zwei Paraphen, die vom Teufel, von seiner alten Muhme oder von einem Irrsinnigen stammen könnten und die Notiz: „Ratet diesen Namen, spricht die Wahrheit, oder der Teufel wird euch die Kerze tragen.“ (De duivel sal de keers houden.)

* * *

Das bis jetzt Erwähnte geht nicht über eine gehässige Spielerei hinaus und es wäre kaum der Erwähnung wert gewesen, wenn der Pasquillarius nichts Interessanteres geliefert hätte. Aus den nachfolgenden Produkten seiner finstern Virtuosität wird jedoch hervorgehen, daß sich längs der gezeichneten geheimnisvollen Bahnen der Groll eines intelligenten, mit scharfem kritischem Sinn begabten Akademiebürgers debouchierte, der ohne Rücksicht die schwachen Seiten des liberal-religiösen Geisteslebens jener merkwürdigen Remonstrantenstadt an der Eider, die Unwahrhaftigkeit des offiziellen Idealismus und überhaupt alles, was sich gern bemäntelt, entblößt. Es versteht sich, daß dergleichen Geißelbrüder, die es immer auf den Rücken eines ändern abgesehen haben, zu den unappetitlichsten Fanatikern gehören, aber wenn sie für die Wahrheit schwärmen, so wie' der Friedrichstädter Pasquillarius es tat, so können ihre Kritiken dem Historiker wohl einmal interessant werden.

Wenn ich den Lesern nun eine wirklich glänzende Spottschrift auf das Friedrichstädter Leben Anno 1625 vorlege, so möchte ich betonen, daß diese Abhandlung nur eine Unterabteilung eines Geschichtswerkes ist, in dem das Leben und Treiben der jungen Stadt gewürdigt wird und erfreuliche Wahrheiten in den Vordergrund geschoben werden.

„Die erste und letzte Ordonnanz, oder Silberglocke in Frie-

denreichstadt sehr nützlich für diesen Hof“, — also lautet der Titel des Pamphlets, das sich zum Zweck stellt, die religiösen Verhältnisse zu Friedriehstadt von ihren schlechtesten Seiten zur Schau zu stellen.

Wir lassen den Inhalt hier in leserlicher Form folgen. (Die schwerfälligen Konstruktionen, die den amtlichen Stil lächerlich machen sollen, mußten deutlichkeitshalber umgestaltet werden; die genaue Übersetzung ins Deutsche war sogar völlig unmöglich.)

Wir, fürstlicher holsteinischer hoher Statthalter und Herren Assessoren in Friedenreichstadt grüßen alle diejenigen, die dies sehen oder vorlesen hören.

Es ist weltbekannt, daß wir als Unschuldige mit Unrecht des Vaterlandes verwiesen sind. Es geschah, weil wir die Wahrheit vertraten, die in Übereinstimmung mit der Gottseligkeit ist, und weil die Gewissensfreiheit, die in der öffentlichen Religionsübung, dem Evangelium gemäß besteht, uns lieb war. Wir haben die Gottesdienste mit seltenem Eifer, fortwährendem Hunger und unausgesetztem Durst nie versäumt und wurden nie gesättigt. Desgleichen besuchten wir, dem Willen Gottes gemäß, andre kirchlichen und städtischen Versammlungen und Sacrificien.

Unser Eifer in bezug auf das Abendmahl, das denkwürdige Zeichen des demütigen Leidens unsres Herrn, übertraf alles andre. Wir feierten es mit Fasten und Beten, — nur mit einer Ave-Mariatoga (?), in voller Rüstung, so wie es den Lämmlein geziemt, und mit geschlagenem Gemüt. Wir opferten, in einen armen seidenen Mantel und seidene Kleider gehüllt, voll heiliger Gedanken und reinen Herzens demjenigen, der auch selber sein Herz geopfert hat. Wir kamen voller Diligenz zum Abendmahl, gestiefelt und gespornt, und haben dabei nur ein Kind überritten. Aber das war nur eine Folge unsres Bemühens, euch unsren Eifer zu demonstrieren und ihr seid uns darin würdiglich nachgefolgt. Ihr habt allen dem nachgejagt wie ein Fisch dem Wasser; oder laßt uns ein deutlicheres Bild nennen, wie ein Edelmann dem hohen Staat, wie ein Kaufmann den Gütern oder wie ein weltlicher Mensch den Gelüsten des Fleisches nachjagen möchte.

Wir wollen nun, zur Ehre Gottes und zur Fortpflanzung des Reiches Christi, das jetzt in unsrem Vaterlande zu unserm unerträglichen Schmerze bedrückt und je länger desto mehr verdrängt wird, diesen Eifer behaupten.

Nun haben wir (die Inspirationen des heiligen Geistes wirken lassen und auch) unsre eignen Gedanken über die Fortpflanzung jenes Gottesreiches gehen lassen; desgleichen haben wir unsre volle Aufmerksamkeit der Noth der Kirchenbänke geschenkt. Sie klagen uns nämlich an, weil wir es nicht verhindern, daß sie durch den Übereifer der Kirchengänger überbürdet werden und wollen, daß wir sie von ihrer Last befreien oder wenigstens mehr Hilfe herbeiziehen. Es sollen mehr Bänke kommen; jedoch ist der Raum in der Kirche so knapp, daß die Pfeiler, die von oben herab schon genug belastet sind, zusammenzubrechen drohen, weil die vorbeiklabasternden Pfeiler der Gesellschaft sie bedrängen oder ihnen „Anstoß“ geben.

Die Kanzel sieht sich das alles an und kommt auch mit wichtigen Klagen zu uns; sie befürchtet, daß sie im Laufe der Zeit auch überdrängt werden wird und zwar von geeigneten und ungeeigneten Personen.

(Es gab im Jahre 1625 noch keinen Pastor zu Friedrichstadt, der regelmäßig den Dienst vertrat und verschiedene Expastore, die in Geschäftsleute umgewandelt waren, predigten abwechselnd. — Siehe Fr.st. II. Grevinchovius.)

Wir haben wohl schon einunddreißigmal erwogen, welche Schäden daraus entstehen könnten, daß man das Himmlische zu sehr betrachtet und die irdischen Beschäftigungen vernachlässigt.

Nun mögen die Herren Regenten und unsre Untertanen es uns nicht verübeln, daß wir in einem andern Tone reden und bitten und befehlen, daß alle Einwohner der Stadt, besonders die Kirchengänger, sich ein wenig mäßigen. Sie sollen jenen übergroßen Eifer, den man im Vaterlande unter dem Kreuze und im Perikel bezeigt hat, ein wenig einschränken und bedenken, daß dies hier in der Freiheit nicht notwendig ist. Man verteile den Eifer über verschiedene Gottesdienste. Dazu habe ich eine Predigt mitten in der Woche ordonniert und wenn das nicht genug wäre, so könnte ich noch einen Gottesdienst am Karfreitag

hinzufügen und endlich die abgesetzte Kirche, nämlich die Wage, gewiß zu ihrer großen Freude, wieder in Ehren herstellen.

(Gottesdienste mitten in der Woche. Diese waren in Friedrichstadt sehr unbeliebt. Die Gottorper Kanzlei hingegen hatte eine Vorliebe für Bet- und Dankstunden und ordonnierte deren viele. Die Friedrichstädter vernachlässigten sie und der Rat reichte manchmal Gesuche ein, sie einstellen zu dürfen.

Karfreitag. Im kalvinistischen Holland wurde der Karfreitag, weil er eben kein Sonntag war, nicht oder kaum gefeiert. Der Statthalter scheint mit dem Gedanken umgegangen zu sein, ihn in Friedrichstadt zum Feiertag zu machen. Er handelte in beiden Angelegenheiten wohl unter dem Druck der Kanzlei.

Die Wage. Die ersten Gottesdienste wurden in der Stadtwage abgehalten.)

Wenn das alles noch nicht genug wäre, so könnte man schließlich die Kirche auch noch vergrößern. Aber das wäre für die städtischen Finanzen äußerst bedenklich, weil wir durch unsre große Sorge vorschnellerweise große Summen für die neuen Schleusen ausgegeben haben. Diese Schleusen waren hier wohl das Drittnotwendige und mußten deshalb eiligst gebaut werden, damit (wenn die Kälber auf dem Eise tanzen) die Schiffe gehörig aus dem Außen- in die städtischen Binnenhäfen hinaus- und hereingebracht werden können.

(Wenn die Kälber etc. Ein holländisches Sprichwort: Met Sintjuttemis, als de kalvers op het ys dansen. — Sankt Judith hat ihren Kalendertag am 17. August. Das Sprichwort bedeutet also: „nie!“ Die Schifffahrt wollte sich nämlich in der neuen Hafenstadt nicht entwickeln. Siehe Fr.st. I.)

Wenn ihr euch also mäßiget, so wollen wir uns auch in unsrer Arbeit zur Beförderung des Friedens und der Justiz mäßigen. Wir taten es schon und brachten alles innerhalb der richtigen Grenzen zurück, wie es von Anfang an — Gott strafe es, — schon geschehen ist. Diesem Umstände ist es wohl zuzuschreiben, daß wir so viele Schafe hinzubekommen haben; es

gehen deren eben viele in einen Stall. (Dem Prinzip gemäß: quot capita tot sensus.)

(Der Herzog hatte van Moersbergen statt des van de Wedde zum Statthalter ernannt, weil er hoffte, daß mit ihm viele andre herüberkommen würden. Das war jedoch, ebenso wie fast alle Friedrichstädter Chancerechnungen, ein Irrtum. Der Statthalter trieb hingegen durch sein taktloses Benehmen viele nach Holland zurück. Das Leben in der Stadt war überhaupt nicht friedlich.)

Nun wollen wir die Hand an den Pflug legen, damit wir unsre Nachbarn und uns selbst erbauen und die Ehre Gottes und das Reich Christi in lauterer Wahrheit, welche uns, dem rechten Volke, gegeben ist, — als Lichter in der Finsternis verbreiten und wieder fortpflanzen.

Wenn diese geistlichen Güter in unsrem Lande schon ausgerottet werden, so möge es dem Anti-Christe wenigstens nicht gelingen, sie hier zu vernichten, damit sie für die Zukunft unsres Herrn bewahrt bleiben.

Möge er uns, seinen Schafen, inmitten der Löwen eine friedliche Ecke in dieser gefährlichen Zeit lassen und uns durch seine Macht gnädig bewahren, so wie er es mit den Anklägern des Daniel in der Löwengrube und mit mehreren andren Leuten machte.

(Gehässige Verdrehungen, wie diejenige in der Geschichte des Daniel, gehören zu den beliebten rhetorischen Formen des Pasquillarius.)

Also möge er uns, holländische Israeliten, denen er hier wieder ein gelobtes Land zum Aufenthalt gegeben hat, in dieser Angelegenheit ebenso eifrig finden als in den vorhergehenden und auch Ursache finden, uns, die wir weder warm, noch kalt, sondern lau befunden werden, auszuspeien.

Erlassen in voller Versammlung des heiligen Geistes und aufgeschrieben von unsrem Diener

G. van Niet met Allen, stilo solito Anno noto.

Das Ganze war ein Meisterstück komplizierten Stils und enthielt nur einige Fehler, die vielleicht auf die Rechnung eines Kopisten gestellt werden dürfen.

Am „zweiten Julius, stilo veteri“ erschien wieder ein Pasquill, das besonders deshalb interessant ist, weil es einen tieferen Blick in die Seele jenes Querulanten eröffnet. Er betrachtet sich selbst in vollem Ernste als das Sprachrohr der öffentlichen Meinung und empfindet die Schmach, die ihm indirekterweise zuteil wird, als etwas Schmerzliches, Unverdientes. Er verbittert seine Mitbürger durch seine Kritik und hinter seiner Maske grollte er, weil er das Objekt verbitterter Nachforschungen ist. Er kämpft für die Wahrheit und er wird sich dessen nicht bewußt, daß es einer Larve am allerwenigsten zusteht, die Unwahrheit zu entlarven und abzukanzeln. Er fühlt nicht, daß seine Wahrheitsliebe verschroben und fanatisch ist, weil es ihm an vornehmem Sinne mangelt. — Der Pasquillarius ist enttäuscht. Warum betrüben seine Schriften die Menschen; er hat doch nicht gelogen und ist der nackten Wahrheit doch nicht zu nahe getreten? Er hätte nie glauben können, daß man ihm seine beschwerliche Arbeit als Blasphemie oder Injuria anrechnen würde. Er sagte nur öffentlich, was andre heimlich verachten.

„Meine Herren, es wäre mir und meinesgleichen erwünscht, daß ihr in unsrer Stadt ein Pasquillenbild errichten liebet, ebenso wie es in vergangenen Zeiten eins zu Rom gab. Jedermann durfte dort die Wahrheit publizieren, ohne Verfolgungen zu riskieren.

Die Wahrheit ist eben solcher Art, daß sie zwar zeitweilen durch große Macht und Tyrannei unterdrückt werden kann, jedoch endlich, wenn das Maß überläuft, ans Licht tritt. Die edlen Herren wissen, wie es in unsrem Vaterlande darum steht. Die Wahrheit darf nicht gehört werden und deshalb haben wir uns hierher geflüchtet und haben uns hier angesiedelt, damit wir sie hier in Freiheit untersuchen, prüfen, hören und zur Not von ihr zeugen.

Ich weiß wohl, daß es hier einer andren Wahrheit gilt, als derjenigen, für die ich zeuge. Es gibt eben verschiedene Wahrheiten, die meinige und die deinige

Ihr habt jetzt einen Menschen in eurem Dienste, der sich solch eines Sankt (dem Pasquillebild) wohl zu bedienen wüßte, und ihm wäre es nicht zu viel, wenn ihr eins an jede Straßen-

ecke stelltet; das ist jedoch nicht notwendig und wir werden mit einem zufrieden sein

Euch und mir wäre es gewiß sehr fruchtbar und vorteilhaft, und es würde viele Übelwollende abschrecken, die jetzt unter dem Deckmantel der Rede allerlei Ränke schmieden.

Von meiner Kammer der Trübsal aus geschrieben,

2 Julius stilo veteri 1625.

(P. S.) Der Kaiser Tiberius, der übrigens ein berühmter Tyrann war, wollte dennoch seine Pasquillarii weder verurteilen noch sie aufsuchen lassen, wenn er darum ersucht wurde. Er sagte, daß die Zunge in der Stadt frei sein solle, wenn man die Wahrheit sagt.“

Schließlich teilt der Pasquillarius noch mit, daß er jetzt seine Arbeit einstellen wolle, weil sie ihm zu viel Mühe und Verdruß bringe. Auch wenn es hinfort sodomitisch zugehen würde, so würde er schweigen. — Dennoch hat der Leichtsinns der jüngsten Tochter des de Haen und des Herman Ruytenbeeck ihn doch noch einmal zu einem Pasquill veranlaßt, nämlich zu einem Brautlied für ihre Hochzeit, die ein bißchen eilig festgestellt werden mußte und am 4. Dezember 1625 stattfinden sollte.

Das war ein Schmaus für den Pasquillarius: die reine Wahrheit, eine zarte Wahrheit, eine bedenkliche Wahrheit, die im Munde des braven Philisters zu gemeinem Schmutz werden und ihm selber den angenehmen Kitzel einer sexuellen Intimität geben würde! Und diese Wahrheit würde ihn in den Stand versetzen, die unbemittelte, jedoch stolze Witwe de Haen, die Isabeau Croes aus der vornehmen Kortriker Familie tief ins Herz zu treffen und den Namen des verstorbenen Ex-Pensionars von Haarlem, des angesehenen herzoglichen Rats, durch den Kot zu schleppen.

Wir müssen den Inhalt jenes schmutzigen Stücks unerwähnt lassen. Nur die Zeitgenossen haben es völlig verstehen können: überdies würde er diese Seite zum orographischen Teil unsres Buchs machen. Genug, daß der Name „de Haen“ ausgebeutet worden ist und das arme „Küchlein“ so geschmäht wurde, daß

der Pasquillarius durch das Brautlied als ein unflätiger Zotenkrämer unsterblich blamiert worden ist.

Es versteht sich, daß dieses Pasquill eine moralische Tendenz hat! Wie schmerzlich muß es Männer wie Grevinchovius, Selcart und so viele andre edle Figuren unter den Ausgewiesenen berührt haben, in diesem Menschen einen Theologen und zwar einen der Ihrigen vermuten zu müssen!

Überhaupt eine peinliche Wahrheit, daß man unter Märtyrern, die der Wahrheit zulieb vieles opfern, auch unedle Charaktere findet!

Am anstößigsten ist am Ende nicht das letztgenannte Pasquill, sondern das Schlußwort des zweitletzt erwähnten. „Von meiner Kammer der Trübsal aus geschrieben“, — das ist das Schlußwort jenes letzten Briefes, den der „Raadspensionaris“ Joan van Oldenbarneveldt in der Nacht vor seiner gerichtlichen Ermordung an seine Familie schrieb: „Uyt myne kamer der droefenisse.“ Es läßt sich fragen, ob solch ein Mangel an Zartgefühl auch nicht auf einen psychischen Defekt hinweist, der jenen „Mund der Wahrheit“ unsrer Remonstrantenstadt einigermaßen entschuldigt. Wie dem auch sei, am Ende gilt von solch einem sich selbst überschreitenden Wahrheitsverkünder das Wort jenes klassischen biedereren Justus: aber . . . er ist doch ein Grobian!

Der „Mund der Wahrheit“ wurde nie entlarvt!

Fünf Jahre später! — Michael Butt, Gerichtsbote zu Friedrichstadt, steht morgens früh zwischen sechs und sieben vor seinem Fenster am Marktplatz und sieht, wie Ludwig Johan Arkenbout in der Gegenwart des Husumer Schlachters Mr. Peter einen Zettel an die Wage anklebt . . .

Und am 9. Juli 1630 steht der böse Arkenbout als erhaschter Pasquillarius vor dem Gerichte. Die „Extracta translata ex Fridericopoleos Libris Rerum Criminalium“ erzählen die tragikomische Geschichte dieses Epigonen des großen Wahrheitsmundes.

Peter der Schlachter hat das Pasquill vorgelesen und den eselhaften Publizisten gewarnt. Der letztere spottet mit der Gefahr und erklärt, es selber geschrieben zu haben.

Er leugnet es vor den Herren, aber im Fährschiff nach Tönning hat er sich auch verschnappt. Zwar erzählte er, daß irgend ein Unbekannter das Pasquill in sein Fenster hineingeworfen habe, aber kurz nachher rühmt er sich, daß er in des Königs Lager auch einmal zwei Liedlein gemacht habe und er hat diese im Fährschiff vorgesungen.

Es scheint ein bedenkliches Pasquill gewesen zu sein, in dem von dem „großen Munde“ die Rede war. Der biedere, jedoch ein wenig eitle Stadtsekretarius, der die Protokolle geschrieben hat, erwähnt mit Genugthuung, daß man gemutmaßt habe: der Herr Sekretarius sei damit gemeint, jedoch sei Arkenbout der Meinung gewesen, daß „man“ den Remoutius damit andeute. (Der unumgängliche Remoutius scheint nun einmal mit dem Begriff „Pasquill“ verwachsen gewesen zu sein.)

Am 15. Juli sieht die Obrigkeit sich genötigt, den Arkenbout mit Glockenschlag zu zitieren; denn er hat sich, trotz des gegebenen Wortes, gedrückt. Er aber pfiß auf das Geläute und schickte seine Schwiegermutter nebst seiner Frau! Diese erklären, daß der Beschuldigte gemeint habe, daß es nicht verboten sei, Pasquille zu schreiben, aber . . . daß er es dennoch nicht getan und daß er es nur gefunden habe.

Ein Jahr lang gärt die Sache, bis Arkenbout endlich wiederkehrt, nachdem dem Angeklagten auf abermaliges „supplicieren pro impetrando salvo conductu“ ein freies Geleit gegeben worden ist.

Und nun geht der Missetäter während der näheren Untersuchung frei umher! Das ist zu bedenklich! Man fordert den Statthalter auf, den Unhold zu verhaften und wirft ihm vor, daß er nicht genug auf seine eigne Ehre halte, weil er doch auch beleidigt sei. Der arme van Moersbergen war damals schon in jenen äußerst peinlichen Verhältnissen, die ihn kurz nachher dazu trieben, die Stadt zu verlassen. Der ehemalige Diktator Friedrichstädts hatte keine Macht mehr und mußte es sogar erleben, daß der neue Stadtrat ihm die Prozeßstücke vorenthielt. Er hatte nicht einmal das Recht mehr, die Verhaftung auf eigene Hand durchzuführen. Aber zu Gottorp hatte man den neuen Stadtrat auch kurz gehalten und sich selbst das

Recht einstweilen reserviert, ein so wichtiges Geschehnis als die Verhaftung eines dummen Veteranen des Dänenkönigs, der eine Schmähschrift angeklebt hatte, anzuordnen.

Nun entartete die Geschichte völlig ins Lächerliche! Der hohe Statthalter Friedrichstadts schrieb der fürstlichen Gnade zu Gottorp einen Brief, in dem er die Notwendigkeit der Verhaftung klarlegte. Es sei sogar eine Frau so beleidigt worden, daß sie und ihre Kinder es bis in ihr Grab tragen werden müssen.

Die Gottorper Kanzlei gibt nicht zu und die Herren werden immer nervöser, weil der Bube noch immer nicht eingesperrt worden ist. „Periculum in mora!“ heißt es sogar in den Akten.

Wahrlich, die ganze Geschichte weckt den Eindruck, daß man im Jahre 1630 schon tiefer in die kleinen Verhältnisse hinabgesunken war als man von einer Stadt, die vor wenigen Jahren noch die Aufmerksamkeit der europäischen Welt auf sich zog, erwartet hätte.

Und Gottorp tut sich auch nicht durch bedeutende Gedanken hervor! Das Ende wird zur Posse! Die Kanzlei schrieb, daß der Herzog vernommen habe, daß der Hauptankläger, ein gewisser Oldenhove, sich mit Arkenbout vertragen wolle. Darum ermächtigte er die Herren, dem Ludwig Arkenbout — der augenscheinlich wieder ausgekniffen war, — ein sicheres Geleit zu geben, wenn er sich mit Oldenhove versöhnen wolle!

Schade, daß Herr G. van Niet met Allen sich nicht mehr rührte; er hätte am Ende ein köstliches Pasquill schreiben können, in dem der Ritter der traurigen Gestalt, Herr Pasquillarius Arkenbout, nicht einmal die kläglichste Rolle gespielt und die nackte Wahrheit, die aus den goldbestickten Würdekleidern hervortreten würde, den Lesern recht komisch angemutet hätte.

* * *

Es scheint, daß diese urväterliche Jurisprudenz die Herren Stadtväter doch nicht völlig befriedigt hat. Das Friedrichstädter Gesetzbuch des Jahres 1635 enthält wenigstens ein Kapitel, in dem sich der nervöse Ärger über die Pasquilleschreiberei zur nachfolgenden strengen Jurisprudenz abgeklärt hat:

„Paena libellos famosos facientium . . . Derjenige, der famos Libelle oder Schmähschriften, Briefe oder Liedchen ohne seinen Namen und Zunamen macht oder schreibt, an öffentlichen Orten heimlich oder öffentlich anklebt, oder Kopie davon gibt oder öffentlich rezitiert, liest oder singt, durch welche andre Leute in ihrer Unschuld, in ihrer Ehre oder in ihrem guten Namen boshaft beleidigt werden, solch ein Verleumder soll, wenn die Tat bewiesen ist und er seine Behauptung nicht wahr machen kann, erstens hundert Taler Brüche bezahlen, überdies infam und ehrlos erklärt werden, und sich gebühlich beim Beleidigten entschuldigen, auch wohl in irgend einer andren Weise, je nach der Art der Sache, am Leibe oder am Leben gestraft werden.

Aber derjenige, der Pasquille macht, verbreitet oder anklebt, soll, wenn er schon beweisen kann, daß das Erdichtete die Wahrheit sagte, dennoch wegen seiner Anschuldigungen fünfzig Reichstaler Brüche bezahlen, weil er seine Anschuldigungen in ungeziemender Weise ans Tageslicht gebracht hat.

Und wenn jemand solch ein Pasquill findet und nicht verbrennt oder der Obrigkeit zur Hand stellt, so soll er sechzig Mark „Lubs“ bezahlen.“

5. DER RECTOR DER LATEINISCHEN SCHULE UND STADTSECRETÄR MARCUS GUALTERUS.

Rektor Marcus Gualterus war eine Zierde der Stadt. Es wäre wohl kaum ein Bürger Friedrichstadts zu finden gewesen, der ihm dieses Lob hätte vorenthalten wollen und der Herr Rektor hätte dem selber auch gewiß nicht widersprochen, ebensowenig wie dem ergänzenden Bedenken, daß er doch auch seine kleinen Fehler hatte. Es ist zur Kennzeichnung dieser merkwürdigen und achtenswürdigen Person richtig, das schon im Anfang seiner Lebensskizze kürzlich anzudeuten, denn seine Schwächen folgten ihm wie sein Schatten, so wie das mit impulsiven Naturen der Fall zu sein pflegt. Es mag mancher Friedrichstädter den Kopf über den „Schulfuchs“ geschüttelt haben, wenn er mit überlegenem Lächeln und ein wenig zu blumenreichen Worten seine Meinung über irgend eine Sache zum Besten gab. Aber ich erinnere mich aus den Friedrichstädter

Dokumenten keines abfälligen Urteils eines Kolonisten über ihn, oder es sollte die Mutmaßung jener Frau sein, die im Tönninger Fährschiff mit ihren Mitbürgern die Frage besprach, wer wohl im Pasquill, das im Jahre 1630 so viel Staub aufwirbelte, mit dem „grooten Mond“, das heißt dem „Großmaul“ gemeint sei. Sie sagte nämlich: „vielleicht der Secretarius?“

Ja, er hatte ein großes Maul, und leider ging damit zusammen, daß er sich nur zu leicht einschüchtern ließ, wenn ihm die Hölle zu heiß gemacht wurde. Das geht nur zu deutlich aus der Geschichte seiner Widerwärtigkeiten in seinem früheren Wohnort, der Stadt Kampen, hervor. Und durch diese Schwäche hat er sich gerade in jenen Augenblicken, die die erhabensten seines Lebens hätten sein können, so blamiert, daß er seinen Feinden die Gelegenheit verschaffte, ihn zu erniedrigen und ihrer Willkür ihm gegenüber einen Schein des Rechtes zu geben.

In Kampen mußte er wohl manches abfällige Urteil über sich ergehen lassen und er verpaßte die Gelegenheit, sich den Ehrennamen eines Glaubenshelden zu erobern, als er in den Prozeß verwickelt war, der mit seiner Ausweisung endete. Aber wer den nervösen Mann hat kennen lernen, kann es ihm verzeihen, und man versöhnt sich mit ihm, wenn man die Worte vernimmt, mit denen er sein Ausweisungsurteil beantwortete: „Ich nehme es mit Geduld und gern an, wofern Christus mir damit einen Teil seines Kreuzes auferlegt.“¹⁾

Marcus Gualterus gehörte zu denjenigen, die ohne geistigen Schwung den Märtyrerweg zurücklegten; aber schließlich blieb er seinen Grundsätzen getreu und fügte er sich gelassen in sein schweres Schicksal, das ihn als einen schmachlich verkannten Ausgewiesenen nach der Remonstrantenstadt trieb.

Eigentlich war Gualterus kein Niederländer; er war in der Pfalz geboren. Aber in der Stadt Kampen fand er sein Arbeitsfeld. Im Jahre 1605 wurde er dort zum Konrektor der lateinischen Schule erwählt und das Glück diente ihm einstweilen, denn schon im folgenden Jahr wurde er Rektor.

Kampen konnte sich eines gelehrten Rektors rühmen, dem neben viel Gelehrsamkeit eine gewandte Feder zur Verfügung

1) Siehe: Brands „Historie der Reformatie“. Deel IV.

stand. Leider wurde die letztere ihm jedoch verhängnisvoll. Denn mit dieser Waffe mischte er sich in den Kampf der Theologen, der sich in seinen Kampener Jahren immer schärfer zuspitzte. Er war Remonstrant und schrieb als solcher eine lateinische Widerlegung des Werkes, in dem Joh. Urbanus die Notwendigkeit und Gebührlichkeit des Sündenfalls meinte bewiesen zu haben. Marcus lieferte sein „*Temeritas recalcitrans*“, das heißt: „Der widerspenstige Übermut.“ Es war ein lateinischer Dialog zwischen der gesunden Rede und der törichten Unbesonnenheit, in dem die erstere der zweiten die Widersinnigkeit der „hohen Prädestination“ schlagend bewies. Es versteht sich, daß die Gegner der Meinung waren, daß gerade im Rektor die „*temeritas recalcitrans*“ sich breit mache.

Drei Jahre nach diesem Federstreit fühlte die Deventer Synode nach dem Siege des Kontraremonstrantismus auf der nationalen Synode zu Dordrecht sich genötigt, den Kampener Rektor vor ihren Richterstuhl zu laden. Dieser berief sich auf das „*ius de non evocando*“; man hatte ihn nämlich im Jahre 1617 das Bürgerrecht verliehen und als freier Bürger der Stadt Kampen ließ er sich nicht vor ein fremdes Gericht laden. Als die Synode ihn nun in Kontumaz verurteilte und ihn als Rektor absetzte, wirkte die *temeritas recalcitrans* so beim Rektor, daß er auf die Herren und ihr Urteil piff und ruhig die Jugend weiter unterrichtete. Aber die Theologen waren mächtige Herren und die Deputierten der Synode bewirkten, daß die Bürgermeister der Stadt Kampen ihn absetzten. Nun war Gualterus ein armer Mann ohne Gehalt. Aber er verlor den Mut nicht und seine Feder scheint, begreiflicherweise durch den Lauf der Sachen, nicht weicher geworden zu sein. Die Herren Räte fühlten sich nämlich später in einer Erklärung des über Gualterus verhängten Urteils veranlaßt, unter anderm mitzuteilen, daß sie ihn verurteilt hätten, weil er ihre weisen Fügungen mit mohammedanischer und türkischer Tyrannei verglichen und ihre Plakaten mit großen Kalumnien „traduziert und befleckt“ habe.

Es war des Rektors Mißgeschick, daß sein sanguinisches Temperament mit ihm durchging, sobald er die Feder in der Hand und die Feinde vor dem Visier hatte. Aber man kann

es ihm doch kaum vorhalten, daß sein Geistesverwandter, der Remonstrant Tengnagel, den Bittbrief des abgesetzten Kampener Pastors Schotlerus, der unter andren auch den Namen des Gualterus auf der Adresse trug, so nachlässig behandelte, daß er den Feinden in die Hände fiel. Der Mann ließ ihn beim Hervorholen des Schnupftuches aus der Tasche fallen und merkte es nicht einmal. Leider fand eine kontraremonstrantische Frau ihn; diese gab ihn böswilligerweise einem kontraremonstrantischen Manne ihrer Bekanntschaft und aus dessen Händen wanderte er erst in diejenigen eines Pastors, der ihn schließlich einem Bürgermeister überreichte.

Nun steckten die Herren Räte die Köpfe zusammen. — Ein Brief von einem ausgewiesenen Pastor, in dem er um Unterstützung bat und ein begleitendes Schreiben des Direktors Episcopus, in dem dieser Führer der Remonstranten die Sache des Pastors empfahl! Und auf der Adresse standen die Namen von vier verdächtigen Mitbürgern; und Gualterus war einer der Vier! — Die Herren hielten es für selbstverständlich, daß der Brief unter dem Deckmantel der unschuldigen Form eine geheime Bedeutung verbarg. Die Delinquenten, die es sich zuschulden hatten kommen lassen, mit den ausgewiesenen Remonstranten in Korrespondenz zu stehen, mußten vor ihrem Richterstuhl erscheinen. Leider war Gualterus augenblicklich verreist und verzögerte sich die Sache dadurch. Aber als er am 17. Februar wiedergekehrt war, wurde er noch am selben Abend vor die Herren geladen. Mit ihm erschienen die andren. Nun fing die Prozedur an, der Gualterus zum Opfer fallen und die zeigen würde, wie man eine unschuldige Sache aufblähen kann, wenn man ein geräumiges Gewissen hat und strenge Prinzipien zur Befriedigung seines Machtfanatismus zu verwenden weiß.

Der arme Gualterus sollte jedoch erfahren, daß halbe Wahrheiten und halbe Lügen einen Mann, der für Ideale kämpft, verunzieren und ihn dem Grobianismus gegenüber lähmen.

Als man ihn fragte, ob er nicht mit den in Antwerpen verweilenden Führern des Remonstrantismus in Verbindung stehe und ob er keinen Brief vom Schotlerus empfangen habe, begab er sich auf das Glatteis der halben Wahrheit und der Unauf-

richtigkeit und antwortete, daß weder das erstere noch das zweite der Fall sei. — Augenscheinlich entschuldigte er sich vor seinem Gewissen mit der Erwägung, daß er nur die passive Rolle eines Adressierten gespielt hätte und zwar, wo es einen Brief galt, der an vier Personen gerichtet war, der ihm nicht in die Hände gekommen und den er nur hatte vorlesen hören. Schade, daß er es sich nicht klar machte, daß er mit der Wahrheit niemand hätte schaden können und daß er sich mit seinen kasuistischen Winkelzügen nur zu leicht eine Blöße geben würde. Er scheint in seiner Aufregung die Sachlage überhaupt nicht überschaut zu haben. Und dadurch verwickelte er sich in ein Wirrnetz unüberlegter Erklärungen, die es den Feinden nur zu leicht machten, ihn zu erniedrigen. Das Ende war, daß er verduzt und beschämt vor den Philistern stand, als sie ihm bewiesen, daß er doch mit den genannten Leuten in schriftlichem Kontakt gestanden. Er mußte es erdulden, daß man ihn einen Meineidigen schimpfte, weil er „gotteslästerlich geschworen hatte, daß er von keinen Briefen wisse“. Es gelang ihm natürlicherweise nicht, die Richter davon zu überzeugen, daß er die unbedeutenden Briefe, die keinen Unterteil einer gegenseitigen Korrespondenz bildeten und nur eine Bitte um Hilfe für einen verarmten Pastor enthielten, mit gutem Gewissen nicht mitgezählt hätte.

Rektor Marcus Gualterus fühlte den Boden unter seinen Füßen versinken, als das Gewitter auf ihn niederging und in seiner Herzensangst flehte er die Herren, ihn nicht unglücklicher zu machen als er schon sei. — Er verschlimmerte damit seine Lage nur; denn die Richter verstanden daraus, daß er Schuld bekenne.

Am selben Abend wurde eine Haussuchung bei ihm vorgenommen, während er im Sekretärzimmer gefangen gehalten wurde. Die Herren Räte rührten sich, als stände der Feind vor dem Thor.

Es gefiel dem Publikum auf der Straße jedoch überhaupt nicht, daß die Regenten sich ruhigen Mitbürgern gegenüber so viel erlaubten und es sammelte sich eine drohende Menge vor dem Rathaus, die sich weder von einem der Bürgermeister noch vom hochadeligen Kommandanten der Garnison einschüch-

tern ließ und drohte, daß sie die Mitbürger selbst befreien wollten, wenn man sie nicht loslasse. Dieser Bewegung unter dem Volke verdankte Gualterus es, daß er jene Nacht in seinem Bett anstatt im Gefängnis schlief.

Aber der vielbewegte Abend war nur ein Anfang der Leidensgeschichte. Die Briefe des Rektors wurden auf Geheiß des Magistrats, mit dessen lateinischen Kenntnissen es nicht weit her war, von zwei Pastoren untersucht und die Resultate erschütterten den Rat aufs tiefste. In einer folgenden Sitzung redete Herr Bürgermeister Albert Hof, der ehemals einer der Remonstranten gewesen war, jedoch sich zum Kontraremonstrantismus bekehrt hatte, als er bemerkte, daß die Sonne der ersteren unterging und der im Rat das Sprachrohr der Versammlung war, Marcus folgendermaßen an: „Marcus, es tut mir leid, daß ich Euch in dieser Weise anreden muß. Ich habe Euch früher verkehrt beurteilt und nicht vermutet, daß Ihr ein gräulicher und gotteslästerlicher Mensch ward. Die Herren haben Eure Schriften gelesen und dadurch ist es ihnen deutlich geworden, daß Ihr in Eurem Busen die Gefühle der Arianer, der Pelagianer, der Socinianer und dergleichen Ketzler hegt: Ihr bestreitet Gottes Wort, den (Heidelberger) Katechismus und die Canones von Dordrecht, wo solche gelehrten und heiligen Männer versammelt waren. Und wir entdeckten des Weiteren, daß Ihr die Herren Staaten und seine Exzellenz und die Regierung dieser Stadt schmäählich durch den Hechel holt!“

Mit diesen schweren Worten beschwerte der Bürgermeister jenes Faß vieler Ungerechtigkeit, im Namen des ganzen Rats. Aber man verfiel vom allgemeinen auch ins spezielle. Es wurde ihm besonders vorgehalten, daß er die Lehre des Heidelberger Katechismus in bezug auf die Quelle der Seligkeit des Erzvaters Abraham bestritt und behauptete, daß Abraham nicht durch den Glauben in Christo selig geworden, sondern daß er das (nur) seinem Glauben in Gott verdanke. — Man nehme es ihm auch sehr übel, daß er einige Pastoren mit Pharisäern verglichen hatte und ihm wurde vorgeworfen, daß er behauptet habe, daß „unter dem Deckmantel der Religion manchmal nach der Regierungsmacht gestrebt“ werde. Schließlich hielt man es auch für

bedenklich, daß er die folgenden zwei Fragen untersucht hatte: 1. ob man unter dem neuen Bunde Religionskriege führen dürfe und 2. ob die Religion hier (im Vaterlande?) die Grundlage der gesetzlichen Regierung sei.

Kurz: die Richter machten sich völlig lächerlich und schleppten allerlei herbei, das sie hätte kalt lassen sollen.

Wir wollen es den Herren im übrigen gern glauben, daß die Privatnotizen, die jene zwei Pastoren mit Sorgfalt ausgeklaut hatten, den guten Rektor als einen scheußlichen Ketzer entlarvten und die Regenten bis zum äußersten ärgerten. Er war eben ein origineller Mensch, dessen unbändige Feder jeden ungebundenen Gedanken ihres Herrn aufzuschreiben gewöhnt war.

Schade, daß der Beschuldigte zum zweitenmal während des Prozesses erfahren mußte, daß die Herren Räte nach der Haussuchung besser als er wußten, welche Briefe sich in seiner Korrespondenz befanden und daß sie daraus ein Schreiben der remonstrantischen Direktoren hervorholten, als Gualterus gerade behauptet hatte, daß er nicht wisse, wo es sei und daß er meine, es bei einem Bekannten zurückgelassen zu haben. Das Gericht übersah in seinem Eifer, daß man in diesem Falle kaum an der Aufrichtigkeit des Rektors zweifeln könnte, weil die unrichtige Mitteilung, auch wenn man ihr nicht hätte widersprechen können, ihm keinen Vorteil gebracht hätte. Die Richter freuten sich nur der geistigen Niederlage des armen, hilflosen Mannes, der keinen Ausweg mehr zu finden wußte. Einen Augenblick war Gualterus groß im Leiden, nämlich als er zu seinen Quälern sagte: „Ich vertraue, daß Gott, der mein Herz kennt, ein andrer Beurteiler meiner Taten sein wird als Ihr, die Ihr es darauf anlegt, mich ins Verderben zu stürzen.“ Es folgte darauf leider wieder ein Moment des unbeherrschten Kleinmuts. Zum zweiten Male erniedrigte er sich vor seinen Richtern und flehte zu ihnen um Mitleid mit seiner Frau und seinen Kindern.

Aber man schmähte ihn nur und freute sich eigener Größe und der Kleinheit jenes Mannes, dessen schwungvolle Feder ihre Weisheit ins Lächerliche gezogen hatte. Da stand er nun, zitternd und bebend! — Ins Gefängnis mit dem Ketzer und Meineidigen!

Sechs Wochen hat Marcus Gualterus im Gefängnis der „Hagenpoort“ verbringen müssen; man hatte ihn wie einen Dieb in einen engen Kerker eingesperrt und erlaubte ihm erst nach Hause zu gehen, als er im Gefängnis zusammenbrach.

Als man ihm endlich das Urteil vorlas, mußte Marcus vernehmen, daß er aus der Stadt, aus ihrem Gebiet und aus ihren Fährschiffen gebannt wurde.

Er begab sich nach Elburg. Aber auch dort gönnten die Kampener Richter ihm keine Ruhe, denn man hielt es für zu bedenklich, daß er sich in einer benachbarten Stadt aufhalten würde. Der dortige Magistrat achtete nicht auf die Bitten der kirchlichen Behörden, und als diese darauf das hohe Gericht Gelderlands überredeten, die Ausweisung des Rektors aus dem Städtlein zu befehlen, achteten die biedereren Elburger auch darauf nicht.

Man wollte dem Ausgewiesenen nicht einmal seine Papiere zurückgeben. Wahrscheinlich konnten sie es nicht über sich gewinnen, dem geschlagenen Widersacher die Pfeile auszuliefern, die er auf sie gezielt hatte. Sie hielten es ebenfalls nicht für geraten, das Urteil über Gualterus zu publizieren und veröffentlichten im nächsten Jahre nur eine „Erklärung von Bürgermeistern, Schöppen und Räten der Stadt Kampen, weshalb Ihre Edlen Marcus Gualterus, gewesenen Rektor, aus ihrer Stadt, ihrem Gebiet und ihren Fährschiffen gebannt“ hatten.

Gualterus nahm wieder die Feder zur Hand und schrieb eine Widerlegung. Aber die Bedrückung hatte ihn weiser gemacht und demgemäß faßte er, nachdem er seinem Herzen Luft gemacht hatte, den Entschluß, diese Widerlegung nicht zu publizieren, weil sie nur „Öl ins Feuer des Zorns gegossen hätte“.

Das glauben wir ihm gern!

Der Kampener Rat, der gern gründlich wirkte, fühlte sich veranlaßt, die Heterodoxie in seinem Gebiete nicht nur mit den Waffen der Justiz, sondern auch mit denjenigen der Theologie zu bekämpfen und ersuchte den ehrenwürdigen Daniel Pipard, die Irrlehren des gefährlichen Ketzers schriftlich zu brandmarken. Es geschah in der „Kurze(n) Anweisung des Irr- und Lastergeistes des Marcus Gualterus, aus seinen eignen

Schriften, mit kurzer Gegenstellung der wahren und heilsamen Lehre aus dem heiligen Worte Gottes“.

Gualterus schrieb eine „Kurze Verantwortung“ und bemühte sich, die Kampener Remonstranten dazu zu bewegen, die Kosten der Veröffentlichung zu tragen. Aber es versteht sich, daß diese kein Bedürfnis hatten, damit noch einmal eine Verfolgung herauszulocken. Sie urteilten mit Recht, daß auch dies „Öl ins Feuer des Zorns“ gießen würde und daß es den Freunden wenig nützen könnte.

Gualterus trug das Joch der Verbannung und hatte es schwer; jedoch meinten die Feinde, daß man gelinde mit ihm verfahren hätte und man erinnerte einen daran, daß man viele Ketzer verbrannt hatte, die sich nie solche grobe Ketzereien hatten zu schulden kommen lassen. Zweifelsohne war das wohl einmal der Fall gewesen; aber man soll die Worte doch nicht zu ernst nehmen, denn solches gab es in den Niederlanden nicht mehr.

Dieser Ketzer kam nach der neuen Kolonie und wurde zur Zierde der Remonstrantenstadt.

Wir finden ihn am 5. Oktober 1622 am Grab des Vorstius. Er ehrte den Verewigten dort in einer lateinischen Lobrede über sein Leben und Sterben. Es soll erkannt werden, daß der gefeierte Tote das Leid der Verfolgungen würdiger getragen hatte als sein Lobredner; aber dennoch stand Gualterus insofern nicht hinter ihm zurück, daß er ebenfalls Amt und Vaterland seinen höheren Prinzipien geopfert hatte. Er hatte die Kunst nicht verstanden, seiner selbst Herr zu bleiben, wenn er sich mündlich gegen die Anfälle seiner Feinde verteidigen mußte und hatte sich zu leicht von ihnen einschüchtern lassen. Dabei war es ihm passiert, daß er sich wunderlich in den Stricken der Inquisitoren verwirrte, wenn er seine Geheimnisse nicht verraten wollte. Aber gerade seine Taktlosigkeit beim Lügen verrät eine Unbewandertheit in dieser Branche der unsauberen Politik, die für ihn zeugt. Und sobald er sich hinter seinem Schreibtisch ruhig auf die Forderungen der Prinzipientreue besinnen konnte, bevorzugte er Absetzung und Armut vor dem geruhigen und sichern Leben eines Renegaten. Leider spielte seine

Feder ihm dann für gewöhnlich einen Streich und er erschrieb sich den Haß seiner Gegner und die Rachgier der verletzten Objekte seiner Invektive.

Herr Rektor Gualterus bekam in der Remonstrantenstadt wieder seine lateinische Schule. Er arbeitete dort für die Jugend zusammen mit dem Präzeptor Jan Frericx und dem französischen Lehrer Monsieur Daniel Sporon¹⁾. Am 26. Juli 1624 wurde ihm zum erstenmal ein Gehalt von 60 Mark Lubs. ausbezahlt. Das war weiterhin sein Gehalt als Lehrer. Jedoch erhielt er bald darauf ein neues Amt; man stellte ihn nämlich zum Stadtsekretär an und als solcher tritt er in der Geschichte Friedrichstadts in den Vordergrund. Als Sekretär war er anfangs auf die Akzidentien angewiesen, jedoch setzte ihm der Herzog im Jahre 1636 anstatt der genossenen Brüche 100 Mark Lubs. aus der gemeinschaftlichen Kasse aus. Es versteht sich, daß die Herren Regenten kein besonderes Bedürfnis hatten, ihren Rektor und Sekretär übermäßig in den Vordergrund zu schieben; jedoch wirkten Amt und persönliche Tüchtigkeit dazu mit, seine Stelle allmählich einflußreicher zu machen.

Der erste Teil meiner Geschichte teilte schon manches über seine Werke mit und erwähnt seinen Namen hauptsächlich als Sekretär; von seiner Tätigkeit als Rektor ist nicht viel bekannt. Er hat sich jedoch vor allem durch die Zusammenstellung des Friedrichstädter Rechts verdient gemacht. Er trat auch als Gerichtssekretär auf und wußte sich so gut in die Jurisprudenz einzuarbeiten, daß er bald nicht nur zum lebendigen Vademecum der weniger juridisch entwickelten Stadtväter, sondern auch der rechte Mann zu jener umfangreichen Aufgabe, der Ausarbeitung des Friedrichstädter Stadtrechts wurde.

Ich muß auf eine ausführliche Behandlung des Stadtrechts verzichten, weil mir die wissenschaftliche Grundlage und die Quellen für ein eingehendes Studium dieser Materie fehlen. Solch eine Verhandlung über das Privat- und Kriminalrecht Friedrichstadts, verglichen mit den andren Stadtrechten des 17. Jahrhunderts, paßte auch nicht in den Rahmen dieses Werkes hinein.

1) Siehe Mensinga „Eiderstedter und Stapelholmer Wochenblatt“, Nr. 15, 1881. — Polizeiprotokolle (Extrakt).

Mensinga teilt uns mit, daß Falck (in seinem Privatrecht, Band 1 S. 433) die Arbeit nicht lobt, weil sie zu ausführlich und zwar die umfangreichste unsrer alten Rechte sei und weil sie kein einheitliches Ganzes, sondern eine Zusammenkopplung aus verschiedenen Rechtsquellen sei.

Falck mag schon recht haben und dem Werke des Rektors werden wohl große Fehler ankleben; aber man muß doch jenen Schulmann loben, der dazu fähig war, seiner neuen Heimat das Stadtrecht zu schreiben.

Mensinga sagt zur Verteidigung des gualterischen Werkes: „Man vergesse nicht, daß es eine schwere Aufgabe war, die holländischen Rechtsbegriffe und Gewohnheiten so zu verarbeiten und mit den hiesigen in Einklang zu bringen, daß sie hier brauchbar waren, auch für die bald zahlreich werdende einheimische Bevölkerung der Stadt.“ — Der wohlwollende Kritiker ist sogar so freundlich, noch hinzuzufügen, daß die von Falck gerügten Fehler eben in diesen Umständen lagen, und daß sie auch von manchem andern begangen sein würden. — Wahrscheinlich hätte der strenge Beurteiler unsres Rechtschreibers dem schonungsvollen Kritiker das Letztere niemals abgestritten!

Dem nicht juridisch ausgebildeten Historiker ist es nicht recht möglich, das Werk des Gualterus in seinem ganzen Umfang zu genießen; aber wenn der jurisprudente Secretarius ihm ein guter Bekannter aus der Vergangenheit ist, vertieft er sich mit Interesse in jene Teile des Buches, die dem biederem Gelehrten die Gelegenheit darboten, seinem Temperament den freien Lauf zu lassen. Es ist einem solchen Leser, dabei zumute, als sähe er die beseelte Feder des Rektors in ihrer lebhaften, vielfach abwechselnden Bewegung und in sehr verschiedenem Tempo festlegen, was ihr Lenker im Geiste ausgebrütet hat.

Bald wälzt sie sich in breiten, runden Schnörkeln; bald sucht sie sich einen Weg durch schwerfällige Satzbildungen; bald rutscht sie übers Papier und spritzt Tinte, je nachdem der Orator, der pfiffige Stilist oder der entrüstete Verurteiler möglicherweise zu verübender Missetat im stark empfindenden Geiste des Verfassers siegt.

Wir wollen bedenken, daß er nicht alles selber herausge-

klügelt hat und daß sich in seinem Buch die Auffassungen seiner Zeit widerspiegeln; aber es ist doch merkwürdig, daß ein fortschrittlich veranlagter, christlich gesinnter Mann in einem Ton, der keine Spur des inneren Zwiespalts verrät, so viel Grausamkeit zusammendichten kann, als der dritte Teil des Friedrichstädter Rechts, das über die kriminellen oder peinlichen Sachen handelt, uns zu kosten gibt.

Wenn die Theorie zur furchtbaren Praxis geworden wäre, so wäre der freundliche grüne Markt zum scheußlichsten Marterfelde in unsrer Remonstrantenstadt geworden. Man hätte dort die Gotteslästerer, je nach der Zahl der Wiederholungsfälle, am Leibe mit Ruten geschlagen, gebrandmarkt, eingesperrt oder mit Verbannung gestraft, und wenn er dann noch beim Übel beharrte, würde er „billiglich“ mit dem Tode gestraft worden sein. (Es entging dem Gesetzgeber wahrscheinlich, daß in diesem Falle die Todesgefahr nicht sehr groß war, weil der Rezidivist eben schon im zweitletzten Falle aus der Stadt vertrieben sein würde.) Man hätte den Verräter gevierteilt oder, — wenn seine Übertretung „nicht so ganz groß wäre, nur mit dem Schwert gerichtet“. Die Finger derjenigen, die die Urfehde gebrochen hätten, wären ohne viel Umstände abgehauen worden. Und wenn ein Mißratener aus der Remonstrantenkirche mit Gewalt und „nach der Art der Diebe“ etwas entfründet hätte, so würde er gerädert worden sein, während man denjenigen, der ohne Einbruch nur etwas weggenommen hätte, gnädiglich mit dem Strang ins andre Leben transportiert haben würde. Der Scheiterhaufen hätte nicht gefehlt. Es wären ihm die ärgsten Brandstifter zuteil geworden.

Und der Pranger hätte eine Reihe von Kleinigkeiten erledigt.

Nur die Ketzer verschiedener Gattung kamen gut davon! Wahrscheinlich würde der Verfasser demjenigen, der ihn auf die Grausamkeit seines Rechtes hingewiesen hätte, im Vertrauen mitgeteilt haben, daß es nicht so übel gemeint sei und daß man die Leute nur einschüchtern wolle. Aber es bleibt doch merkwürdig, daß sogar in jener freien, neuen, liberalen Stadt im Gehirn eines Mannes wie Gualterus ein neues Gesetz-

buch geboren wurde, das so grausam war, und daß die Gesamtheit jener fortschrittlichen Stadt sich ein derartiges Gesetz scheinbar ohne Protest gefallen ließ. Es versteht sich, daß die Gottorper Kanzlei einen starken Einfluß auf die Zusammenstellung ausgeübt hatte.

Die Herren Räte waren im übrigen keine allzu strengen Richter und der würdige Secretarius wird sich wohl manchmal gefreut haben, wenn er protokollieren konnte, daß seine Theorie wieder einmal durch die gnädige Praxis der gemüthlichen Richter überleuchtet worden war.

Aber trotzdem gereicht es der neuen Stadt nicht zur Zierde, daß ihr Recht sich nicht durch milderes Kriminalrecht auszeichnete.

Das Ende des dickleibigen Buches lautet:

„Wenn in kommenden Zeiten irgend ein Kasus oder Fall geschehen sollte, über den in diesen vorangehenden Ordonnantien nichts gemeldet oder disponiert worden ist, so wird in solchen Fällen nach den gemeinen beschriebenen kaiserlichen Rechten geurteilt werden, welche in natürlicher Billigkeit fundiert und gegründet sind.

Finis.

Soli Deo gloria.“

Das Buch verließ im Jahre 1633 die Gottorper Kanzlei „und war unterschrieben „Friedrich“, neben dem aufgedruckten fürstlichen Sekret in rotem Wachse“.

Der Mann, der das Gesetzbuch zusammengestellt hatte, wurde in seinem Werke nicht genannt; sein Amt natürlicherweise wohl.

Im Formular zur Beeidigung des Secretarius liest man, daß er schwört, sich betragen zu wollen wie es einem frommen und aufrichtigen Secretarius geziemt und „zusteht“.

Marcus Gualterus hat sein Amt demgemäß hochgehalten und er hat es so zu heben gewußt, daß er eigentlich viel mehr als ein gewöhnlicher Sekretär war.

Als die hervorragenden Männer wie van Moersbergen, van de Wedde und der Rechtsgelehrte van Dam der Stadt ärgerlich den Rücken zugewandt hatten und ins Vaterland zurückgekehrt waren, wuchs der Einfluß und stieg das Ansehen des Secretarius

tagtäglich und er wurde zur in den Vordergrund tretenden Figur in der Stadt.

Der Secretarius war die Seele der Bewegung gegen den spanischen Kommissar Quirinus Jansenius. Und der Ton seiner Briefe an den Herzog und die Gottorper Kanzlei verrät deutlich, daß er dann und wann die richtigen Verhältnisse aus dem Auge verlor.

Er hielt sich für eine sehr wichtige Persönlichkeit: er fühlte sich „Stadtpensionar“.

Der „Pensionaris“ in den holländischen Städten war der Ratsmann der Regierung, der Berater des Schöppengerichts; er schrieb die Protokolle und manchmal war er praktisch der Führer der städtischen Politik. Solch ein Pensionar war der alte Johan de Haen, einer der ersten Kolonisten gewesen, als er noch in Harlem sein Amt bekleidete.

Tatsächlich spielte Gualterus in späteren Jahren eine derartige Rolle.

In der großstilischen Periode der Neustadt nahm Gualterus eine einfachere Stelle ein, die ihm damals gebührte, — diejenige eines gelehrten Rektors und tüchtigen Sekretärs, der die Jugend lehrte und die Verfügungen der Regenten protokollierte, ohne sich zu viel herauszunehmen. Später war er Führer, jedoch war die städtische Politik damals diejenige einer Provinzstadt geworden, die mit dem internationalen Handelsleben nicht mehr mitkommen konnte und sich allmählich die großen Träume aus dem Kopf schlagen mußte. Das Letztere hat der Stadtsecretarius aber wohl nie völlig erkannt.

Im Jahre 1639 scheint er sein Rektorat niedergelegt zu haben. Der Magistrat korrespondiert im Monate Dezember mit Samuel Naeranus über einen aus Holland zu bekommenden Rektor¹⁾. Man erhielt jedoch keinen, weil man ihm einen viel zu geringen Gehalt anbot und das Sekretäramt nicht damit verband. Marcus Gualterus ist der erste und auch der letzte Rektor der remonstrantischen lateinischen Schule gewesen.

Im Jahre 1642 starb er. Der Rat gab ihm und seiner Frau

1) Siehe Mensinga, „Eiderstedter und Stapelholmer Wochenblatt“, Nr. 15, 1881.

ein freies Grab in der Kirche und ernannte seinen Sohn zum Sekretär an seiner Stelle.

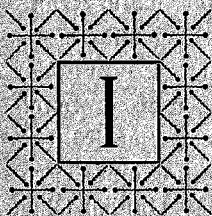
Er hatte die ganze Geschichte der Stadt mitgemacht und Lieb und Leid mit ihren Bürgern geteilt.

Mit seiner Feder begleitete er beharrlich die tragischen Schicksale des Ortes: immer lebhaft, immer temperamentvoll, immer treu.

Friedrichstadt an der Eider war ihm zur dritten Heimat geworden.

Es mag ihm ein wehmütvoller, jedoch erquicklicher Sterbensgedanke gewesen sein, daß der dankbare Rat ihm eine letzte Ruhestätte bereitete, die er verdient hatte: ein freies Grab in der remonstrantischen Hauptkirche jener freien Stadt an der Eider.

V. DIE KATHOLIKEN IN FRIEDRICHSTADT IM 17. JAHRHUNDERT.¹⁾



Im Jahre 1852 schrieb Tideman in seinem Büchlein über Friedrichstadt: „Auch für die Katholiken ist Friedrichstadt ein Freiplatz in den Herzogtümern geworden. Hier und in Rendsburg dürfen sie ihre Religion üben.“ Derart war also der Zustand in Schleswig-Holstein unter der dänischen Regierung. Es ist wohl bemerkenswert, daß in den Tagen des Herzogs Friedrich III., also 225 Jahre früher, die Remonstrantenstadt ihre Tore schon für den Katholizismus öffnete, jedoch glaube ich kaum, daß es angebracht wäre, auf Grund dieser Tatsache ein Loblied auf die Toleranz zu singen. Man hat es zu Gottorp schwer empfunden, daß man diese Tugend so weit durchführen mußte. — Aber was soll man, wenn man als kleiner Herzog ein großer Freund der Habsburger sein will und von ihnen Handelsvorteile zu erringen hofft?!

Die Zeit war vorbei, wo die spanischen Hafenmeister es nicht bemerken wollten, wenn ein holländischer Schiffer sich als

1) Siehe Friedrichstädter Polizeiprotokolle. — Staatsarchiv zu Schleswig.

Schleswiger meldete und sich bemühte, seine Muttersprache ins richtige Plattdeutsch der herzoglichen Länder umzuändern. Nach dem „zwölfjährigen Bestande“ wehrte man den Holländern und ihren Waren mit fanatischem Eifer. Und als der Herzog nun auf den glänzenden Gedanken gekommen war, aus den Holländern echte holsteinische Friedrichstädter zu machen, damit er mit ihnen die spanische Fahrt triebe, wollte Spanien sich das nur gefallen lassen, wenn Friedrichstadt nach seiner Pfeife tanze. Wir beschrieben die Geschichte des Kontraktes für freie Kommerzien und Navigation des Jahres 1627 (siehe Friedrichstadt an der Eider I). Der erste Artikel lautete, daß die Katholiken das freie Exerzitium ihres katholischen Glaubens in der Stadt Friedrichstadt vermöge des Dekrets von Anno 1625 den 24. Februar vom Herzog erteilt haben mögen.

Schon im Jahre 1623 hatte van de Wedde geschrieben, daß der Herzog die Sache nun doch nicht in die Länge ziehen und den Katholiken Religionsfreiheit geben solle, „sonst wäre es besser gewesen, die Sache nicht anzufangen“.

Der Herzog hatte zugegeben; ja er schien am Ende geneigt, den Spaniern zulieb sein ganzes Land für die Katholiken zu öffnen. Das stimmte jedoch nicht mit den kaufmännischen Berechnungen des van de Wedde überein. Er schrieb: „Es ist nur nicht deutlich, ob I. F. G. ihnen das freie Exerzitium im ganzen Lande oder nur in Friedrichstadt geben will. Ich halte es jedoch dafür, daß I. F. G. selber weise genug sei, zu beurteilen, ob es geraten sei, auf Grund verschiedener Erwägungen. Es sind eben alle plötzlichen Änderungen gefährlich, und bisweilen werden sie der neuen Stadt und ihrem Aufbau auch schädlich sein.“

Van de Wedde wollte die Toleranz für Friedrichstadt und die Intoleranz außerhalb der Stadt, damit die Geschäfte der Neustadt prosperierten.

So stand es um die Verträglichkeit den Katholiken gegenüber. — Der Herzog verzichtete auf die „gefährliche plötzliche Änderung“ und erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erhielten die Katholiken im ganzen Lande Religionsfreiheit. Tidemans Mitteilung soll jedoch insofern korrigiert wer-

den, daß auf der Insel Nordstrand schon in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts eine katholische Gemeinde bestand. Sie verdankte ihr Dasein den niederländischen Kolonisten, die dort sich um 1654 ansiedelten und die Bedeichung der von Sturmfluten verheerten Insel unternahmen. Es waren hauptsächlich Katholiken aus dem Süden der Niederlande. Nachher spaltete die Gemeinde sich in eine altkatholische und eine römisch-katholische¹⁾.

Die ersten Zeiten waren für den Friedrichstädter Katholizismus die schönsten. Ein hervorragender Dominikanerpater, Nicolas Jansenius, spielte eine große Rolle in der Stadt und war der Mann, von dem man erwartete, daß er die ersehnten Kontrakte bald durchführen würde²⁾. Nachher introduzierte der Pater seinen Bruder Quirinus Jansenius als spanischen Kommissar. Damals gab es drei offizielle Machtzentren in Friedrichstadt: das Statthalterhaus, das spanische Haus und das Rathaus. (Van de Wedde stand, als nicht offizielle Figur, auf sich selbst und verkrachte sich im Laufe der Zeit mit allen drei Häusern.) Im ersten Hause herrschte der autoritäre Geist des Utrechter Landedelmanns Adolf van de Wael vor, im zweiten der „spaniolisierte“ Geist des Kommissars, im dritten derjenige der oligarchisch gesinnten reichen Bürger. Man mußte es sich jedoch gefallen lassen, daß das spanische Haus das mächtigste war. Der Herzog ließ Jansenius schalten und walten; der Statthalter konnte ihm am Ende nicht widerstehen und vertrug sich nicht mit ihm; der Stadtrat wurde in eine Ecke gedrängt.

Im spanischen Haus herrschte der Katholizismus. Jesuiten- und Dominikanerpater gingen ein und aus; der Katholizismus hatte Friedrichstadt am Schnürchen. In den letzten der zwan-

1) Die „altkatholische Gemeinde“ von Nordstrand war eigentlich eine Gemeinde der „Bisschoppelijke Clerezij“ von Utrecht, die sich Anfang des 18. Jahrhunderts von der römisch-katholischen Kirche trennte. Diese „Bisschoppelijke Clerezij“ hat sich nach 1870 eng mit den deutschen Altkatholiken verbunden.

2) Ich korrigierte hier den ursprünglichen Text der Untersuchungen des Dr. H. Schmidt gemäß und schrieb statt „Jesuitenpater“ „Dominikanerpater“. Siehe des Weiteren die Notizen zu „Willem van de Wedde, Bijdragen voor de Maderl. Gesch. en Oudheidkunde“.

ziger Jahre spielte das spanische Haus eine Rolle als Vermittler zwischen der Stadt und dem wallensteinischen Kommandanten. Der Katholizismus machte sich breiter und breiter, nur soll es erkannt werden, daß Pater Nicolas es nicht in grober Weise, sondern fein und taktvoll trieb. Er reiste zu Cerboni, um die Neutralität der Stadt zu sichern und es gelang dem Pater, sein Ziel zu erreichen. Auf dem Rathause mußte man einstweilen den Antipapismus hinunterwürgen und den Schwarzröcken im spanischen Zentrum nach den Augen sehen. Eine harte Sache; denn am Ende waren die Pfaffen und besonders die spanischen, — das heißt also: die Erbfeinde der Niederländer, — Herr in der Remonstrantenstadt.

Jedoch wurde aus dem spanischen Handel nichts und das war zum Teile auch die Schuld des spanischen Hauses. Quirinus Jansenius war nämlich das Gegenbild seines Bruders: ein taktloser, grober Mensch, der die Sachen übel leitete, als sein Bruder ihn als spanischen Kommissar angestellt hatte.

Kein Wunder, daß der katholische Teil der Bürger dann mit schiefen Augen angesehen wurde.

Die Gemeinde empfand den Rückschlag der Verhältnisse. Mit dem Falle des Kommissars ging auch die einflußreiche Position des Katholizismus zur Neige, ja im Jahre 1637, also ein Jahr vor der Abreise des Jansenius, heißt es: Pater Johannes Roeckmann, der aus Mangel an Subsistenz fortziehen muß, bittet die Stadt um ein Attest.

Zehn Jahre später regt sich der Katholizismus wieder; die Verhältnisse haben sich jedoch geändert. Zu Gottorp läßt man die Politik des Liebäugelns fahren, jedoch zeigen sich das ganze Jahrhundert durch die Spuren eines gewissen Entgegenkommens seitens des Herzogs. Das wußten die Jesuitenpater auch und sie nutzten es der städtischen Regierung gegenüber aus. Diese versteckte ihre anti-katholischen Neigungen nicht; die Herren auf dem Rathause waren verbissene Pfaffenfresser! Im Grunde war es den liberalen Herren zuwider, der konsequenten Intoleranz gegenüber konsequent tolerant zu bleiben. Das katholische System reizt den Liberalismus gewöhnlich zur Unverträglichkeit; er verschüttete den Brei der Toleranz leider auch in der Re-

monstrantenstadt. Leider wirkten in den Gemütern der Stadtväter nicht nur geistige Motive. Man trug es schwer, daß die katholischen Vormänner durch ihre Taktlosigkeit den Seehandel der Stadt zugrunde gerichtet hatten. Was sollte man viel Rücksichten auf jene Kirche nehmen?! Nach dem Münsterschen Frieden lag der Stadt nicht viel mehr an der spanischen Begünstigung. Überdies wurde man von den Patern gereizt. Sie taten sich zu viel hervor, als lebten sie im stolzen Bewußtsein, daß sie das ganze Habsburgische Haus im Rücken hätten und deshalb beim Herzog etwas vermochten. — Was scherte jedoch die Stadtväter das Habsburgische Haus!

Die Herren auf dem Rathaus hatten das Bedürfnis, den Patern einmal einzupfeffern, wer Meister sei. Bald lebten die Parteien auf Kriegsfuß. Das Polizeiprotokoll des Jahres 1649 meldet: „Der Rat läßt den Patern vom Sekretär ansagen, daß sie den Bau ihrer Kirche einstellen sollen.“ — Die Herren antworteten, daß sie das Interdikt schwarz auf weiß empfangen möchten. — Es sind recht militante Pater!“

Im nächsten Jahr, 1650, verordnet der Herzog, daß Pater van Aelst, ebenso wie die andren, die Martinischätzung (d. i. eine Steuer, die im Jahre 1635 eingeführt wurde. — Siehe Mensinga, Die gemeinschaftliche Intradenkasse) bezahlen solle und er befiehlt: man soll auf die Papisten achtgeben und Bericht erstatten, sobald sie etwas unternehmen. Er schickt ebenfalls einen Kommissar, Johan Adolf Becker, damit er die Sache untersuche. Der Kommissar des Herzogs untersucht dann, ob die Papisten sich vermessen haben, ihre Gottesdienste öffentlich abzuhalten, ob sie zu diesem Zwecke eine Kirche bauten, und ob sie Bücher verbreiteten und Leute zu ihren Gottesdiensten lockten.

Es geht hieraus hervor, daß die Katholiken zwar Religionsfreiheit, jedoch nicht Freiheit zur öffentlichen Ausübung ihrer Religion hatten, oder die letztere nachher haben preisgeben müssen.

Pater van Aelst war wirklich ein eifriger Propagandist. Zu Neujahr 1650 hatte er Bücher, Heiligenbilder und Rosenkränze ausgeteilt und er hatte an der Straßenseite seiner neuen Kirche

einen großen Eingang, eine „Stalltür“ bauen lassen. Tatsächlich „hatte er sich vermessen“, öffentliche Gottesdienste abzuhalten. All diese Übergriffe, die uns ziemlich unschuldig vorkommen, haben zu Gottorp eine derartige Erregung verursacht, daß man scharfe Maßregeln gegen die Katholiken in die Wege leitete. Es wurden die öffentlichen Gottesdienste verboten; die „Stalltür“ sollte wieder zugemauert werden; in der Kirche sollte von der Kanzel verkündet werden, daß man die Gottesdienste der Katholiken nicht besuchen dürfe und die Neujahrgeschenke sollten alle auf das Rathaus gebracht werden. — Wahrlich, es fehlte noch daran, daß sie auf dem grünen Markte öffentlich verbrannt werden sollten! Die Herren remonstrantischen Stadtväter machten sich, kurz gesagt, äußerst lächerlich. Zu ihrer Entschuldigung soll gesagt werden, daß Pater van Aelst eine harte Haut hatte, wenn es um die Propaganda ging. Einstweilen schrieb er einen Brief an die Herren, in dem er seine Ankläger widerlegte. Die Räte waren jedoch streng und fest entschlossen, den Pfaff einmal müde zu machen. — Der Brief wurde ihm zurückgeschickt: Er solle ihn persönlich einreichen, wenn er wenigstens meine, daß es notwendig sei. Im übrigen solle er bedenken, daß der Herzog nichts mit der Sache zu schaffen habe; jedoch solle er auf Geheiß des Herzogs die Tür zumauern und wenn er es nicht tue, so werde der Rat es auf seine Kosten tun.

Dem Pater war die Logik bezüglich der herzoglichen Einmischung nicht recht klar; er scheint aber zu der Schlußfolgerung gekommen zu sein, daß der Fürst den letztgenannten Befehl nicht gegeben, wenn er nichts mit der Sache zu schaffen habe. Es kam ihm aber erwünscht vor, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben und dem Rat entgegenzukommen. Deshalb wählte er den Mittelweg, ging zu seinem Schmiede und sagte ihm: „Verschließ mir die Tür gründlich!“ — Kurz darauf fühlten sich die Herren auf dem Rathause veranlaßt, den Pater noch einmal zu vermahnen: „Die Tür soll zugemauert und nicht nur von einem Schmiede verschlossen werden.“ Leider bricht die Geschichte hier ab. Wer aber meint, daß van Aelst eingeschüchtert gewesen sei, der irrt sich. Es heißt wenigstens im Jahre 1651: „Der Pater will wider das Verbot kopulieren.“ — Als die

städtische Regierung ihn darauf an das Verbot erinnerte, antwortete er unverfroren, daß es ihm nicht bekannt gewesen, daß er jedoch in diesem Falle nicht umhin könne, die Leute zu kopulieren, weil es schon proklamiert sei.

Im Jahre 1654 wird feierlich verboten, sich in der katholischen Kirche kopulieren zu lassen und am 30. September desselben Jahres hatte der Pater sich zu Gottorp schon das Recht geholt, es doch zu tun. Die Friedrichstädter Herren waren wütend, sie protestierten, weil der Pfaff sich das Recht erschlichen habe, aber es nützt ihnen nicht viel. Der Herzog läßt ihm die Freiheit und bestimmt nur, daß der Pater nicht kopulieren dürfe ohne dem Rat davon Bericht erstattet und die Sache öffentlich proklamiert zu haben.

Als er am 11. November wieder trauen will, wird er von seiten des Rathauses an seine Verpflichtung erinnert. Er antwortet jedoch: „Er wolle sehen.“ Augenscheinlich fühlen die Pater sich sicher und meinen, es darauf wagen zu können, den Herrn zu trotzen.

Am Ende des 17. Jahrhunderts echot es noch eben: „Der Pater habe wieder kopuliert ohne es dem Rat mitzuteilen; er solle das nachlassen.“

Und die Antwort lautet: „Wenn alle Religionsverwandte Bericht erstatten, wollen wir es auch tun.“

Sonst nichts!

Dieses Kopulieren kostete dem Rat viel Kopfzerbrechen; die Mennoniten traten im Jahre 1654 in die Spur der Katholiken und widerstrebten dem Willen der Herrn in ihrer Weise. (Siehe: Die Mennoniten in Friedrichstadt.)

Im Jahre 1657 weigerten sich die Pater noch einmal, die Martinischätzung zu bezahlen, weil die Häuser, die in ihrem Besitze waren, mit voller Steuerfreiheit vom Herzog gekauft seien.

Und im Jahre 1698 entschuldigten die Pater sich, daß sie dem Herzog nicht huldigen könnten, weil sie nur unter ihren geistigen Behörden stünden. So hat der Katholizismus sich während des ganzen 17. Jahrhunderts gewehrt. Es gab immer Pater, die bereit waren, ruhig und mit politischer Gewandt-

heit für ihre wirklichen oder vermeinten Rechte zu streiten und auf Gottorp wurden sie gewöhnlich mit Rücksicht behandelt.

Zu meinem Bedauern kann ich nicht mitteilen, wie die Gegensätze zwischen der städtischen Regierung und der katholischen Gemeinde sich ausglich. — Neue Zeiten brachten neue Verhältnisse. Auf die Dauer mußten die Pater natürlich zugeben und der bürgerlichen Ehe Recht widerfahren lassen. Die Religionsfreiheit hob andererseits die Ausnahmestelle der Gemeinde auf. Die städtischen Regierungskollegien öffneten auch den Katholiken die Türen und in der heutigen Zeit nehmen in den Vordergrund tretende Persönlichkeiten aus der katholischen Gemeinde auch die ihnen gebührenden Plätze auf dem Rathause ein.

Die Gemeinde hat ihre eigene Schule behalten und verteidigte, den katholischen Erziehungsprinzipien gemäß, dieses Institut mit festem Willen, ungeachtet des Dranges derjenigen, die aus finanziellen Gründen eine Vereinigung mit der Volksschule bewirken wollten.

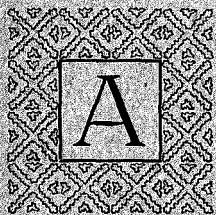
Am Fürstenburgwall steht die katholische Kirche, die nach dem heiligen Knud, dem im Jahre 1086 verstorbenen Dänenkönig genannt ist. Sie wurde im Jahre 1854 erbaut. Hinter ihr findet sich an dem Platze, wo ehemals die alte Kirche stand, die Schule. Ich fand noch eine Notiz, die vermeldet, daß die Katholiken das Haus, wo sie anfangs ihre Versammlungen abhielten, vom Herzog geschenkt bekamen, und zwar als eine Anerkennung für die Deicharbeiten, die von Jesuitenpatern am Bottochlotter (?) Deichwerke unternommen waren.

Meine Abhandlung läßt das geistige Leben der katholischen Kirche auf sich beruhen. Es versteht sich, daß die Besprechung des Geisteslebens einer allgemein bekannten, internationalen Kirche, die überdies für Friedrichstadt wenig bedeutet hat, außerhalb des Rahmens unsrer Abhandlung steht.

Die Gemeinde blieb immer klein, — ein Vorposten im Lutherischen Lande. Ihre Geistlichen, die Dominikaner- und Jesuitenpater, haben in der ersten Periode der Stadt neben Quirinus Jansenius, dem spanischen Kommissar, eine bedeutende Rolle gespielt; späterhin waren es eifrige Geistliche, die dem

Rat viel Kummer machten, wenn dieser sie innerhalb der engen Grenzen der städtischen Religionsfreiheit halten wollte. Die katholischen Geistlichen übten jedoch damals wenig Einfluß mehr auf den Lauf der Sachen aus. Aber noch immer steht, als eine Reihe alter Zeugen vergangener Macht, am Fürstenburgwall der Gebäudekomplex da, der im „Brandordnungsbuch“ vom Jahre 1698 als „Die Patershäuser“ verzeichnet wird. Dort hatte Habsburg und das Papsttum festen Boden im Lutherischen Lande; und von dort aus wurde ein Einfluß auf den Herzog zu Gottorp ausgeübt, der diesem gnädigen Herrn bisweilen das Gefühl gegeben haben mag, daß er sich untertänigst nach dem Willen höherer Mächte fügte.

VI. DIE MENNONITEN IN FRIEDRICHSTADT.¹⁾



Am Mittelburggraben zu Friedrichstadt findet sich neben dem stilvollen, schmucken Giebel der „alten Münze“ eine schlichte graue Mauer mit zwei Pfortlein. Hinter der Mauer liegt der stille Mennonitenhof im Schatten eines alten Kastanienbaums. Die Unterteile der Gebäudegruppe, die diesen Hof begrenzt, sind anspruchslos, aber das Ganze ist stimmungsvoll und unsäglich ruhig. Durch eine schmucklose, grün angestrichene Tür betreten wir die kleine Treppe, die zum Kirchenportal führt. Wir möchten die Wendeltreppe an der linken Seite wohl hinaufsteigen, denn die Intimität, die im Halbdunkel von oben herabzukommen scheint, lockt uns, jedoch wollen wir diese Rekognoszierung bis zur topographischen Beschreibung Friedrichstadts verschieben. Wir öffnen jedoch die Tür gerade vor uns, damit uns das Interieur, das dahinter liegt, aufgeschlossen werde: das Innere der Mennonitenkirche.

Die nackte Wand ist weißgetüncht, jedoch vom Salpeter arg mitgenommen; die schlichten Bänke, die sich der Kanzel gegenüber links und rechts von einem abgestuften Gange hinter-

1) Siehe Friedrichstädter Polizeiprotokolle. — Excerpte des Gerdt van Rintelen. — Archiv der remonstrantischen Gemeinde zu Friedrichstadt, Mensinga's Schriften. — Reimer Hansen: Die Wiedertäufer in Eiderstedt.

einander reihen, werden von der Orgelgalerie überdacht und befinden sich dadurch zum größten Theile in einer gedrückten Lage, die sich verschlimmert, je nachdem die Stufen höher hinaufsteigen.

Die Kanzel steht wie ein enger hölzerner Becher, auf hohem Fuß vorne in der Kirche und links und rechts unter ihr erheben sich die hohen Bänke der Vorsteher an der Seitenwand. Wir sehen das alles, wenn wir den Raum betreten; denn die Tür führt uns mitten in die Kirche hinein, so daß wir an der einen Seite die Kanzelgruppe, an der andren die Bänke für die gewöhnlichen Gemeindeglieder und die Galerie sehen. Das Holzwerk ist weiß angestrichen. Dem deutschen Gemüthe ist alles hier viel zu schlicht. Dem Mennonitengeist ist diese Einfachheit ein geistiger Schmaus; denn er übertrifft den Calvinismus im Widerwillen gegen äußerlichen Aufwand. Heutigentages ist der alte Mennonitenstamm dem Tode verfallen. Die Gemeinde ist äußerst klein und wir tun ihr wohl kein Unrecht, wenn wir ihr den ausgeprägten Charakter, der ihr in der Vergangenheit Stil verliehen hat, wenigstens was die Gesamtheit betrifft, absprechen. Dennoch bin ich in diesen Kreisen mit dem alten Typ der mennonitischen Frömmigkeit, die man wenig mehr antrifft, manchmal in angenehme Berührung gekommen. Ich gedenke jener Leute mit Ehrfurcht und Sympathie; es gab dort Charakterköpfe, die ihren oft rücksichtslosen, biedereren, konservativen Sinn, ihre einfache, innige Frömmigkeit nicht zur Schau trugen, sondern innerhalb ihres engen Kreises verarbeiteten. Es waren Leute, von denen es gelten kann, daß sie nicht tot in der Vergangenheit sind, sondern daß alte Zeiten in ihnen leben. — Es wohnte in ihnen etwas vom Geiste jener stillen Anhänger des Menno Simons mit ihrem originellen Bibeltglauben, ihrer Weltabgewandtheit und frommer Lebensart; etwas, das nicht genau beschrieben, jedoch wohl empfunden werden kann. Man hatte jenen Menschen gegenüber ein Gefühl tiefen Respekts, wenn man sich schon in mancher Beziehung weit von ihnen entfernt wußte. Der gröbere Liberalismus verstand sie, natürlicherweise, keinstetils und beurteilte sie in dünnkelhafter Dummheit von oben herab.

Am Sonntagmorgen wurde in der weißen Kirche gepredigt. Da trat um zehn Uhr der Pastor herein; den Zylinderhut hatte er in der Hand; nur der bis oben geschlossene Gehrock mit einem Beffchen ließ den Prediger in ihm erkennen. Die „Vermahnbrüder“ (so hießen in alter Zeit die mennonitischen Prediger) tragen ja keinen Talar. Der Gottesdienst ist einfach; die Predigt erinnert an die pietistische Frömmigkeit, die man in ihrer anziehlichsten Form wohl in den Herrnhuter Gemeinden findet. Es vereinigten sich in der Zeit, von der ich rede, also in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts, in diesen Friedrichstädter Mennonitengottesdiensten einzelne Mennoniten mit den orthodoxen Gläubigen, die den vorherrschenden liberalen Geist in der Landeskirche nicht mochten. Man traf dort Gemeinschaftsleute und altlutherische Fromme, die beide auch ihre eignen Konventikel in Privathäusern abhielten. Diese Leute übertrafen die Mennoniten weit an Zahl. — Ehemals füllten die Gemeindeglieder die Kirche. Im Jahre 1703 zählte man 178 Kommunikanten. Es mag die Gemeinde damals also aus mehreren Hunderten bestanden haben. Zweifelsohne bildeten sie einen bedeutenden Teil der Bürgerschaft, wenn schon nicht übersehen werden darf, daß viele in der Umgegend auf dem Lande wohnten.

Bekanntlich hat es den Gründern der Stadt Mühe gekostet, diesen nützlichen Leuten Bürgerrecht zu sichern. Aus den schon erwähnten Besprechungen zwischen den Remonstranten und dem Herzog geht hervor, daß man zu Gottorp zaudernd zugab: „Wan die Stadt erbouwet können S. F. G. sie in derselben gedulden, und wirt alsdan mit S. F. G. Bewilligung, des exercitii halben vergleichung gescheen.“ Das bedeutete nicht viel, denn man duldete die Mennoniten schon lange im Herzogtum.

Merkwürdigerweise verdankt Friedrichstadt diesen kaum erwünschten Kolonisten zum größten Teil die Blüte, die es später als Provinzstadt hatte. Sie bildeten nachher einen Kern vermögender Kleinbürger, deren sparsame und geschäftliche Art dem Orte gedeihlich war.

Man kann es einem deutschen lutherischen Hof jener Zeit und einem liberalisierenden Herzog, der jedoch immerhin Aristo-

krat blieb, nicht zu sehr verargen, daß sie diesen Menschen nicht besonders gewogen waren. Wie sollten die Gottorper jenen Originalen aus den einfachen Bürger- und Bauernkreisen gerecht werden, die als ruhige Bibelchristen die Moral der Bergpredigt in unbefangenen, realistischen Sinn praktisch verwenden wollten. Wenn sie lasen: „Ich aber sage euch, daß ihr allerdings nicht schwören sollt“, dann meinten sie, daß sie allerdings nicht schwören sollten. Wenn es hieß, daß sie dem Übel nicht widerstreben sollten, meinten sie, daß sie es nicht tun sollten. Und demgemäß weigerten sie sich, den Eid zu leisten, Waffen zu tragen, Kriegsdienste zu verrichten. Sie glaubten, daß es des Christen unwürdig sei, Regierungsämter zu bekleiden und nannten die Taufe kleiner Kinder eine unbiblische Eitelkeit. Das alles ärgerte die politischen und kirchlichen Autoritäten über die Maßen. Den ersteren kam es vor, als ob sie als Untertanen unbrauchbar seien; die letzteren entrüsteten sich über ihre dogmatischen und ethischen Auffassungen, um so mehr, wo diese Ketzer kleine Leute ohne theologische Bildung waren und ihre Auffassungen sich unbefangen nach den Worten der heiligen Schrift richteten. Solche wunderliche Heilige reizten natürlicherweise am meisten diejenigen, die in Jesu Namen einer Moral gemäß leben wollen, die in mancherlei Beziehung mit der Bergpredigt auf gespanntem Fuß steht. Die Remonstranten erregten lange nicht so viel Widerwillen als die Mennoniten. Sie hatten zwar ihre ketzerischen Ansichten, gehörten jedoch schließlich zu den gebildeten Menschen, deren Ansichten sich innerhalb der Grenzen der konventionellen Moral hielten. Die Mennoniten waren hingegen exzentrisch.

Das sind sie von altersher gewesen. Sie waren eben Nachkommen jener radikalistischen Strömung in der Reformation, die sich in den frühesten Zeiten in den Zwickauer Propheten schon zur spiritualistischen Schwärmerei steigerte, die mit dem Münsterschen Täufertum zur Hochflut des religiösen Wahnsinns kam, die jedoch viel mehr reine Quellen hatte als man gewöhnlich meint, ja sogar hauptsächlich von feinem und tiefem religiösem Empfinden bedingt ist. Das Täufertum war anfangs ein religiöses Erwachen des Volksgemütes, das die Bande von sich

geschüttelt hatte. Das gilt besonders von den Täufern zu Zürich. Ihre Gemeinde wurde im Jahre 1625 unter Führung des gewesenen prämonstratenser Mönches, des Graubünders Georg Blaurock, gegründet, und von dieser Gemeinschaft ist eigentlich die große propagandistische Kraft des Täufern ausgegangen. Die Taufe der Bekehrten war das Zeichen, das alle zusammenhielt, jedoch war ihr höchstes Bestreben, eine innige Frömmigkeit, persönliche Lebensheiligung und eine lautere Gemeinde der Gläubigen zu erziehen. Anfangs war es ein stilles reges Völklein mit christlich-kommunistischen Idealen, die es zeitweilen verwirklicht hat. Man legte in diesen Kreisen einerseits einen besonderen Wert auf das innere Wort, das über die Bibel gestellt wurde, und man bestrebte sich andererseits als Nachfolger Jesu seinen Worten gemäß zu leben. Man scheute sich nicht, eigne Ideale den Meinungen der großen Reformatoren, die auf die evangelische Volkskirche ansteuerten, gegenüberzustellen. Man tadelte an der lutherischen und zwinglianischen Kirche, daß sie nicht auf das Urchristentum zurückgreifen wollten und ein neues Papsttum in die Wege leiteten; daß sie die Kindtaufe und die katholischen Zeremonien zum Teile behauptet hatten und weltliche Autorität und den daran verbundenen Zwang nicht verabscheuten. Schließlich war es den Täufern zuwider, daß die Reformation so wenig sittliche Früchte trug. Sie selbst strebten mit großem Ernste nach Lebensheiligung. Es heißt von ihnen: „Ihr Wandel war fromm, heilig und unsträflich. Kostbare Kleider wollten sie nicht tragen; reichliches Essen und Trinken wurde von ihnen verachtet; ihre Kleider waren von grobem Tuch; ein breiter Filzhut bedeckte den Kopf. Sie gingen demütig umher und trugen weder Gewehr noch Schwert oder Degen. Auf die guten Werke hielten sie mehr als die Papisten.“

Dieses Zeugnis, das dem Urtyp des echten Wiedertäufers gerecht wird und auch auf die Mennoniten des siebzehnten Jahrhunderts zugepaßt werden kann, verdient, als Lob eines Zeitgenossen, dem landläufigen Urteil über die Wiedertäufer gegenübergestellt zu werden. Es ist jedoch auch einseitig und bezieht sich nur auf bestimmte Kreise. Der Anabaptismus, wie diese Richtung in der kirchlichen Sprache hieß, war in der Haupt-

sache eine Volksreligion und fand also seinen Herd im Geistesleben der kleinen Leute. Es versteht sich, daß er in jenen vielbewegten Tagen hier und dort zum extravaganten Spiritualismus ward. Auch konnte es nicht ausbleiben, daß die ökonomischen Gärungen und der Revolutionsgeist, die bald zum Bauernkrieg trieben, auf ihn einwirkten. Tatsächlich wurde der Anabaptismus hier und dort zur Umsturzeligion. Die Masse suchte bei ihm eine Stütze für ihre ökonomischen und politischen Ideale; das „innere Wort“ sollte ihren wilden Wünschen die göttliche Sanktion geben; überspannte Volksführer hängten sich den Prophetenmantel um; Betrug und Wahn schlossen ihr verhängnisvolles Bündnis und wirkten auf die Masse ein. Es versteht sich, daß es in anabaptistischen Kreisen zu Ausschweifungen bedenklichster Art kam, die ihren Namen in Verruf brachten. Die Verfolgungen, die man den Wiedertäufern des würdigen Typs schon angetan hatte, verschlimmerten sich und wurden zur wilden Hetze, als die verrückten Missetaten der Münsterer die Sekte allgemein verhaßt gemacht hatten.

Die frische Gesinnung der jungen Reformation, die sich in den lutherischen Worten ausspricht: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemand Untertan“ war in ihren Kreisen jämmerlich entartet; der rege Spiritualismus, der vom inneren Worte allein leben wollen und nicht eingesehen hatte, daß das „innere Wort“ ein Stück unzuverlässiges Geistesleben ist, war bei vielen zur bedenklichsten Schwarmgeisterei geworden. Kein Wunder, daß die Gemäßigten unter den Wiedertäufern in Holland und Norddeutschland sich von Menno Simons gern unter die Zucht der heiligen Schrift zurückführen ließen und zu strengen Bibelgläubigen wurden, die zwar die Hauptprinzipien der Wiedertäufer beibehielten, jedoch ihren Spiritualismus preisgaben und nichts lieber wollten als ein geruhiges, gottseliges Leben führen. Es fiel ihnen anfangs schwer, die Antipathie der Gegner zu beschwichtigen, jedoch gewannen sie viele für sich durch ihr tugendhaftes, anspruchsloses Leben.

In den süddeutschen Landen hatte der bessere Typ der Wiedertäufer im Tyroler Jacob Huter einen hervorragenden Führer und Organisator gefunden. Als huterische oder mährische Brü-

der haben sie dort kommunistische Gemeinschaften gebildet, die ihre Zentren in den großen Brüderhäusern (Haushaben) fanden, deren Mitglieder jedoch ebenfalls überall im Lande als musterhafte Handwerker, Diener, Bauernknechte etc. angetroffen wurden. Sie waren „durch einen bewundernswerten Großbetrieb“, durch Organisation des Einkaufs, der Verarbeitung und des Absatzes, durch musterhafte Solidität, Ordnung und Reinlichkeit bald allen voraus. (Müller, Kirchengeschichte II, 1, p. 401.) Bald wurden sie verjagt und verfolgt. König Ferdinand setzte, nachdem Münster gefallen war, auf dem Mährischen Landtag durch, daß ihre Vertreibung angeordnet wurde. Sie suchten in allen benachbarten deutschen Ländern und auch in Polen ein gutes Hinkommen, wurden jedoch nachher von den Grundherren, trotz des Verbotes, wieder zurückgerufen. — Dasselbe Schicksal traf die böhmischen Brüder, eine Sekte, die sich schon im Jahre 1467 zu einer Sondergemeinschaft, „die Brüderunität“, organisiert hatte. Sie gehörten zu den Hussiten und hegten in mancherlei Beziehung dieselben Ideale wie die späteren huterischen Brüder, sollen jedoch nicht mit ihnen verwechselt werden. Diese böhmischen „Erwählten“ bestanden meist aus Bauern und Handwerkern und verzichteten auf alles, was die Welt ist, lebten nach dem göttlichen Gesetz in strenger Heiligung und Einfachheit, ohne Wissenschaft, in den schlichsten Formen des Gottesdienstes und übten von der Gemeinde aus Zucht und Erziehung an jedem Einzelnen. Es waren die Heiligkeitsideale der mittelalterlichen Kirche, aber als Aufgabe der ganzen Gemeinde. — Auf diese Weise charakterisiert der Kirchenhistoriker Müller die ersten böhmischen Brüder. Sie taufte die zutretenden Mitglieder zum zweiten Male, nicht weil sie die Kindtaufe verwarfen, sondern weil sie nur die Taufe eines nicht todsündigen Priesters anerkannten.

Später wurden sie vom Mag. Lukas von Prag reorganisiert. Sie gaben die extravaganten weltflüchtigen Ideen preis, ließen die Taufe der Erwachsenen fallen, kennzeichneten sich jedoch durch große Sittenstrenge und eifrige pädagogische und literarische Arbeit. — Als Ferdinand sie vertrieb, suchten sie auch zum Teile in Polen ein Unterkommen. (Siehe „die Polnischen Brüder

in Friedrichstadt“.) Auch sie wurden nachher zeitweilen wieder geduldet. Als die Jesuiten mit immer schärferer Konsequenz die Kontrareformation durchführten und alle nicht-katholischen Einwohner der Länder, wo sie die Macht in Händen hatten, verfolgten, wurde es auch den huterischen Brüdern bange. Sie verließen in Verzweiflung das Land. Ein Teil ging in die Herrnhütter Gemeinschaft hintüber, wo ihre kommunistischen Ideale in den bekannten Bruderhäusern fortleben.

Leider muß gesagt werden, daß weder die huterischen Brüder noch die Nachfolger Mennos sich untereinander vertrugen. Es gab vielerlei Uneinigkeiten und die rigoristische Religions- und Sittenstrenge führte in jenen Kreisen zur „Ausbannung“ und „Meidung“, als gäbe es keine fünfte Bitte. Ihr verschrobener Ernst entartete bisweilen ins Komische. Nachher mäßigte man sich in bestimmten Gruppen der Mennoniten: die „Doopsgezinden“ in den Niederlanden bildeten Kreise, in denen man auf die Dauer sogar sehr liberalen Ansichten Raum gewährte, und in unsren Zeiten ist die Religionsgemeinschaft der niederländischen Doopsgezinden, die sogenannte „Doopsgezinde Societeit“ sogar zum größten Teil ausgesprochen freisinnig religiös. Im Laufe der Jahre stellten sie sich weniger schroff den Regierungsämtern gegenüber und büßten ihre eigentümliche Originalität größtenteils ein. Sie dienen als Soldaten, bekleiden Regierungsämter und fallen überhaupt nicht mehr auf. Das Eidschwören und die Kindtaufe halten sie noch immer für verwerflich und die böse Welt sagt, daß sie sogar in ihren größeren Zentren noch einen „Klubgeist“ behaupten, der ihnen nicht immer zur Zierde gereicht. — Wo das Blut nicht gehen kann, da kriecht es hin! Es ist der alte Hang nach der „Konventikelei“, der jedoch innerhalb ihrer „Societeit“ kaum mehr zu Spaltungen Veranlassung gibt.

Aber im siebzehnten Jahrhundert spalteten sich auch die „Doopsgezinden“ nach Herzenslust und in Amsterdam gab es mehrere „Duodezimalgemeinden“, die einander nicht grün waren.

Die Friedrichstädter Anabaptisten waren echte Mennoniten. Die alten Grabsteine und ihre Kirchenregister erweisen, daß das holländische Element stark vertreten war und Brandt be-

richtet das ebenfalls. — „Auch erlaubte man . . . den „Doopsgezinden“, die aus Holland dorthin gezogen waren, . . . ihre Gottesdienste abzuhalten.“ Brandt sagt, daß sie sich dort nicht als Verfolgte niederließen, sondern des Gewinns wegen¹⁾. Es waren jedoch nicht nur Auswanderer aus den Niederlanden, denn es kamen ebenfalls verschiedene aus Eiderstedt, und das werden wohl nicht alle Holländer gewesen sein; denn schon in den Tagen Mennos machte sich dessen Einfluß im Holsteinischen geltend und er hatte im Verborgenen Anhänger. Er selber zog wohl als Reiseprediger in diesem Lande umher und er verbrachte sogar die letzten zwölf Jahre seines Lebens in Oldeslo, auf dem Gute des Herrn von Ahlefeldt²⁾.

Die Mennoniten haben nicht lange auf ihr Bürgerrecht warten müssen; wahrscheinlich hat die wenig schnelle Zunahme der Bevölkerung den Herzog nachsichtig gestimmt. Sie empfangen wenigstens schon im Jahre 1625 ihr Privilegium.

Es ist in dem nachfolgenden Stück aus dem Archiv der remonstrantischen Gemeinde verfaßt.

Privilegium und Konfirmation der mennonitischen Gemeinde zu Friedrichstadt:

Wir von Gottes Gnaden Friedrich Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst etc. Urkunden und bekennen hie mit für uns und unsren Nachkommen an der Regierung gegen Manniglichen, als uns die sämbbliche der Mennonitischen Gemeine in unsrer Friedrichstadt zugethane, unterthänichst sup-

1) Brandt: Historie der Reformatie, Seite 656.

2) Menno Simons ist dort auch im Garten des Gutes Fresenburg beerdigt worden. Er hatte sich mit Genehmigung der Herrschaft eine kleine Gemeinde gesammelt, die jedoch nach Altona übersiedelte, als die Mennoniten dort Religionsfreiheit bekommen hatten. — Mensinga, Eiderstedter und Stapelholmer Wochenblatt. — Mai 1880.

Die Altonaer Mennoniten besaßen späterhin verschiedene Höfe in Eiderstedt. Auf dem Grundrisse der Stadt vom Jahre 1719 kommt an der S.W.-Seite der Hof des Hendrik van der Smissen vor. Er gehörte zu der Mennonitenfamilie van der Smissen, aus der auch der Pastor van der Smissen stammte, der in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Prediger der Friedrichstädter Gemeinde war. Es war eine Altonaer Familie.

plicando zu Gemüth führen lassen, welcher gestalt von uns dieselbe dahin privilegirt daß sie daselbsten ihre Hantierung und Nahrung gleich an den Bürgern und Einwohnern treiben, ihre Religion ungehindert exerciren und von uns allemahl dabey gehandhabt werden solten, allemaßen dann unser desfalls ertheilte Concession welche von worth zu worth also lautete: Wir von Gottes Gnaden Friederich Erbe zu Norwegen, Schleswig, Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst etc. urkunden und bekennen hiemit für jeden manniglichen öffentlich, nachdem uns der Mennonisten etzliche unterthänig berichten lassen, wesgestalt sie geneigt, sich anhero zu begeben, und in unser Friedrichstadt häuslich niederzulassen, auch daselbst in aller Stille ohne einige ärgerniß zu verhalten, dafern sie unsren Schutz auf- und angenommen, und aller zu Friedrichstadt wohnenden und gesessenen Bürgern in Kaufen, verkaufen und andren die Nahrung betreffenden punkten genießhaft werden könten, daß wir dennoch genädiglich gewilliget auch fürstlich versprochen haben, willigen und versprechen auch hie mit und kraft dieses nochmals, daß genannte und alle andere Mennonistischen sich ungehindert hieher und . . . 1) in unser Friedrichstadt zu wohnen geben, ihre Hanthierung und Nahrung daselbst bestes fleißes suchen und fortsetzen, und aller und jeder unsern andern zur Friedrichstadt gesessenen Bürgern und Einwohnern gegebenen Privilegien genießhaft sein, auch dabei von mannigl: fürstl: mainteniert geschützt und gehandhabt werden, so daß sie die Mennonisten sich hierwider ihrem erbiethen nach still und eingezogen zu halten und niemand in Religions-sachen weder heimlich noch öffentlich einige ärgerniß zu geben schuldig sein sollen. Und nachdem die Mennonisten ins gemein ihnen dabei ein gewissen machen, daß sie Eyde leisten, officia publica verwalten, oder wehr und waffen gebrauchen sollen, so wollen wir ihnen allen und sämtlich also nicht allein dennen welche in unsre Friedrichstadt sich begeben werden, sondern auch den andern so im unsrem Lande Eiderstedt bereits sich häuslich niedergesetzt und Ackerbau und Viehzucht umbgethan,

1) Unleserlich.

oder sonsten ihr domicilium von denen in der Friedrichstadt nicht transferiren können, diese Gnade, immaßen darumb bey uns gleichfalls unterthänige ansuchung geschehen, bezeiget haben, daß sie zur Eideleistung nicht gezwungen, noch auch mit einigem munere publico oder gemeinem Ambt belegt, weniger zur Wacht und defension, die mit wehr und waffen geschieht aufgebotten oder genöthiget sondern wen von andren, deren religion die Eidschwüre nicht zuwider, purgationes judicialia malitiae calumnia, oder appellationis iuramenta geleistet werden müsse, sie mit ihren aufrechten ja und nein gehört und darüber nicht beschweret werden solln, doch das welche hernach befunden wurden, daß ihr ja oder nein unrichtig, die strafe so auf meyneider gesetzt ausstehen, und von ihnen diejenige die vermeinen daß sie mit gutem gewissen schwören, in officio publico seyn und sich wehr und waffen gebrauchen können, nicht verspottet werden und daß sie die Mennonisten sonsten jedes orths, nach gesetzter Obrigkeit gegen die erlassung der wacht und des gebrauchs wehr und waffen zur defension eine ziemliche der Tage, so zum gemeinen beste anzuwenden, entrichten, und welche auf dem Lande wohnen, in Friedrichstadt allein ihren gottesdienst habe, sonsten aber an andren orthen auf dem Lande weder heimlich noch öffentlich des exercitii religionis halber zusammen kommen, und sich also der winkelpredigen und privatconvenculorum allerdings . . .¹⁾ und enthalten. Und damit die Mennonisten solche unsre fürstl: willigung so viel desto mehr versichert seih mochten, also haben wir darauf diesen schein mit unsren Handzeichen und Fürstl. kammersecret. befestigt und be . . .¹⁾ und denselben unsren Stadthalter zu Friedrichstadt zur verwahrung gnädiglich zustellen lassen, so geschehen auf unsrem Schlosse Gottorf am 13ten February Anno — Mit mehren ausweyset. Worauf dan weiter erfolgt, daß uf unsre comission unser damaliger Stadthalter und Assessoren der Regierung alda ina. d. 1625 d. 22 Augusti consentiret, in mehr gemelter unser Friderichstadt zu trafiquiren und ihre Religion frey ohne Conscienczzwang zu üben, folgenden inhalts.

1) Unleserlich.

Es folgt dann ein Extrakt aus dem vorhergehenden in holländischer Sprache, der jedoch die Form eines statthalterischen Erlasses angenommen hat. Und schließlich kommt eine deutsche Konfirmation des Privilegiums des Datums 17. Februar 1657 hinterher.

Das Ganze ist augenscheinlich ein Fragment aus irgend einem Kopierbuch der städtischen Regierung. Es geht daraus hervor, daß das Privilegium für die Mennoniten schon im Jahre 1623 auf der herzoglichen Kanzlei fertig gemacht ist. Im Jahre 1625 wurde darauf den Mennoniten mittels eines Erlasses des Statthalters die Religionsfreiheit zugesichert und im Jahre 1657 wurde das Privilegium nochmals konfirmiert.

Im herzoglichen Privilegium wird das Winkelpredigen und das Abhalten von Privatkonventikeln verboten; der Erlaß des Statthalters schweigt darüber. Das hat wohl seinen guten Grund gehabt. Den Mennoniten saß der Sinn für Konventikel im Blut. Der Kirchenbegriff, wie die Lutheraner und Calvinisten ihn kannten, war ihnen fremd; die wahre Kirche war in ihren Augen eine rein ideelle Größe: das Gottesreich in seinen irdischen Anfängen, die Gemeinschaft der Gläubigen. Eine Landeskirche schien ihnen ein äußerst ungeeignetes Instrument zur Befestigung jenes Reiches und es kam ihnen vor, daß ihre Kreislein der Pflege des inneren Lebens und dem Aufbau der unsichtbaren Kirche förderlicher seien. Nur sollten sie möglichst rein gehalten werden. Die letztere Erwägung führte sie zu Konsequenzen, die das Christentum die Jahrhunderte hindurch immer zerrissen und zerspalten haben und die besonders die Anabaptisten zum äußersten brachten. Das Unwesen der Ausbannung und des Meidens wucherte fort; die Huterischen wollten keine Gemeinschaft mit den Mennoniten üben, weil sie nicht kommunistisch lebten und die Mennoniten trennten sich nach Herzenslust; ja es kam in Emden dahin, daß der Älteste Jan van Ophoorn das Gottesreich auf sich selbst und seine Frau beschränkte. Die Geschichte meldet nicht, ob diese Eheleute sich auch noch entzweiten. — Die alten Mennoniten waren verbissene Konventikelmänner; man hätte es den zurückgezogenen, wehrlosen Kleinbürgern kaum angesehen, dennoch waren sie im ge-

stigen Leben rüstige Streiter, die am allerwenigsten verstanden, im eignen Kreise die große Einigkeit zu finden. Es spricht sich aus allem dem eine bedenkliche Beschränktheit und Eitelkeit aus, jedoch zeugt es auch von lebhaftem Interesse in religiösen Angelegenheiten und von selbstbewußtem innerem Leben. Man hatte eine eigne Meinung. Die Mennoniten hatten stramme Rücken; ihre Demut war keine Schlawheit, sie waren wehrlos, jedoch nicht gelähmt.

Die verschiedenen Schattierungen scheinen sich in den Friedrichstädter Kreisen widergespiegelt zu haben¹⁾. Es gab dort anfangs wenigstens drei Gemeinden, die wahrscheinlich ihre Versammlungen in Privathäusern abhielten. Am Sonntag Morgen kamen die mennonitischen Bauern aus Eiderstedt gegangen oder geritten; an der Treenseite landeten die Kähne mit Brüdern, die den Wasserweg benutzt hatten; die Friedrichstädter Gemeindeglieder vereinigten sich mit den Auswärtigen, jedoch bildeten sie drei Gruppen und in drei „Vermahnungen“ erbauten sie sich. Das alles hatte verzweifelt viel von „Winkelpredigen“ und „Privatkonventikeln“.

Man liest aber nichts Spezielles von Streitigkeiten und der Obrigkeit gegenüber traten sie als ein einheitliches Ganzes auf. Tideman berichtet, daß die Gemeinden sich im Jahre 1708 vereinigten. Ich finde jedoch im Brandordnungsbuch vom Jahre 1698 an der Südseite der Westermarktstraße „der vereinigten Mennoniten Vermahnung“ verzeichnet. Dieses Haus wurde im Jahre 1708 von einer Privatperson gekauft, die es als Wohnhaus einrichtete. Also gab es vor 1698 vereinigte Mennoniten. Die Brandordnung nennt schon im Jahre 1698 die Mennonitenkirche, die heute noch benutzt wird. (Hoff berichtet, daß sie schon 1652 in den Besitz der Mennoniten

1) Siehe Schmidt, „Die Friedrichstädter Polizeiprotokolle, Seite 73. Er teilt mit, daß Blaupot ten Cate die verschiedenen Friedrichstädter Sekten mit Namen nennt: Friesen, Hochdeutsche und Vlamen oder vereinigte Vlamen und Waterländer. Die Hochdeutschen und Vlamen vereinigten sich früh. Ausgangs des 17. Jahrhunderts gingen einige Friesen zu den Hochdeutschen und Flamen über. Eine völlige Verschmelzung der ursprünglich in drei Teile getrennten fand 1708 statt. Geistlicher war damals Gerrit Janß Quese.

überging. Die Gemeinde hatte damals am Mittelburgwall eine Reihe von Gebäuden, nämlich ein Pastorat, ein Armen- und ein Kirchendienerhaus¹⁾.)

Still und ruhig floß das Leben der biedereren Brüder- und Schwesterlein dahin. Es waren keine Himmelstürmer, sondern einfache Menschen mit sehr charakteristischen Eigenschaften, die sie auch gern durch ihr Äußeres kenntlich machten. Anfangs werden sie wahrscheinlich eine bestimmte Tracht auf lange Jahre behauptet haben, und wenn später schon das Exzentrische im Äußern sich mäßigte, so haben sie doch wohl eine Vorliebe für die alte Mode behauptet. „Meniste zusjes“ (mennotische Schwesterlein) sind in Friedrichstadt auffällige Figuren gewesen, deren Sittsamkeit aus Haartracht, Angesicht und Kleidern sprach. Und die Brüder waren gewiß würdig, solche Schwesterlein zu freien und zu heiraten. Ordentlich, streng und arbeitsam lebten sie. Kommunismus lag ihnen fern; im Gegenteil, jeder anständige Mennonit hatte seinen Privatstrumpf mit Goldstücken. Er sonderte deren lieber eins für die Bedürftigen als für eitles Vergnügen ab und bitter unangenehm war es ihm, dann und wann Geld für Kriegszwecke zu opfern. Dennoch war das unumkömmliche Bürgerpflicht. Im Jahre 1627 wälzte sich der dreißigjährige Krieg über das Land des Herzogs. Da gab es Nachtwachen und Festungsbau in unsrer Stadt. Die Mennoniten brauchten zwar nicht aufzuziehen, jedoch sollten sie 8 Pfennige pro Woche bezahlen. Es half dem allzu sparsamen Cornelis de Beer nicht, daß er sich in den Kriegszeiten, auf das Privilegium, das die Mennoniten von allen Ämtern und Kriegsdiensten befreite, berief: er mußte bezahlen. Als man nachher jedoch auch in Friedenszeiten Geld von ihnen forderte und zwar für das Aufziehen der Bürgerwache, also für ein eitles Waffenspiel, eine friedliche Schützenparade, fanden ihre Proteste beim Herzog ein offenes Ohr. Die Stadt mußte zugeben. Im selben Jahre, 1698, quotierte sie die Mennoniten jedoch für die „Winterpatrouillen“. Und so mußten die Wehrlosen immer wieder für die eiserne Wehr bluten.

Es gab auch noch andre Reibereien zwischen ihnen und

1) Vergleiche die nachträglich hinzugefügte Notiz.

den Herren auf dem Rathause. In der Mitte der fünfziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts entbrannte der Streit wegen der bürgerlichen Ehe. Die Obrigkeit forderte von ihren Bürgern, daß sie sich auf dem Rathause kopulieren ließen. Als aber der katholische Pastor sich beim Herzog das Recht „erschlichen“ hatte, selber zu kopulieren, weigerten die Mennoniten sich zu unterwerfen. Sie schickten eine Deputation zum Landesherrn; der Rat fing einen Prozeß mit den Mennoniten an, die unter Führung des Bockholdt sich scharf wehrten, und am Ende trat der Herzog vermittelnd auf: „die Stadt sollte zufrieden sein, wenn die Mennoniten und Katholiken sich meldeten.“ „Also brauchen wir nur Bescheid zu sagen,“ meinten die Mennoniten. Und als man damit auf dem Rathaus nicht zufrieden war, meinte ein gewisser Gerdt: „also ist es genug, wenn ich allein gehe; die Braut kann zu Hause bleiben.“ — Die Herren bestanden jedoch darauf, daß die Schwesterlein auch mitkämen. So traten die Regierungsmänner und die Antiregierungsmänner einander in die Quere, bis die Sache durch Vermittlung eines einflußreichen Mennoniten aus der Fremde ins Reine gebracht wurde. Der Vermahner Clasen aus Dockum brachte die Parteien wieder zueinander. Die Stadt erklärte, daß sie nur das Gute wolle, weil eine bürgerlich dokumentierte Ehe nur die ehelichen Rechte verbürgen könne. Am Ende lenkten die querköpfigen Brüder und die Stadt ein und die Sache löste sich in Wohlgefallen. Wie? Das wird in den Polizeiprotokollen nicht erzählt.

Im Jahre 1663 wurde den Mennoniten erlaubt, Leute zu taufen, die einer andren Konfession angehört hatten.

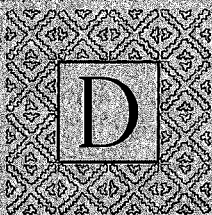
Im Laufe der Jahre verloren die Mennoniten viel von ihrer Eigenart. Sie paßten sich immer mehr an die Verhältnisse an. Allmählich ließen sie sich für Regierungsämter finden und auch sträubten sie sich schließlich nicht mehr gegen das Waffentragen. Es ist jedoch noch immer kennzeichnend für die Mennoniten, daß sie nur Erwachsene taufen und keinen Eid leisten. Im Jahre 1850 spricht noch der alte Friedrichstädter Bürgermeister Schütt: „wir sind Mennoniten und tragen also keine Waffen.“ Er war in dieser Beziehung der alten Tradition getreu, jedoch in bezug auf das Bekleiden öffentlicher Ämter

nicht. Im übrigen war dieser Mann ein sehr interessanter Typ des alten Mennonitismus. Er fand seinen Biographen im dänischen Feldprediger, der in den fünfziger Jahren beim alten Bürgermeister einquartiert war, gerade als die Stadt bombardiert wurde. Schade, daß das interessante Büchlein dieses Predigers, „Der alte Bürgermeister“, hier und da die Spuren der Phantasie an sich trägt; es gibt im ganzen ein schönes Bild jenes würdigen Greises. Wir können der Geschichte des alten Herrn keine eingehende Aufmerksamkeit widmen und erwähnen nur eine typische Anekdote.

Eine Ordonnanz des Intendantzhauptmannes brachte dem Feldprediger der dänischen Besetzung einen Quartierschein mit den Worten: „Herr Hauptmann läßt grüßen; er habe Sie bei einer freundlichen Familie, der besten die er kennt, einquartiert. Sie bekenne sich jedoch nicht zu der christlichen Religion!“ — —

Nachher, als die Mennoniten es mit der Moral der Bergpredigt nicht mehr so genau nahmen, gab es dergleichen Irrtümer nicht mehr!

VII. STANISLAUS LUBIENIZ UND DIE „POLNISCHEN BRÜDER“.¹⁾

IE „Polnischen Brüder“ erscheinen und verschwinden wie eine Luftspiegelung am Horizont des Friedrichstädter Geisteslebens. Mit ihnen klopft der fromme und gebildete theologische Radikalismus des 17. Jahrhunderts an die Tore der holsteinischen Freistadt. Er hat dort eine kurze Zeit verweilt, jedoch wurde ihm bald darauf die Tür gewiesen. Und so wurde die Friedrichstädter Episode in

1) Friedrichstädter Polizeiprotokolle.

Korrespondenz zwischen Lubienitz und der Stadt. Städtisches Archiv. J. A. M. Mensinga. Eiderstedter und Stapelholmer Wochenblatt: Die Religionsfreiheit in Friedrichstadt (7. Mai 1880). Remonstr. Archiv.

Herzog Realenzyklopädie: Die Secinianer.

Stanislaus Lubieniz: Historia Reformationis Polonicae.

Mensinga nennt unter seinen Quellen Briefe und Aktenstücke, die in seinem Besitze sind. Das sind wohl diejenigen Stücke, die sich jetzt im Städtischen Archiv befinden.

der Geschichte der Brüder ihnen und der Stadt ein Stückchen Tragik. Die ersteren wurden weitergejagt, die letztere verlor eine eben ergriffene Chance, die Wohlfahrt der Stadt bedeutend zu heben und ihren Ruhm als religiöse Freistadt zu bewahren. Der Rat konnte jedoch seine Hände in Unschuld waschen: der leidige Superintendent auf Gottorp hat es ihnen angetan.

Uns interessiert die Geschichte, weil sie für unser Thema sehr charakteristische Angaben enthält.

In Polen hatte sich die Renaissance schon im Laufe des 15. Jahrhunderts einen Platz gesichert; der fein gebildete Adel gehörte zu ihren Verehrern; das entwickelte Bürgertum wurde von ihm beeinflußt; Literatur und Kunst entwickelten sich in ihrem aufklärenden Lichte. Es liegt auf der Hand, daß die Reformation sich hier auf ebenen Wegen schnellen Fußes fortbewegen konnte. Sie fand hier Bewegungs- und Entwicklungsfreiheit. Schon vor der Reformation hatten die Hussiten hier Anhänger gefunden; Lutheranismus und Calvinismus fanden ihren Weg: die böhmischen Brüder gründeten hier eine Reihe von Gemeinden und auch moravische Brüder fanden hier ein gutes Fortkommen. Schon früh haben sich antitrinitarische Gedanken in Polen einen Weg gebahnt; ein Priester, der aus den Niederlanden stammte, hatte in den Versammlungen einer im Jahre 1546 gegründeten geheimen religiösen Genossenschaft die Dreifaltigkeit schon angefallen; durch Verbreitung der Schriften des in Genf ermordeten Unitariers Servete und durch die Ankunft des Laelius Socinus im Jahre 1551 hatten diese Gedanken Eingang gefunden, und Petrus Gonesius oder Gonionski war der erste gewesen, der den Antitrinitarismus in Polen zu einem System machte. Seine Nachfolger gewannen bald an Zahl und im Jahre 1565 kam es zu der Gründung der kleinen reformierten Kirche in Polen. Faustus Socinus, der Neffe des genannten Laelius, ist jedoch der Mann gewesen, der alle unitarischen Elemente in Polen mit Erfolg zu vereinigen suchte. Er kam im Jahre 1579 ins Land und wollte sich bei den Unitariern unter Gonionski anschließen, jedoch kam es vorläufig nicht zu einem endgültigen Beitreten, weil er sich nicht wieder

taufen lassen wollte, obschon er selber auch nicht für die Kindtaufe war.

Es verdient die Aufmerksamkeit, daß man bei diesen Unitariern, den „Polnischen Brüdern“ unter Goniondski täuferische Anschauungen findet. Sie hielten es auch für unchristlich, Regierungsämter zu bekleiden, gerichtliche Prozesse zu führen und Waffen zu tragen. Man sollte sich dem Unterdrücker unterwerfen ohne sich zu wehren. Nachher traten diese Auffassungen in den Kreisen der polnischen Brüder in den Hintergrund, jedoch lehrte Socinus selber wohl, daß man sich geduldig fügen und nicht wie die Hugenotten nach den Waffen greifen sollte. Die adeligen und mehr entwickelten Unitarier waren damit keineswegs einverstanden, jedoch fand man diese Meinungen auch späterhin unter den einfacheren Leuten.

Manche andere Meinungen, die von den katholischen und reformatorischen Kirchen als ketzerisch verrufen wurden, tauchten im vielbewegten Geistesleben der polnischen Brüder auf. Es gelang dem Socinus den Unitariern zum Führer zu werden, und nach seinem Tode im Jahre 1604 kamen die unitarischen Gemeinden in Polen und Siebenbürgen zur ungekannten Blüte. Die Lehre des Socinus war tatsächlich für jene Zeiten haarsträubend ketzerisch. Christus war in seinem System ein Mensch, der die göttliche Natur annahm; von einer Präexistenz wollte er nichts wissen; in der Erlösungslehre fehlte der Begriff der Satisfaktion; das Ergreifen der Gerechtigkeit Christi hieß er ein menschliches Fündlein. Er behauptete die göttliche Autorität der Bibel, huldigte daneben jedoch mancher Anschauung, die nicht schriftgemäß war¹⁾. Genug, um deutlich zu machen, daß er in den Augen der kirchlichen Dogmatiker ein schrecklicher Ketzer war. Es gipfelte jedoch das Anstößige für das dogmatische Empfinden jener Zeiten in der Verwerfung der Dreifaltigkeitslehre. Die polnischen Unitarier fanden ihren Mit-

1) Ich nannte nur einige Dogmen, die dem nicht theologisch entwickelten Leser zugänglich sind. Siehe für die Geschichte des Socinianismus die Übersicht in Herzogs Realenzyklopädie, die ein deutliches Bild gibt. Die orthodoxen Dogmatiker nannten die Socinianer arianische und ebionitische Ketzer, jedoch wies Socinus die Beschuldigungen weit von sich. Seine Lehre über die menschliche Willensbestimmung war pelagianisch.

telpunkt in der Schule zu Rakow; hier wurden ihre Theologen gebildet: hier wohnten ihre großen Führer, wie Socinus, und hier wurde Stanislaus Lubieniz in einer altadeligen Familie geboren. Es war ein ideal veranlagtes und begabtes Geschlecht. Der Urgroßvater des Stanislaus, Andreas, opferte aus Liebe für die gute Sache die Aussichten auf eine bevorzugte Lebensstelle, die ihm Adel und Vermögen hätte verleihen können, und wurde ein unbesoldeter reformatorischer Prediger. Sein Vater handelte desgleichen und er blieb der Familientradition ebenfalls treu. Er wurde mitten im Kreise der Rakower, in stetem Umgange mit den hochgebildeten adeligen Kreisen, zu denen er gehörte, zu seinem geistlichen Beruf herangebildet. Es hatte anfangs den Anschein, als ob er ein ruhiges und fruchtbares Gelehrtenleben in seinem Vaterlande führen würde. Jedoch der Jesuitismus feierte unter König Sigismund III. die große katholische Reaktion in Polen, durch die das rege reformatorische, besonders das unitarische Geistesleben jenes Landes zugrunde gerichtet wurde. Die Pater fanden in dem Mutwillen eines Rakower Schülers, der ein Kruzifix mit Steinen geworfen hatte und deswegen entfernt worden war, einen willkommenen Grund zur Aktion gegen das Zentrum freier Geistesbildung, das ihnen ein Dorn im Auge war. Der Unfug eines Schuljungen wurde den Unitariern angerechnet, die Schule zu Rakow wurde verwüstet; die Geistlichen und Lehrer wurden für infam erklärt und die Buchdruckerei wurde aufgehoben.

Als nachher die Schweden ins Land gekommen waren und die Socinianer ihre Partei gewählt hatten, war ihr Schicksal entschieden. Im Jahre 1658 wurde ihnen angesagt, daß sie innerhalb von drei Jahren das Land verlassen sollten. Wo sollten sie sich hinbegeben? Ganz Europa war ihnen abhold; die alte Trinitätslehre galt als die Grundlage des Christentums und es war den Herren Theologen alles daran gelegen, die Leugner dieses Dogmas fernzuhalten.

Der Socinianer war zu radikal.

Schade, daß Socinus System schwache Seiten hatte, die den Feinden bei ihrer Kritik besonderen Halt gaben, wie zum Beispiel die Lehre von der Schriftautorität. Die Geistlichen

konnten darauf hinweisen, daß die Socinianer sich Schriftgläubige nannten, dennoch die Präexistenz Jesu leugneten und mit verdrehten Erklärungen sich aus den Schwierigkeiten retten wollten. „Im Anfang war das Wort,“ sollte im Johannesevangelium z. B. bedeuten: „Im Anfang des Evangeliums war das Wort!“ Es war die alte Geschichte, die hier sehr stark ins Licht trat: Man wollte eigne subjektive Meinungen verteidigen und suchte dafür eine objektive Autorität. Der Geist wollte sich nicht am Gängelband führen lassen, hatte jedoch noch nicht das klare Bewußtsein, daß er sich auch von der Gängelbandtheorie lossagen sollte.

Die auffällige Unrichtigkeit und die unhaltbare Willkür im socinianischen Verhältnis zur heiligen Schrift gab den Herren der Kirche eine starke Waffe in die Hand, wo die bloße Tatsache, daß die Trinität verworfen wurde, nicht genügte, um die Staatsmacht von ihrer Verdorbenheit zu überzeugen. Es war zu deutlich, daß mit ihrem Gehorsam gegen die auch von ihnen anerkannte göttliche Offenbarung nicht viel los war. — Im übrigen hätte es ihnen gewiß nicht viel genützt, wenn sie sich auch prinzipiell von der Autorität der Schrift losgemacht hätten. Es war im christlichen Europa kein Raum mehr für Gemeinschaften, die sich von den ungereimten kirchlichen Spekulationen der Trinität nicht beugten, und es gab keine christliche Obrigkeit, die es mit Erfolg für die Anerkennung des Socinianismus aufgenommen hat.

Zum Glück gibt es für Gemeinschaften neben dem offiziellen Tode noch ein nichtoffizielles Dasein.

Die armen Untarier waren übel daran. Nur unter türkischer Oberherrschaft, in Siebenbürgen, gab es für sie Religionsfreiheit. Viele suchten dort ihre Zuflucht, andre wanderten nach dem westlichen Europa aus und so entstand der traurige Exodus, der einen sehr beschämenden Anblick darbietet: ein Teil der kultiviertesten Einwohner Europas wird von Pfaffenhaß und Pastorenfanatismus von Ort zu Ort getrieben. Die deutschen Länder gewährten ihnen nur freien Durchzug; die nordischen wollen sie nicht aufnehmen; im fernen Holland hat man scharfe Plakate gegen die Socinianer, die ihnen eigent-

lich den Aufenthalt im Lande verbieten, die schwere Strafen auf „Zusammenrottungen“, wo ihre Auffassungen behandelt werden, stellen, und die den Verkauf und die Verbreitung ihrer Bücher strengstens untersagen. Wie wird es ihnen in den nordalbingischen Landen ergehen?

Stanislaus Lubieniz ist der Mann gewesen, der alles in die Wege geleitet hat um ihnen dort ein friedliches Leben zu sichern. Als der Friede von Oliva (1660) den Socinianismus von der allgemeinen Amnestie ausschloß, verließ Lubieniz sein Land, das ihm keinen Raum mehr bot, und zog mit vielen Brüdern, denen er zum Führer wurde, in die Fremde. In Dänemark wurde er vom König und seiner Gemahlin freundlich aufgenommen; seine Glaubensgenossen hielten sich zeitweise zu Fredriksborg auf und durften dort ihre Religion ausüben, jedoch gelang es den lutherischen Pastoren, die Leute zu vertreiben. Der König soll am Ende gesagt haben: „Wenn sie mir auch eine Stadt von Kopenhagen bis Korsör bauten, so würde ich sie doch nicht zulassen.“ Er wollte es nur dulden, daß sie sich auf der Durchreise eine Zeitlang in Altona aufhielten. So wurde ihnen auch an diesem Orte, wo schon am Ende des 16. Jahrhunderts Glaubensverfolgte von den Herren von Schauenburg freundlich aufgenommen wurden, keine Religionsfreiheit gewährt. Das kleine Glückstadt, das auch mehrmals Dissenten aufgenommen hatte, war dänisch, ebenso wie Altona. So mußte das Auge des Lubieniz wohl auf Friedrichstadt fallen. Dort wohnten die Remonstranten!

Am letzten Februar des Jahres 1662 meldete sich bei den Herrn Bürgermeister Herman Ruffenbeeck und Hendrik de Haen der Führer der polnischen Brüder, die in Norddeutschland einen Wohnort suchten: Stanislaus Lubieniz, ein Edelmann und Geistesaristokrat jener Art, die durch ihr einnehmendes Auftreten und liebenswürdiges, jedoch positives Benehmen Eindruck machen und die Herzen gewinnen. Er kam als heimatloser socinianischer Ketzler und möchte gern mit dem Rat der Stadt über eventuelle Ansiedelung in der weitberühmten Freistadt an der Eider reden. Die Herren hatten ein offenes Ohr für seine Vorschläge und luden ihn zur Ratsversammlung ein.

„So ist derselben heute comparieret und hat nach vorgängigen Compliment erzählt, wie er und seine Glaubensgenossen in verschiedenen Standespersonen, Adel und Unadel, Kauf- und Handwerksleuten bestehend, aus Polen vertrieben und also genötigt worden seien, einen Wohnplatz zu suchen und dahero sehr leicht vorher erst einge Familien inclinieren würden, anher zu kommen, sich still und bequem aufzuführen, und sich zu der hier befindlichen remonstrantischen Gemeinde zu halten und wollen darüber Rathadvis und Erklärung sich ausbitten. — Ist ihnen darauf Bescheid gegeben, daß der Rat mit Fleiß trachte, diese Stadt zu vergrößern, deren Wohlstand zu vergrößern, und mit guten Einwohnern zu versehen und dahero solche geschickte Personen gern admittieren würden, auch solche neben den andren gebührend patronisieren und mainternieren wollen, und soviel tunlich sei S.F.D. befördern, daß, wenn sie in großer Anzahl kämen, er dieselben allhier gnädigst admittieren würde.“

Flott und höflich bedankte der Ritter sich, ebenso wie er im Anfang sein Kompliment gemacht hatte und er versprach, dies alles seinen Brüdern zu vermelden.

Im April verehrte der Rat den polnischen Brüdern einige Exemplaria des Stadtrechtes; und im Juni erscheint der erste polnische Bruder, der seine Profession in Friedrichstadt exercieren will. Es ist ein Barbier.

Mensinga teilt mit, daß sich im September 17 Personen bei den Remonstranten als Mitglieder der Gemeinde einschreiben ließen. Es waren darunter ein paar Namen von gutem Klang. Doktor Johann Crellius, wohl Sohn des berühmten Joh. Crell, und Martinus Ruarus, wohl Sohn des gelehrten Mitarbeiters an dem Rakowschen Katechismus; ein Edelmann Martin Vos, aus dem Hause Insepta.

Dem Friedrichstädter Rat gebührt ein Wort der Huldigung. Tatsächlich war unsre Stadt der einzige Ort, wo eine christliche Regierung den Socinianern nicht nur freien Wohnplatz, sondern auch freie Ausübung ihrer Religion gestattete. Die Remonstranten nahmen sie sogar in ihre Gemeinde auf. Es ist jedoch nicht ganz gerecht, die Namen der Ratsherren auf Kosten von Holland zu erheben, wie Mensinga es tut. Zwar

hatte man den Socinianern in Holland verboten, dort ansässig zu werden und wurden sie auch, nachdem man sie duldete, von den Staaten gemaßregelt, jedoch ist es auch wahr, daß der kleine Friedrichstädter Rat in den Amsterdamschen städtischen Kollegien sein Muster fand und speziell in der liberalen Politik der „offenen Tür“ ihnen nachfolgte. Gewiß hat Amsterdam den Socinianern keine Religionsfreiheit geben können, jedoch verzichtete man nur aus politischen Gründen darauf. Und als Friedrichstadt die neuen Bürger notgedrungen ausstieß, war Amsterdam der große Zufluchtsort, die „Freistadt“ für die geplagten polnischen Unitarier. Das verkleinert den Ruhm der Kolonisten an der Eider keineswegs. Sie waren jedoch in dieser Beziehung Nachfolger der Amsterdamschen Schule¹⁾.

Die Amsterdamer Regenten waren Kaufleute in großem Stil mit einer nüchternen, großen Liebe für ihr Ideal: ihre Stadt; sie schwärmten nicht für Freisinn, sie schwärmten überhaupt wenig, jedoch sie sahen ein, daß Liberalität Amsterdam groß machen würde; sie waren vor allem deshalb liberal. Im übrigen lag es ihnen auch, mit gemütlichem Wohlwollen „einem jeden das Seinige“ zu geben. Die meisten waren, nach der kontra-remonstrantischen Zeit, „Libertiner“, geistige Nachkommen der Humanisten und als solche allem Ketzerhaschen abhold; die Calvinisten unter ihnen neigten auch zur verträglichen Politik.

Die Pastoren klagten nicht ohne Grund, daß auf dem Amsterdamschen Rathaus Ketzer, Schismatiker, Cartesianer, Socinianer und dergleichen mehr Gehör fanden als die wahren Brüder im Glauben. Vondel hat diese Politik des Freisinns köstlich charakterisiert:

Gott, sagt der Amstelherr, wird die Gewissen ergründen,
Die Freiheit gehe seines Wegs und fliege mit vollen Segeln
Den Ystrom herein und hinaus, so wird die Stadt gebaut,
So greift der Kaufmann bis zu den Ellenbogen ins Gold
hinein.

1) Der Rat bestand aus den genannten Bürgermeistern und den Ratsherren. Willem Verdam, Nicolaas Ovens, Jan Goulart, Jan van Schovnhoven, Jan Sas Hoens und Bastiaans Plovier.

„Neben der Freiheit Gott zu dienen steht die Freiheit, die Kost verdienen zu dürfen, für alle Einwohner. Dies ist hier sehr notwendig um Fremde zu locken.“¹⁾ Hugenotten, portugiesische Juden, Socinianer, englische Sektianer etc. bestätigten es durch den günstigen Einfluß, den sie auf die Entwicklung der ruhmreichen Kaufstadt übten.

Friedrichstadts Ratsherren bestrebten sich mit verzweifelltem Eifer, im selben Geiste zu wirken. — Leider fehlte ihnen das Genie, die Gelegenheiten und die Macht, hemmenden Einflüssen zu wehren.

Aus der schlichten kaufmännischen Antwort an Lubieniz geht hervor, daß ich den Herren Regenten kein Unrecht tue, wenn ich ihren religiösen Sinn nicht als Hauptmotiv andeute. jedoch erhellt aus der Tatsache, daß die remonstrantische Kirche ihre Tore für die polnischen Brüder öffnete, daß der Remonstrantismus ihnen gegenüber in großzügiger Weise hochgehalten wurde.

Leider war der lutherische Konfessionalismus mächtiger als die Summa des kaufmännischen und religiösen Freisinns.

Herzog Friedrich III. war gestorben und seit 1658 herrschte der junge Christian Albrecht, der dem Vater in Duldsamkeit nicht gleich war. Als er vom Superintendenten Reinboht hörte, daß die polnischen Brüder arge Ketzer seien, Socinianer, Unitarier oder Antitrinitarier, die pelagianischer, arianischer und ebionitischer Irrlichtereien angeschuldigt wurden, mag es ihm grün und gelb vor den Augen geworden sein, das Ende war jedoch, daß im Jahre 1663 ein fürstlicher Befehl den Brüdern andeutete, daß sie die herzoglichen Länder zu räumen hätten. Die Herren Räte verstanden, aus welcher Ecke der Wind wehte und bemühten sich, den Superintendenten umzustimmen. — Vergebliche Mühe! Am 6. Oktober erhielten die Socinianer abermals den Befehl, das Land zu räumen. Die Friedrichstädter mußten erfahren, daß die lutherischen Theologen in deutschen Landen oft mehr vermochten als die kalvinistischen in Holland. Die letzteren waren Politiker, die zeitweilen viel vermochten,

1) Siehe Prof. H. Brugmans „Handel en Nyverheid“ in Amsterdam im 17. Jahrhundert. Die letztgenannten Zitate sind auch von ihm übernommen.

am Ende boten die Regenten ihnen Trotz, wenn ihre Unduldsamkeit zu weit ging. In den lutherischen Ländern war der Landesherr das Haupt der Kirche und der Theologe ihm viel mehr untertan. Es gab dadurch keine so scharfen Gegensätze zwischen kirchlicher und politischer Macht und demgemäß wurden die hohen Geistlichen an den Höfen manchmal zu theologischen Experten, die das Maß der Unduldsamkeit stark beeinflussten. Die arme Kolonie verdankte es dem Wahn dieser Herren, daß ein Teil der Blüte des polnischen Protestantismus innerhalb ihrer Mauern vergebens Ruhe suchte.

Das Extrakt der Polizeiprotokolle endet die Notizen über die polnischen Brüder sehr lakonisch.

30. Dezember 1663: „wollen deshalb das von ihnen gekaufte Haus nicht behalten.“ Das städtische Archiv hat verschiedene Briefe über diese Sache; der Kaufbrief meldet, daß am 28. April 1663 ein Herr Jacob Linnich, Kaufmann in Amsterdam, zuständiges Haus an der Südseite des Mittelburggrabens¹⁾ von Stanislaus Lubieniz gekauft worden sei. Die übrige Korrespondenz im städtischen Archiv ist von der Hand des Lubieniz. Er bemüht sich darin, die für das Haus verwandten Kauf- und Bezimmungsgelder durch Verfügung der Stadt zurückzufangen. Die Einzelheiten sind zu wenig interessant, um erwähnt zu werden, jedoch haben die Briefe für die Charakteristik des Lubieniz viel Wert. Man kommt mit dem Mann selber in Berührung!

Die in französischer und deutscher Sprache verfaßten Briefe über diese trockene Sache sind angenehme Lektüre; der höfliche Ton hat den Reiz der höheren Bildung und Lubieniz bittet in einer angenehmen aber so bestimmten und eingehenden Weise um Entgegenkommen, daß die Herren auf dem Rathaus sich gewiß recht lumpig hätten fühlen müssen, wenn sie eine abschlägige Antwort hätten geben wollen. Anfangs hatte „Monsieur le Bourgemeistre de Ruytenbeeg“ kaum Hoffnung ge-

1) J. A. M. M. teilt mit, daß auf dem Kaufbrief (der mir leider nicht mehr zur Verfügung steht), die Lage näher bestimmt wird durch die Mitteilung, daß das Haus südlich und westlich an der Stadt noch zuständigen Erbstellen grenzte.

geben, jedoch konnte Lubieniz sich später darauf verlassen, daß die Herren ihm entgegenkommen würden. Es war nur billig: Er war ein armer Ausgewiesener, der nicht nur für eigene Kinder, sondern auch für arme Witwen und Waisen zu sorgen hatte; es war ihm vom Fürsten unmöglich gemacht, das gekaufte Haus in Besitz zu nehmen. Nie würde er dazu kommen, einen Beruf auf einem höheren Gerichtshof zu tun; die Sache war ja zu klar, die Räte würden ihm selbstverständlich Recht widerfahren lassen. — Zweifelsohne kam die Sache zu einem guten Ende; damit fand die Geschichte der polnischen Brüder jedoch schon bevor der große Zufluß der Emigranten Friedrichstadt erreicht hatte, ihren Schluß. Der Superintendent war recht zufrieden, daß er dem exekrabilen Ketzler gewehrt hatte.

Lubieniz hielt sich noch lange Jahre in Hamburg auf. Sein Tod wurde nachher in seinem eignen Buch von Freundeshand beschrieben. Es heißt in der *Historia Reformationis Polonicae*, daß man es für gut befunden habe, die Geschichte mit einem Brief anzufüllen, in dem der sehr beredte polnische Edelmann Prybcovius die Verfolgung der polnischen Unitarier nach 1648 beschreibt, „weil der sehr edle Stanislaus Lubieniz die Geschichte nicht bis zum Ende führen konnte, da er zu Hamburg im Jahre 1675 von einer Dienstmagd, die von schlechten Leuten aufgehetzt wurde, vergiftet worden ist.“¹⁾

Die Bücher des Lubieniz wurden zu Amsterdam gedruckt. Er publizierte u. a. „*Theatrum Cornecticum*“ und im Jahre 1685 erschien seine polnische Reformationsgeschichte „*Freistadii apud Johannem Aconium*“.

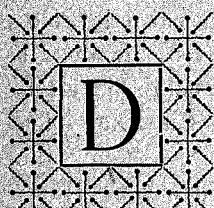
Amsterdam wurde die Freistadt für die Socinianer. Zwar wurden sie nur geduldet und haben die Schöppen sogar ein socinianisches Buch öffentlich verbrennen lassen, jedoch war die Regierung auf dem Rathause recht nachgiebig und taub, stumm und blind, wo die Pastoren ihr das Schwert des Schlachtengottes in die Hand drängen wollten, um die socinianischen Gottestästerer zu vertreiben. Buchhändler verkauften öffentlich ihre Bücher, ohne daß man eingriff, und als im Jahre 1699 die

1) Stanislaus Lubieniz war im Jahre 1625 geboren und starb am 8. Mai 1675.

Staaten von Holland beim Gerichtshof darauf drängten, daß der Verkauf jener Werke, kraft der erlassenen Plakate, eingestellt werden sollte, da mußte der Schulze dem Hof wohl gehorchen, jedoch sorgte der Magistrat dafür, daß die Buchhändler zuvor gewarnt wurden, so daß man niemand erhaschen konnte. Amsterdam blieb die „Freistadt“ für die polnischen Brüder!

Aber an der Eider hatten schon im Jahre 1662 holländische Ratsherren und holländische Kirchenvorsteher die bürgerliche und die religiöse Gemeinschaft für die Socinianer aufgerichtet und holländische Verträglichkeit würde dort gesiegt haben, wenn der lutherische Superintendent am Ende nicht mächtiger gewesen wäre als die kalvinistischen „Dominees“.

VIII. DIE QUÄKER IN FRIEDRICHSTADT.¹⁾

EM polnischen Edelmann hatte man die Tür gewiesen und mit einer höflichen Verbeugung war er seines Weges gegangen. Es lag ihm fern, sich aufzudrängen und er trug mit seinen Glaubensgenossen das Schicksal als ein stolzer Geistesaristokrat, dem es zu gering war, viele Worte über die Sache fallen zu lassen.

In Friedrichstadt war seine sympathische Erscheinung noch in frischer Erinnerung, als neue Gestalten auf der Bildfläche erschienen, die eine Heimat für sich selbst und ihre Anschauungen suchten. Es mag dem Rat schwer gefallen sein, den

1) Dr. H. Schmidt nennt Seite 80 „Die Friedrichstädter Polizeiprotokolle II“ verschiedene Quellen. Ich kenne leider „Peter Thomsen, Die Quäkergemeinde in Friedrichstadt“ nicht. — Ich benutzte hauptsächlich die verschiedenen Briefe (Kopien), die die Quäker geschrieben haben und die Mensinga auch gekannt hat.

Man siehe des weiteren, u. a. über die Behauptung, daß es schon bei der Gründung Friedrichstadts Quäker gegeben habe, meine Bemerkungen in den „Notizen“ zu „Willem van de Wedde“, Bijdragen voor de Vaderl. Gesch. enz. Es gab, selbstverständlich, keine „Quäker“ bei der Gründung Friedrichstadts, weil es damals überhaupt noch keine Quäker gab. Die obengenannten Notizen enthalten jedoch einen Versuch, die Behauptung ihrer Anwesenheit bei der Gründung zu erklären.

Gegensatz zum höflichen, feingebildeten Gast, der um zehn Jahre früher ihren Versammlungssaal betrat, ohne Widerwillen festzustellen. Die Neuangekommenen waren kleine Leute, die den stillen Mennoniten ähnelten, jedoch etwas Derbes an sich hatten, das den ersteren fremd war. Die Männer trugen lange schwarze Röcke ohne Kragen, die anstatt der üblichen Knöpfe mit Haken und Ösen versehen waren; einen breitkrämpigen Hut hatten sie sich aufs Haupt gesetzt und er behauptete seinen Platz sogar im Ratssaal; die Frauen trugen aschgraue Hüte, seidene Kleider von sehr schlichtem Schnitt, graugrüne Schürzen und weiße Halstücher. Ihrem Prinzip gemäß, daß jeder Titel und alle Komplimente für den, der sie anbietet, eine Verführung zur Lüge und zur Heuchelei seien und zu Stolz und Überhebung für denjenigen, der sie empfangen, waren sie sehr karg mit ihren Verbindlichkeiten, wenn man ein Gespräch mit ihnen anfang. Es waren wunderliche Heilige, die sich „Freunde“ nannten und im Volksmunde „Quäker“ hießen. Scheinbar hatten sie sich nicht einmal beim Rat angemeldet; es heißt später nämlich, daß sie heimlich hereingeschlichen seien.

Der Rat war konsequent freisinnig und freute sich der wunderlichen Freunde ungeachtet ihres mangelhaften Schiffs. In der Stadt machten sich die Freunde jedoch Feinde, denn es traten Beschuldiger gegen sie auf, die zu Gottorp ein offenes Ohr fanden. Dort hieß es: „Quäker in der Friedrichstadt, was erlebt man nicht alles mit dem Ketzernest!“

Der vielsagende Lakonismus der Polizeiprotokolle meldet: „1673 — 8. August (die Quäker) sollen sogleich nebst allen, die sich zu ihnen bekennen, die Stadt räumen!“ Nun trat der scharfe Gegensatz zwischen den polnischen Brüdern und den Freunden erst recht ans Licht. Sie antworteten ebenfalls lakonisch: „Wir werden unsre Zeit abwarten“, das hieß: „schmeißt uns nur hinaus, wenn ihr wollt; wir lassen uns hinausschmeißen, gehen jedoch nicht freiwillig.“

Das Ende war, daß die Freunde blieben. Es ist eben keine leichte Sache, ordentliche Bürger, die sich nicht verteidigen und nur tugendhaft leben, hinauszuerwerfen.

Neben den musterhaften, stilgerechten Briefen des Lubieniz

ruhen die derben, groben Schriftstücke der Freunde im städtischen Archiv. Sie sind auch stilvoll und es schlummert in ihnen der ungehobelte, massive Geist eines dahingeschwundenen Geschlechts frommer und kernhafter Bürger, die keinem König wichen und Durchlauchten gegenüber kein Blatt vor den Mund nahmen, sondern ihnen ungesalzen ihre Meinung sagten.

Zwar ist die kleine Friedrichstädter Gemeinde nur ein unbedeutender Ausläufer jener Gemeinschaft, die in der Weltgeschichte Großes leistete, aber dennoch ist die Korrespondenz dieser Friedrichstädter Freunde interessant genug, um ihr unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Nachher will ich den Freunden selber das Wort geben, jedoch erst durch einige kurze Notizen den Leser ein wenig über die Gesellschaft orientieren.

Georg Fox war ein seltener Mann. Er war Schuster in Leicester und zwar einer jener weltbekannten Schuhflicker, die ihre Stelle in der Geistesgeschichte würdiglich einnehmen. Er grubelte über allerlei Fragen, die ihm die englische Staatskirche nicht in befriedigender Weise beantwortete und die ihn tausendmal mehr quälten als die Geistlichen. Diese schüttelten den Frager und die Fragen von sich ab, wenn der erstere sie mit seinen Grübeleien belästigte. Ihm stand hingegen der kalte Schweiß auf der Stirn, wenn er sich mit seinen Problemen gepeinigt hatte. Nachher haben die Geschichtschreiber gesagt, daß der Geist der alten deutschen Mystiker in ihm nachwirke; daß er mit den alten Täufern vieles gemein hatte, daß die Sucht zur unbedingten Freiheit des religiösen Subjekts ihn beseele. — Er wußte selber nichts von allen diesen gelehrten Erklärungen und rang mit seinem Gott. — Es gab für ihn seelenentzückende Momente; es gab tiefe Niedergeschlagenheit; es wütete ein derber Kampf in seinem tief religiösen englischen Gemüt: voll aufregenden Empfindens, voll stoßenden Sturms und wilden Drangs, voller Höllenangst und Not, bis das „Halleluja“ in ihm aufjubelte. —

Es war ein Ereignis in der Weltgeschichte, als er seine letzte Schusterarbeit verrichtete und sich einen ledernen Anzug machte, damit er die Sorge für seine Kleidung vorläufig von

sich weisen könnte und also im Wanderleben, das er darauf anfang, der Armut gegenüber stärker dastehen würde.

Es leuchtet ihm ein, daß er das Schustern andren überlassen solle, weil Gott ihn für Prophetenarbeit notwendig habe.

„Gott selber wird das Volk lehren,“ meinte er ebenso wie hundert Jahre vorher die volkstümliche Reformation der Wiedertäufer. — „Das Studium zu Oxford oder Cambridge genügt nicht, ein guter Christ zu werden. Die Salbung von oben genügt; die glauben bedürfen niemandes, sie zu belehren.“

Es war ein peinlicher Augenblick in jenem Gotteshaus, wo der Pastor mitten in seiner hochkirchlichen Predigt gestört wurde; der Mann mit den Lederhosen wurde vom Geist ergriffen und stoßend tönte es durch die Kirche: „Nein, nein, es ist nicht die Schrift, es ist der Geist, aus dem die heiligen Propheten geredet haben.“

Der Mann wurde eingesperrt und es gab einen Prozeß. Aber die Richter kamen unter den Eindruck dieses mächtigen prophetischen Schusters. Der Sheriff selber und seine Frau wurden von ihm bekehrt: „es fiel die Kraft des Herrn auf sie und ihr ganzes Haus.“

Als er dem Richter Bebbett in Derby zurief, daß er „Gott ehren und vor seinem Worte zittern solle“, nannte dieser ihn einen Quäker, d. h. „einen Zitterer“. Seit dieser Zeit scheinen er und sein Anhang „Quäker“ genannt worden zu sein. — Ein passender Spottname, der bald in vollem Ernste auf die Lippen genommen wurde. Wenn er von der „Kraft Gottes“ ergriffen wurde, zitterte er, daß sein Körper schüttelte, so sehr, daß er nicht genug Kraft hatte, sich aufzurichten. Seine Predigten waren ohne rednerischen Wert, sogar trocken und voll Wiederholungen. Es war aber erschütternder, trockener Ernst, der überwältigte. Man lernte ihn am besten kennen, wenn er betete. Dann schien er ein Prophet zu sein, der in Gottes Nähe stand. — Wollte er predigen, dann stand er mitten im Publikum regungslos da, bis der Geist über ihn kam. Er nannte einen jeden „du“, lüftete seinen Hut vor niemand, ging keinem aus dem Wege! — Ein wunderlicher, störriger Prophet.

Die Quäkerbewegung pflanzte sich fort. Leider entartete

sie, ebenso wie das Täuferium, das auch zur Umsturzbewegung wurde, als unsaubre Elemente sich des unbeschränkten Freiheitsprinzips Meister machten und das „innere Wort“ im misstäterischen Grobianismus zu reden anfang.

Nach der Enthauptung des Königs Karl I., zur Zeit der Cromwellschen Republik, wurden die Quäker zur radikalen Umsturzpartei, die vor Gewalttaten nicht zurückschreckte. Fox wurde zurückgedrängt; es kam bald zu jenen hysterischen Ausschweifungen, die immer dort drohen, wo der Schwarmgeist sich von religiös Begeisterten Meister macht. Ein Führer der Quäker hielt als Messias seinen Einzug und Fox tadelte es nicht. Nachher ist der „Messias“ selber sehr reumütig und erklärt, daß die Tat in der Nacht der Versuchung und der Schande der Finsternis geboren sei. Und Fox kommt zur Besinnung und vermahnt die Quäker, sich am historischen Christus zu spiegeln.

Nach dem Cromwellschen Protektorat kommt die ruhige, abgeklärte Periode des Quäkertums. Eine große Zukunft wird ihm eröffnet und mit Recht kann gesagt werden, daß seit dieser Zeit eine neue Epoche im Leben der okzidentalischen Völker eingeleitet wird.

Wir können keine abgerundete Übersicht der Geschichte jener „Gesellschaft der Freunde“ geben und erwähnen nur ein paar wichtige Punkte. Durch Willam Penn, den Gründer Pennsylvaniens, veredelt sich das Quäkertum. Die Verfolgungen, denen die Freunde ausgesetzt waren, hatten viele nach Amerika getrieben. Dort haben sie sich unter Penns Führung zu einem selbständigen Staat, Pennsylvanien, organisiert, wo sie ihre religiösen und gesellschaftlichen Ideale verwirklichten, wofern das möglich war. Das neue Land hat, ebenso wie sein Gründer, seine Leidensgeschichte gehabt. Es wurde jedoch in mancher Beziehung zum mustergültigen Staat. Lange bevor andre Länder daran dachten, und zwar noch in Penns Zeit, verbot er die Einfuhr von Negersklaven. Dem Penn war es beschieden, „den humanen Geist des Quäkertums und die politische Idee von dem Volke als die alleinige Quelle der Herrschergewalt in der Verfassung Pennsylvaniens grundlegend durchzuführen und diese

zum Urbild der späteren Verfassung Nord-Amerikas zu machen. Die Verwirklichung seines Lebenszieles, die Einführung der religiös-politischen Freiheit als Grundgesetz alles staatlichen Lebens ist die letzte größte Tat, in der das Quäkertum seinen weltgeschichtlichen Beruf bewahrt hat. Mit der Gründung Pennsylvaniens ist seine äußere und innere Entwicklung zum Abschluß gekommen.“ — Also schrieb Rudolf Buddensieg in einem Artikel über das Quäkertum, den ich für die geschichtliche Übersicht benützte.

Die Quäker hatten, wie gesagt, viel mit den alten Täufern gemeinsam. Sie wollten Eid, Prozeß und Krieg beseitigen und brachten den passiven Widerstand als Wehrmittel in Praxis. Die Sakramente verachteten sie; — in ihren Gottesdiensten konnte jeder, der vom Geist ergriffen wurde, reden. Die Frauen hatten fast dieselben Rechte wie die Männer und predigten auch. Sie bekämpften die Sklaverei und waren sehr wohlthätig. Die Quelle ihres Glaubenslebens war das innere Licht. Mit der kalvinistischen Prädestinationslehre waren sie im Widerspruch; ihre schlichte Dogmatik, die mehr eine Formulierung ihrer praktischen Frömmigkeit als spitzfindige Theologie war, brachte sie mit allen kirchlichen Systemen in Konflikt.

Ihr Widerwille gegen Kunst, Sport, Bühne, Musik, Tanz und Gesellschaftsleben machte sie bei vielen verhaßt.

Ihr einfaches bürgerliches Leben, das friedlich und ruhig dahinfließ, nötigte jedoch den feinsinnigen Beurteiler zur Anerkennung.

Das spätere Quäkertum lassen wir außer Besprechung, weil wir es zum rechten Verständnis der wunderlichsten aller Friedrichstädter Bürger nicht notwendig haben.

Wir würden den Friedrichstädter Quäkern zu viel Ehre erweisen, wenn wir sie als epochemachende Weltbürger betrachteten. Es waren einfache Seelen, die zu einer Gemeinschaft gehörten, in der sich nebst minderwertigen Eigentümlichkeiten große Gedanken entwickelten, die für die Zukunft der Menschheit von überwiegender Bedeutung waren. Sie selber nahmen keine

hervorragende Stelle in dem Kreise der „Freunde“ ein, jedoch wurden sie auch von den Quäkeridealen getragen und sie besaßen ihre merkwürdigen charakteristischen Qualitäten in hohem Maße. Das an Ungezogenheit grenzende äußere Benehmen des Quäkertums nahm bei ihnen eine sehr natürliche Gestalt an, weil es zu ihrem Mangel an Bildung und Schliff paßte. Es waren eben einfache Handwerker, die zum größten Teil herübergekommen waren, weil sie in der bekannten religiösen Freistadt ein ruhiges Leben zu führen beabsichtigten.

Man kann es sich denken, daß der junge Christian Albrecht, der den Ketzern weniger philosophisch gegenüberstand als sein Vater Friedrich III., kein Behagen an ihnen fand. Die standesgemäße Selbstüberhebung eines jungen Fürsten und das absichtlich ungehobelte Quäkertum stießen einander ab. Es war dem Superintendenten denn auch ein Leichtes, den jungen Mann zum Entschluß zu bringen, der sein Echo im Polizeiprotokoll findet: „sollen sogleich nebst allen, die sich zu ihnen bekennen, die Stadt räumen.“

Den Quäkern fiel es nicht ein zu gehen. Sie bedeuteten dem Herzog, daß sie auf eine jegliche diesbezügliche Initiative verzichteten. Wenn geräumt werden sollte, so ließen sie sich selbst höchstens ohne Widerstreben räumen.

Als die Ratsherren das herzogliche Mandat, das ihnen hieß, eine fleißige Inquisition nach den Quäkern in die Wege zu leiten, empfangen hatten, offenbarte sich bei den Herren sehr wenig Lust, die verhaßte Inquisitorenrolle zu spielen. Wahrscheinlich kannten sie die Freunde als ehrsame Wollwirker und Färber, die schon lange ihre Kleinindustrie in Friedrichstadt ausübten; jedenfalls hatten die Leute schon lange im herzoglichen Lande gewohnt. Und nun sollten diese nützlichen Bürger als gefährliche Ketzer behandelt werden! Man ließ einstweilen eine Deputation auf das Rathaus kommen. Drei Wollwirker, ein Wollkämmer, ein Blaufärber und eine gewisse Trein Herberding erschienen. Anno 1673 empfing der Rat in Friedrichstadt also eine offizielle Deputation aus einer religiösen Gemeinschaft, in deren Mitte sich eine Frau als Abgeordnete befand! — Im Jahre 1912 teilten die Kirchenvorsteher einer andren religiösen

Gemeinschaft in Friedrichstadt dem Pastor mit, daß sie zum größten Teil abdanken würden, wenn eine Frau in den Kirchenvorstand gewählt werden würde! — Jene Quäker waren ihrer Zeit wohl voraus!

Man las den Quäkern das Mandat vor und faßte nachher den Entschluß: „keine vermeidliche Ungelegenheit“ zu verursachen. Am 10. August wird noch einmal über die Sache beratschlagt und am 11. schreiben die Quäker ihre erste Verteidigung, eine „Erklärung für den Herzog von Holstein“. Sie sagen, daß sie verschiedene Jahre in seinem Lande gewohnt hätten und daß einige sogar dort geboren seien; in der Furcht des Herrn verkehrten sie mit den Leuten; Frieden und Wohlstand seien von ihnen gesucht worden und es sei ihr Bestreben gewesen, sich immer als gute Untertanen den Gesetzen des Landes gemäß zu betragen (wofern diese den göttlichen Gesetzen nicht widerstreben). Es sei ihnen nie eingefallen, einen üblen Gedanken gegen den Herzog oder irgend einen seiner Untertanen zu hegen.

Sie beteten keinen andren Gott als den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs an. Jesus Christus bekannten sie als denjenigen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit gewesen sei.

Es sei ihr Wunsch, mit den Beschuldigern vor dem Richterstuhl des Herzogs zu erscheinen, das sei eine billige Sache, die man keinem Menschen abschlagen könne.

Des weiteren erklärten sie, unsaubern Gesetzen nicht gehorchen zu können und ihre Sache vor den Herrn bringen zu wollen, der sich um das Schicksal der Armen und Elenden kümmere. Sie hofften, daß Gott ihren Feinden vergeben möge und erlaubten sich, den Herzog daran zu erinnern, daß er vor Gott Rechenschaft seiner Taten zu geben habe. In Sauberkeit und Sanftmut gaben sie dem Herzog die Erklärung und sie vertrauten auf seine Gerechtigkeit. Das Stück war unterschrieben: 11. August 1673 Friedrichstadt, von uns, die gewöhnlich „Quäker“ genannt werden.

Die vier Beschuldigungspunkte, die von den ungenannten Feinden gegen sie erhoben worden waren, widerlegten die Freunde in einem andren Schriftstück.

1. Man habe gesagt, daß sie sich heimlich in die Stadt hereingeschlichen hätten. Es gehörten jedoch nur ein Mann, der im Reiche des britischen Königs geboren war, und eine Frau von englischer Herkunft, die in Stockholm geboren war, zu ihrem Kreise. Im übrigen seien sie keine Fremden, ihre Gemeinde sei nur sehr klein, nämlich acht Männer und eine noch geringere Zahl Frauen. Dann und wann seien Engländer und andre Fremde dagewesen; sie seien jedoch nur zeitweilen als Besucher gekommen. Übrigens sei das Gewissen der Quäker in dieser Beziehung sauber, denn es seien Leute gewesen, die die Rettung und die Seligkeit aller Menschen suchten.

Es ist nicht recht deutlich, wo die Quäker herkamen. Sie schrieben holländisch, jedoch gehörten sie nicht zu den Holländern, die in Friedrichstadt geboren und erzogen waren; es hieß nämlich im herzoglichen Mandat: „Die Quäker, die sich in Friedrichstadt geflüchtet haben.“ Sie hatten nicht von Holland aus ihre Zuflucht in Friedrichstadt gesucht; denn sie waren „keine Fremdlinge“. Wahrscheinlich hatten sie schon in irgend einem Ort des Herzogtums gewohnt und wurden dort dermaßen belästigt, daß sie sich entschlossen, die Freistadt aufzusuchen. Dort machten sie vielleicht einige Bekehrlinge; das Mandat sagt nämlich, daß die Flüchtlinge und alle, die dergleichen Gedanken huldigten, entfernt werden sollten.

2. Man beschuldigte sie, daß sie Konventikel abhielten. „Konventikel!“, — das klang in einem kirchlichen lutherischen Ohr sehr scheußlich. Es versteht sich, daß der Herr Superintendent am Hof sehr stark mit diesem Worte herumgefuchelt hat und daß es seinen Eindruck auf den Herzog nicht verfehlte. — Konventikel!

Die Quäker wußten nichts Besseres zu antworten, als daß sie keine Konventikel abhielten, in denen etwas Übles gegen den Herzog und sein Land gedacht wurde, sondern nur Zusammenkünfte, in denen man Gott fürchtete.

3. Man behauptete, daß die Frauen in ihren Versammlungen predigten. Das leugneten sie nicht. „Wir sind der Überzeugung, daß der Herr sein Gelübde erfüllt hat und noch erfüllt, denn er hat versprochen: ich will ausgießen von meinem Geiste auf

alles Fleisch . . . und eure Töchter werden weissagen. Joe 12, 28. Und die Männer und Frauen, die mit dem Geiste Gottes begiftet sind, sind genötigt um Christi Willen bis zu den Enden der Erde zu gehen, damit sie ihren Bewohnern das Evangelium verkündigen. Und warum darf es jetzt nicht mehr so zugehen wie es von altersher geschehen ist? — Siehe 1. Cor. 11: 3, 4, 13.“

Es heißt in diesen Texten u. a.: „Ein Weib aber, das da betet oder weissaget mit unbedecktem Haupt, die schändet ihr Haupt“, und „Richtet bei euch selbst, ob es wohl stehet, daß ein Weib unbedeckt vor Gott bete“. — Die Quäkerfrauen beteten und redeten demgemäß mit den Hüten auf den Köpfen. Auf dem Bild einer Quäkerversammlung zu Amsterdam sieht man eine Frau, die weissagt. Es ist ein Spottbild, das nur insofern Wert hat, als es den Eindruck wiedergibt, den eine Quäkerversammlung auf den fremden Besucher machte, der sich die Sache mit unfreundlicher Gesinnung ansah. Im Gedichte unter dem Bilde wird der Weissagerin angeraten, ihre Kanzel umzuwenden und tüchtig mit den Händen anzufassen, m. a. W.: die Wäsche lieber zu besorgen. Die philiströse Verspottung der Quäker mag uns zuwider sein, jedoch soll man nicht vergessen, daß sich in den Versammlungen auch hysterische Entartungen offenbart hatten, die gewöhnlich Hand in Hand mit Erweckungen gehen und daß später, als die Bewegung zur Ruhe kam, das Zeugen manchmal eine Langweilerei ohne Ende war. — Wer das Prophezeien der Damen in gewissen religiösen Kreisen der Gegenwart, in denen die Gabe der Prophezeiung noch hochgehalten wird, wohl einmal mitmachte, versteht es, daß die Spötter in solchen Kreisen manchmal Veranlassung zu ihrer üblen Liebhaberei finden.

Es versteht sich überhaupt, daß man die Quäker nicht mochte. Es ist einem Kulturmenschen nicht zu verübeln, daß er den Haß, den der Quäker der ästhetischen Seite des Lebens gegenüber hegte, als etwas recht Unsympathisches empfindet. Und es liegt auf der Hand, daß das 17. Jahrhundert keinen Sinn für die quäkerische Frauenemanzipation hatte. In dieser Be-

ziehung würden sie in der heutigen Zeit noch von vielen für bedenkliche Radikalistern gehalten werden.

„Es wäre erwünscht, daß ihre Beschuldiger einmal darauf achteten, daß Paulus (Phil. 4: 3) die Christen gebeten hat, den Frauen, die ihm bei der Evangelisation geholfen hatten, entgegenzukommen. Und hat er nicht Römer 16: 1 die Schwester Phöbe anempfohlen, die im Dienste der Gemeinde zu Kenchreä arbeitete? Das alles war also der Lehre Christi gemäß. „Und wir sind dessen überzeugt, daß die Lehre Christi nicht veraltet ist.“

4. Man beschuldigte sie, Bekehrlinge zu machen. Sie pflegen jedoch nur jeden auf das eigene Gewissen hinzuweisen und das Licht im eigenen Herzen anzuzeigen. Sie wollen der christlichen Gemeinde nicht schaden, denn das sei schändlich. Man solle mit seinem Gewissen leben! Das sage Martin Luther auch.

Es wäre nicht gerecht, wenn der Herzog ihnen das Zeugen verbieten wollte; sie hätten es in aller Einfachheit getan, wenn sie den Leuten erzählen wollten, wer sie seien. — Sie unterschrieben ihren Brief mit den Worten: (Verteidigung) „von uns, die gewöhnlich Quäker genannt werden.“

Am 13. August mußte „der Herr Präsident“ die Sache in Friedrichstadt noch einmal gut untersuchen. Er gab in Erwägung, den Leuten drei Wochen Verschiedenheit zu gewähren.

Der Rat war dessen zufrieden und stellte am 20. August dem Präsidenten vor, die Leute bis zum Frühjahr bleiben zu lassen. Es waren damals gerade zwei Verteidigungsschriften von der Frau des Jacob Jacobs eingereicht. Sie meinte: „man verleihe ihnen noch wohl sechs Wochen Aufschub.“ Am 27. wurde ihnen der offizielle Bescheid des Herzogs vorgelesen und bald darauf, im September, überreichten sie ihre gesalzene Verteidigungsschrift, die ich hier im ganzen folgen lasse, weil sie zu charakteristisch ist, um sie fehlen zu lassen. Leider ist sie ein bißchen lang.

Verteidigungsschrift der Quäker 1673.

Zur Verteidigung der Sache der Unschuldigen gegen ihre Ankläger. Es ist eine Bemerkung für Sie und Ihre Hofräte,

o Herzog von Holstein, über die Tragweite der christlichen Freiheit. Christus und seine Apostel haben dasjenige, was wir in unsren Worten zeugen, in den alten Tagen befestigt. Martin Luther hat in den Tagen seiner Zartheit gesagt, daß er den Zeugnissen Christi gemäß lebe. Dies möge uns unsren Anklägern gegenüber entschuldigen.

O Freunde und Obrigkeiten, wo haben Christus oder seine Apostel je der Obrigkeit die Macht gegeben, Christen zu verfolgen? Wo liefen sie je zu den Magistraten um Leute zu verklagen und wie reimt sich das mit der Lehre des Martin Luthers zusammen? Er sagte Seite 82 in seiner Postille: Also will Christus niemand zwingen, sondern einen jeden dazu bringen, freiwillig und nicht aus Furcht der Schande oder Strafe ihm nachzufolgen. Er will das Wort predigen und hinausschicken und mit dem Worte die Menschen bekehren und gefangennehmen. Es ist auch im Widerspruch mit dem Evangelium, Leute zu verfolgen. Christus heißt uns, einander und auch die Feinde zu lieben. Matthäus 5: 44. Wo die Liebe Gottes in die Herzen hineingesenkt ist, da kann man seine Mitgeschöpfe nur lieben. So kommt man zum Genuß der evangelischen Freiheit. Wie ist es doch so ganz etwas andres, Christi Fußschritten zu folgen als zu der Obrigkeit zu gehen, um unschuldige Menschen als eine schädliche Sekte zu verklagen. Wir behaupten, daß es noch keine ausgemachte Sache sei, daß wir schädlich seien. Darum berufen wir uns, wie in Gottes Gegenwart, auf euch, edle Obrigkeiten und Regierungsmänner, daß ihr Recht und Gerechtigkeit behaupten möget und zwischen uns und unsren Beschuldigern ein gerechtes Urteil sprechen möget. Man beweise uns, daß wir diejenigen sind, für die wir gehalten werden, oder man schließe den Mund unsrer Beschuldiger. Manchmal geschieht es, daß wütende niederträchtige Geister durch üble Nachrichten die Obrigkeit zur Bedrückung drängen, vorgeblich, damit sie das Evangelium verteidigen. Siehe jedoch, was Jesus im Gleichnis Matthäus 13: 24 sagt: das Gottesreich ist wie ein Mensch, der guten Samen in seinen Acker säte, und während die Menschen schliefen, kam der Feind, der säte Unkraut zwischen den Weizen. Und als es heranwuchs und Frucht tragen

wollte, erschien das Unkraut. Da sagten die Knechte zu ihrem Herrn: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesäet? Woher hat er denn Unkraut? Er sagte zu ihnen: der Feind hat es getan. Da sprachen die Knechte: Willst du denn, daß wir hingehen und es ausjäten? Er sprach: Nein, auf daß ihr nicht den Weizen zugleich mit ausraufet.

Ach, Freunde und Obrigkeiten, kein Mensch hat das Recht, sich auf den Platz eines Engels zu stellen. Achtet jedoch auf die Erklärung, die Jesus von diesem Gleichnis gibt. Er sagt: der Feind ist der Teufel; die Ernte ist die Vollendung der Welt, die Mäher sind die Engel, zu denen er sagen wird: sammelt mir das Unkraut und bindet es in Bündlein, daß man es verbrenne. Und Martinus Luther befestigt dies in seiner Postille auf Matthäus 13, wo er folgendes erklärt: „Man solle Ketzer und falsche Lehre nicht ausrotten, sondern sie mit Gottes Wort bekämpfen. Was heute irrt, kann morgen auf den rechten Weg kommen, wenn Gottes Wort das Herz rührt.“

Darum soll es Sie nicht befremden, daß wir unsre Sache verteidigen. Wie könnten wir es besser tun als mit den Worten Christi und der Apostel und mit Ihrer eignen Lehre. Wir behaupten, daß es kein triftiger Grund zu unsrer Entfernung aus der Stadt sei, daß wir willig bekannt haben, Quäker (Zitterer) zu sein, denn es ist ein apostolisches Gebot, die Seligkeit mit Fürchten und Beben zu suchen. (Phil. 2: 12.)

Und damit ihr wissen möget, was „Quäker“ bedeutet, erzählen wir es euch: „Beben“ heißt auf englisch „to quake“. — „Und das Gesicht war dem Moses zu schrecklich, so daß er bebte und sich fürchtete.“ — Lev. 12: 21. — Und dem Ezechiel wurde geboten, sein Brot mit Beben zu essen. — Ez. 12: 18. — Hätte das vielleicht ein Grund sein können, den Propheten auszuweisen, weil er ein „Quäker“ war? Wir haben nicht den Mut, unsren Namen zu ändern und wollte die höchste irdische Macht es auch, obschon Spötter ihn ausgedacht haben; denn Christus sagt: Wer mich vor den Menschen verleugnet, den werde ich auch vor dem himmlischen Vater verleugnen. Und weil wir unsren Glauben als eine freie Gabe von Gott des Himmels und der Erde empfangen haben, so schämen wir uns auch nicht,

um des Glaubens willen vor Königen, Herzogen, Prinzen und der ganzen Welt zu leiden.

Und deshalb, o Obrigkeit, gehört es sich, daß unser Glaube frei sei, und er soll weder bestimmt noch beherrscht werden von irgend einer weltlichen Macht. Achtet auf das Wort des Martin Luther (Postille fol. 83): Christus will die Freiheit; sonst hätte er auch wohl zwingen können. Er wollte sie jedoch mit seinen lieblichen Predigten suchen¹⁾. Und bemerkt es euch auch, daß Paulus sagt: „Nicht daß wir Herr über euren Glauben seien, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude; denn ihr stehet im Glauben.“ — 2. Cor. 1: 24. — Und deshalb sollten unsre Beschuldiger die Obrigkeit nicht gegen uns aufwecken, sondern sie sollten uns durch das Wort Gottes überzeugen und beweisen, daß wir diejenigen seien, die sie behaupten. Wir können nicht anders tun, als mit dem Apostel sagen: „Urteilt, ob es nicht besser sei, Gott zu gehorchen als den Menschen.“ Denn ob schon ihnen untersagt worden war, im Namen Jesu zu predigen, konnten sie dennoch nicht gehorchen, weil es ein ungerichtetes Gebot war. Es stand aber ein gewisser Gamaliel auf, der sagte: Lasset von diesen Menschen ab und lasset sie fahren. Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen; auf daß ihr nicht befunden werdet als die wider Gott streiten wollen. — Act. 5: 38, 39. — Achtet wohl darauf, Freunde, daß dieser Rat von einem Juden gegeben wurde. Wir wissen, daß die Christen größere Gnade und einen edleren Geist von Gott empfangen haben als die Juden. Nun hoffen wir, daß durch das höhere Maß der Gnade, das euch gegeben ist, auch die christliche Freiheit von euch hochgehalten werde und daß ihr unsre Sache in Erwägung nehmet. Wir sagen es euch: Ist es aus Gott, so ist es vergebens, wenn ein Mensch sich dagegen sträubt, sind wir jedoch eine Sekte (das heißt, vom Worte Gottes abgeschnitten), so werden wir weder können noch wollen für uns behalten, was wir glauben (undeutliche Stelle). — — — Demgemäß bitten wir euch, daß ihr im edlen Geiste Christi,

1) Die Zitate aus Luthers Postille stehen mir nur im ungenauen Holländisch der Quäker zur Verfügung; ich übersetze sie dem Sinne nach.

nach dem Gesetze Christi, alle Menschen behandelt wie ihr selber behandelt werden wollt und die Freunde liebet. Was würde es euch am Ende für Vorteil bringen, wenn ihr eure treuen Untertanen von ihren Häusern, Frauen und Kindern und aus ihrer natürlichen Heimat vertreiben würdet. Wir sind der Meinung, daß dies nicht der richtige Weg sein würde, um zum Erhalten jenes Segens zu geraten, den Christus für diejenigen bestimmt hat, die Hungrige speisten, Durstige labten, Nackte kleideten und Fremde beherbergten. Wie sehr hoffen wir, daß ihr dieses Segens theilhaft werden möget.

Würdet ihr auf den Rat unsrer Beschuldiger achtgeben, so würde nichts danach kommen, denn ihr würdet in diesem Falle vielmehr Hungrige, Durstige, Nackte und Fremde machen.

Ach, Freunde und Obrigkeiten: Das ist das gerechte Urteil über diejenigen, zu denen er sagen wird: Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeiset. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mich nicht getränkt. Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen und ihr habt mich nicht besucht. — Da werden sie ihm auch antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich gesehen hungrig oder durstig, oder einen Gast, oder nackt, oder krank, oder gefangen, und haben dir nicht gedient? Dann wird er ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan. Und sie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in das ewige Leben (Matth. 25: 45, 46).

Achtet wohl darauf: Man kann hier deutlich erkennen, daß Christus derjenige ist, dem es zusteht über die Religion zu urteilen: denn gleichwie der Glaube eine freie Gottesgabe ist, so ist Christus dessen Vollbringer und Vollender; darum soll es keinen Zwang in Religionssachen geben; sie sollen im freien Gewissen gehütet werden.

Denn Martinus Luther sagt Römer 12: „Ich ermahne euch nun, lieben Brüder.“ Er sagt nicht: „Ich gebiete euch,“ denn er predigt für diejenigen, die schon Christen und Fromme durch

die Erneuerung des Lebens sind. Diesen kann man keine Gebote auferlegen; man kann sie nicht zwingen, sondern nur ermahnen, daß sie aus freiem Willen tun sollen, was man mit dem alten Menschen tun soll. Und wer es nicht willig tut, der ist kein Christ, und wer es den Unwilligen abzwängen will, der ist schon kein christlicher Prediger oder Regierungsmann mehr, sondern ein Stockmeister.

Demgemäß hat es keinen Sinn uns vorzuwerfen, daß wir der Obrigkeit keinen Gehorsam leisten und daß wir die Regierung umstürzen wollen. Wir erklären demgegenüber, daß uns das nie eingefallen sei, seid wir ein Volk sind; im Gegenteil war es unser Bestreben, der Obrigkeit um Gottes Willen untertan zu sein.

Was nun die Gebote, denen wir nicht gehorchen können, betrifft: wir sprachen darüber in unsrer Erklärung an den Herzog von Holstein und setzten auseinander, daß wir um des Gewissens willen zwar leiden, jedoch dem Gebot wider uns nicht gehorchen können.

Wir sind nämlich erstens nicht in Verhör genommen; man untersuchte nicht, ob wir tatsächlich eine schädliche Sekte seien; man hat uns dennoch des Landes verwiesen, obschon wir weder das reine Gesetz Gottes noch irgend ein menschliches Gesetz, das damit übereinstimmt, übertreten haben; zweitens ist dies der Ort, den Gott uns als Wohnplatz angewiesen hat, nämlich Friedrichstadt unter deiner Regierung, o Herzog von Holstein. (Act. 27, 26.) Drittens ist es der Wille Gottes, daß wir am Orte, den Gott uns befohlen hat, für unsre Frauen und Kinder sorgen.

Der zitierte Text Apostelgeschichte 27: 26 enthält die überraschenden Worte: Wir müssen aber anfahren an eine Insel. Der Apostel Paulus sagt es in seiner Rede vor dem Schiffbruch auf Malta. Wahrscheinlich haben die Quäker, bevor sie nach Friedrichstadt zogen, die Bibel als Orakel zu Rat gezogen und ist ihr Auge auf dieses Wort gefallen, das dann für eine göttliche Offenbarung gehalten wurde. — — —

Viertens hat Christus uns gelehrt, Zins und Zoll zu bezahlen und haben wir demgemäß willig unsre Steuern bezahlt

und wir gehörten zu denjenigen, die am meisten bezahlten, damit wir unter Eurer Regierung ein geruhiges und gottseliges Leben führen dürften.

Ihr, o Obrigkeiten, ihr seid von Gott ordiniert, die Übertreter des göttlichen Gesetzes zu strafen je nach ihren Übertretungen, und die Frommen zu beschirmen. In dieser Beziehung soll das Schwert nicht vergebens getragen werden. Röm. 13: 4. Unsre Seelen hoffen, daß du Weisheit empfangen mögest an den Quellen der Weisheit, die gesagt hat: durch mich werden die Könige und Fürsten Gerechtigkeit stellen, durch mich herrschen die Herrscher, die Prinzen und alle Richter der Erde. Proph. 8: 15, 16.

Geschrieben zur Entlastung der Wahrheit und zu Eurer Genugtuung und zur Befestigung der Treue dir gegenüber, o Herzog von Holstein.

In Friedrichstadt, 10. September 1673.

Von uns, die Eure und aller Menschen Seligkeit wünschen, die wir durch den Namen „Quäker“ bekannt sind.

An den Herzog von Holstein und seine Räte.

Eine Notiz von der herzoglichen Kanzlei am Fuß der letzten Seite des Stücks lautet:

Dekretieren dahin, daß sie noch diesen Winter über in Friedrichstadt subsistieren, jedoch niemand ärgern noch an sich ziehen sollen.

Die Stadt hatte schon ihr bestes getan und mit Erfolg die Guncetatorrolle gespielt. Am 15. Oktober war der Stadtsekretär nach Gottorp deputiert worden, damit er die Stadt wegen ihres Zauderns entschuldigte und noch einmal ein gutes Wort für die Quäker einlegte.

Endlich hatte der Herzog sich einstweilen von der superintendentalen Beschränktheit emanzipiert und am 22. Oktober empfing der Rat den oben schon erwähnten Entschluß, in dem der Herzog sagt, daß er, obschon er völlig berechtigt und befugt sei, wegen der von Beklagten erregten Ärgernisse die Quäker des Landes zu verweisen, aus purer und lauterer Gnade ihnen erlaube, den kommenden Winter in Friedrichstadt zu bleiben.

Trein Herberding, Abraham Janß und die andren konnten

sich einstweilen wieder ruhig in ihren Konventikeln vom Geiste inspirieren lassen und wenn die Freunde einmal über den nächsten Frühling phantasierten, fragten sie sich selbst höchstens einmal gleichmütig, ob man sie dann vielleicht hinaustreiben würde. Oder würde es den derben, gemütvollen Menschen dann doch wohl einmal bange? Man konnte es jedenfalls ihren Gesichtern nicht ansehen, denn der Mann in den Lederhosen hatte sie gelehrt, daß es einem Freunde gezieme ein „unbewegliches Angesicht“ zu haben.

Anno 1678! — Der General-Superintendent von Stockum war sehr aufgeregt. Wie sollte er wohl nicht? Es waren wieder Klagen zu ihm gekommen, die behaupteten, daß die Quäker eine Kirche gebaut und eingeweiht hatten! — Man hatte ihnen also erlaubt, ruhig in Friedrichstadt wohnen zu bleiben und jetzt richteten sie sich eine Kirche ein. Wahrscheinlich hatten sie schon früher ein bestimmtes Haus in der Westerhafenstraße als Versammlungsstätte gebraucht und wurde das jetzt zu einer geeigneteren „Vergadering“ umgebaut. Bis zum Ende ihres Daseins hatte die Friedrichstädter Quäkergemeinde dort ihre Kirche.

Der General-Superintendent erlebte nicht viel Freude an seiner Klage; als die Gottorper Behörde vermittels des Schwabstedter Amtschreibers sich nach den Tatsachen erkundigte, antwortete der Friedrichstädter Rat, daß er keine Genehmigung zum Bau gegeben habe. — Das hieß: die Quäker baüen, und zwar ohne um Erlaubnis gebeten zu haben, jedoch haben wir keine Lust, mit ihnen anzubinden und wir möchten Ihnen zur Erwägung geben, sie nur gewähren zu lassen.

Im Laufe der Zeit werden die Quäker noch oft verklagt. Sie ärgerten die kirchlichen Gläubigen zu sehr mit ihrem pünktlichen und den gewöhnlichen Vergnügungen abholden Leben und mit ihrer Geringschätzung der äußerlichen Formen, die sie sogar dazu trieb, die öffentlichen Feiertage nicht mitzumachen. Von Gottorp kamen Dekrete, die befahlen, die Quäker in Observation zu nehmen; es werden gerichtliche Verkäufe abgehalten, wenn sie die Buße wegen Vernachlässigung der Sabbatsfeier nicht bezahlen; Memoriale der Quäker und des Rats wollen Gottorp günstig stimmen, jedoch auf dem herzog-

lichen Schloß wütet der Verfolgungseifer, der in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts zu manchem Erlaß gegen Ketzler Veranlassung gegeben hat. Es gelang den Dogmatikern jedoch nicht, die Quäker aus Friedrichstadt zu vertreiben.

Das Quäkertum hat sich auf die Dauer in Friedrichstadt nicht halten können. Das letzte, was die Polizeiprotokolle von ihnen berichten, ist, daß sie ihre „Vergadering“ auf den Namen der Gemeinde zu London überschreiben ließen, und zwar für zweitausend Mark Lubs. Wahrscheinlich hatte diese Gemeinde die Kaufsumme bezahlt. Im Jahre 1770 schrieb ein Historiker²⁾: „Es gibt in Friedrichstadt auch Quäker, die jedoch jetzt beinahe ganz ausgestorben sind.“

Ihre Kirche wurde um 1853 von der Londoner Gemeinde verkauft. Das letztere wird uns von Mensinga mitgeteilt, der uns desgleichen die letzten Erinnerungen an die Gemeinde übermittelt hat:

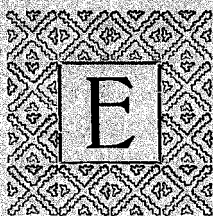
„Vor sechzig oder siebzig Jahren war die „Vergadering“ noch in ihrer ursprünglichen Einrichtung zu sehen; und alte Leute haben die Wärterin oder Schließerin des Betsaals noch als solche gekannt. Diese Erinnerung reicht also ungefähr bis in das zweite Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts zurück. Es ist das Haus, das heute noch öfters „Quäkersaal“ genannt wird.“

Im zwanzigsten Jahrhundert war dieser Name auch aus dem Volksmunde verschwunden. Man zeigte mir wohl noch den Platz, wo der Saal gewesen war, hinten auf den Höfen des Binnenhafens und der Westerhafen- oder Hirschstraße, jedoch war jetzt „alles umgebaut“.

1) Im Jahre 1680 haben die Quäker am 24. Februar ihre Unschuld „doziert“, wie es in den „Protokollen“ heißt. Das Stück wird dann dem Magistrat „kommuniziert“. Dr. H. Sch. ändert das Wort „Magistrat“ in „Magister“. Ich meine, daß man hier „Magistrat“ lesen soll. Die Quäker sandten ihren Brief dem Herzog; dieser kommunizierte den Inhalt des Schriftstücks dem Magistrat.

2) Mensinga zitiert ihn in einem Artikel: Die Religionsfreiheit in Friedrichstadt. Friedrichstädter und Stapelholmer Wochenblatt, 7. Mai 1880, Es ist Busching, Erdbeschreibung Teil I, S. 279.

IX. DIE JÜDISCHE GEMEINDE IN FRIEDRICHSTADT.



Es gibt leider zu wenig Material für die Geschichte der jüdischen Gemeinde. Ihre Mitglieder treten nicht in den Vordergrund und nehmen keine führende Stellung ein; dennoch müssen sie eine nicht unbedeutende Rolle im gewöhnlichen städtischen Leben gespielt haben; denn sie bildeten eine Zeitlang einen beträchtlichen Teil der Einwohnerschaft.

Es besteht keine Veranlassung, im Rahmen unsres Werkes diese Gruppe zu typieren und eine neue Bearbeitung ihrer Geschichte könnte höchstens eine Umgestaltung eines Artikels des alten Historikers Pastor Mensinga sein, der von ihm im Jahre 1881 am 27. Mai im Stapelholmer und Eiderstedter Wochenblatt veröffentlicht wurde.

Ich bevorzuge es, diesen Artikel zu übernehmen und nur hier und da eine Notiz hinzuzufügen.

DIE NIEDERLASSUNG DER JUDEN ALLHIER.

Ein Beitrag zur Geschichte unserer Stadt, von J. A. M. Mensinga.

Eine dunkle Partie in der Geschichte unsrer Stadt ist die Niederlassung der Juden allhier. — Dennoch ist sie wichtig genug, teils weil diese Gemeinde vor noch nicht sehr langer Zeit so zahlreich war, daß sie beinahe ein Fünftel der gesamten Einwohnerschaft repräsentierte, proportionell mehr, als in irgend einer anderen Stadt (die polnischen Städte ausgenommen), so wie sie auch noch heute die zahlreichste von den hiesigen Dissidenten ist, teils weil sie eine der charakteristischen Eigenschaften unsrer Stadt darstellt, indem die Juden in keiner andern Stadt Schlesiens und nur in drei holsteinischen das diese Städte so sehr beehrende Vorrecht des freien öffentlichen Gottesdienstes hatten.

Es ist sonderbar, weil von allen andern jüdischen Gemeinden hier zu Lande einige, zum Teil ausführliche Nachrichten bekannt sind.

Noch vor kurzem schrieb ein sehr befugter Berichtgeber:

der neulich verstorbene Professor Michelsen (Schlesw. Holst. Kirchengeschichte Bd. 4, S. 266), „daß die Gründung der Judengemeinde in Friedrichstadt im 17. Jahrhundert nicht genau bekannt ist“. — Ebenso der hochgeachtete Matthiae (Kirchenverfassung in den Herzogtümern Schleswig und Holstein, S. 368) nach einer sehr kurzen Meldung: „von ihrer übrigen Verfassung und Privilegien an diesem Ort habe ich so wenig als von der Zeit, da sie aufgenommen sind, einige Nachricht.“

Fries (Kommunalwesen in Fr., S. 37) schreibt: „Die Juden bekamen erst seit 1690 Zutritt in die Stadt, indem einzelne von ihnen auf mehrere Jahre zur Haltung eines Leihhauses konzessioniert wurden.“ Er zitiert übrigens kein allgemeines Privilegium noch sonstiges offizielles Schriftstück, was er doch bei allen andern Dissidenten tut; es ist ihm also wohl keines bekannt gewesen. — Weil er sehr zuverlässig, so bin ich seiner Zeitaufgabe gefolgt in meinem Aufsatz: Die Religionsfreiheit in Friedrichstadt; in diesem Blatt, Nr. 35 und 36 vorigen Jahres.

Später wurde mir jedoch eine Stelle in Falcks Privatrecht ansichtig (Bd. 4, S. 166) des Inhalts, daß die jüdische Gemeinde in Friedrichstadt bald nach 1649 entstanden sei. Das veranlaßte mich, die mir zu Gebot stehenden Quellen genauer zu durchforschen. Das Resultat ist folgendes:

1649 kamen einige Juden beim Magistrat ein mit der Bitte um freie Religionsübung, „so wie sie dieselbe in Altona hatten“. In der Tat hatten sie dieselbe dort schon im Anfang des 17. Jahrhunderts, kraft eines Privilegiums des Schauenburger Grafen, welches 1641 von König Christian IV. konfirmiert wurde.

Aus dem Umstand, daß sie die verlangte Freiheit nicht bekamen und dennoch bald nachher sich hier Juden zeigen, also ihre Anwesenheit allhier nicht von der Religionsfreiheit abhängig war, darf man wohl vermuten, daß schon vor 1649 einige hier ansässig gewesen sind.

Der Magistrat, freisinnig wie immer, war ihnen willfährig, so weit er konnte, und unterbreitete ihr Gesuch dem Herzog. Dieser aber schlug dasselbe ab, und zwar „weil die Petenten Deutsche waren“. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Ver-

weigerung einen Schatten wirft auf die vielgerühmte Freisinnigkeit unsres Friedrichs III. Um so mehr, als auch die deutschen Juden damals in Altona und wahrscheinlich auch in Hamburg Freiheit des Gottesdienstes hatten.

Was den von dem Herzog und seinem Kanzler angegebenen Grund der Verweigerung anbetrifft, so ist es bekannt, daß die Juden sich teilen in zwei Nationalitäten, die deutschen mit den Polen und die Portugiesen; letztere eigentlich größtentheils Spanier, so wie sie selbst sich auch Sephardim nennen, im Gegensatz zu jenen, den Aschkenasim Upolim. Beide standen sich damals noch schroffer gegenüber als jetzt, obgleich der Unterschied nicht die Religion, den Glauben, sondern nur das Äußere betrifft. Jene bedienen sich alle der deutschen, diese der spanischen Sprache beim Gottesdienst. Diese bilden in den Ländern am Mittelländischen Meer fast ausschließlich die Judenschaft, jene in Mittel- und Ost-Europa.

Diese Bevorzugung der portugiesischen vor den deutschen Juden fand damals, mehr oder weniger ausgeprägt, an mehreren Orten statt. So in Hamburg und Altona und auch in Amsterdam, wo den Deutschen erst 1656 eine Synagoge erlaubt wurde, nachdem die Portugiesen schon seit 1598 eine hatten. So auch in Dänemark, wo Christian IV. schon 1622 den Portugiesen, die sich in seinem Königreich niederlassen wollten, Religionsfreiheit mit mehreren Handelsvorrechten anbot, während die Deutschen ausgeschlossen waren und blieben. Und sie hat lange gedauert; noch 1754 durfte kein Schiffer einen deutschen Juden ohne königlichen Geleitbrief in Dänemark landen, bei Strafe von 10 Rth. (Callisen, Promptuar, Jurid, T. 1, S. 107.)

Die Ursache der Bevözugung der Portugiesen mag wohl zum Teil gelegen haben in dem Mitleid mit den Verfolgten und Verbannten, teils aber auch darin, daß man sich Vorteile von ihnen versprach, indem sie durchschnittlich wohlbegütert waren, dazu auch sehr gebildet, sowohl in wissenschaftlicher als in sozialer Hinsicht.

Hieraus ist also die Verweigerung von seiten des Herzogs zu erklären, obgleich sie, wie gesagt, den Ruhm seiner Freisinnigkeit schmälert. — Die hier ansässigen Juden, damals

gewiß noch sehr wenige, haben immerhin ihren Gottesdienst privatim halten können, so wie sie an so vielen andern Orten tun; der ihnen wohlgeneigte Magistrat hinderte sie darin keineswegs.

— „Weil die Petenten Deutsche waren.“ — Der Herzog wollte den ökonomisch schwachen deutschen Juden keine feste Stellung sichern; die portugiesischen waren ihm willkommen, jedoch wurde ihnen anfangs die Niederlassung in Friedrichstadt durch den spanischen Fanatismus erschwert. Das Navigationstraktat des Jahres 1627 schloß sie vom spanischen Handel aus. Sie bevorzugten deshalb andre Städte, wo sie bessere Gelegenheit fanden, ihre Geschäfte zu treiben. In der Korrespondenz des van de Wedde finden sich Briefe, in denen er sich bemüht, Handelsverbindungen mit den portugiesischen Juden in Hamburg einzugehen. — Es war im Jahre 1630. — Er hätte sie gern nach Friedrichstadt hinübergezogen; jedoch waren seine Bestrebungen erfolglos. Erst im Jahre 1677 erbittet sich der Portugiese Daniel Cohen d'Araedo die Erlaubnis, als Jude in Friedrichstadt wohnen zu dürfen. (Staatsarchiv, Schleswig — Aktenstück 2751.) Mensinga findet im selben Jahre für die Geschichte der Juden einen andren Anhaltspunkt:

Im Jahre 1677 findet sich ein zweiter Anhaltspunkt. Im Juli dieses Jahres bittet Moses Marx Levi den Magistrat, ihm gegen den üblichen Preis ein kleines Grundstück an der Treene, an der nordwestlichen Ecke der Stadt, zu einem Begräbnisplatz zu überlassen. Obschon der Platz nur klein war, nur 73 und 32 Fuß im Maß, also kaum für 100 Leichen hinreichend (später bedeutend vergrößert), so beweist dieser Umstand nicht nur, daß die Gemeinde hier zugenommen hatte, sondern auch, daß man sie mit Wohlwollen behandelte und anfang, sie als berechnigte Bürger zu betrachten.

Wahrscheinlich waren die bis dahin verstorbenen Juden auf dem städtischen, also dem remonstrantischen Kirchhof beerdigt worden. Und deswegen mußten sie wohl, wie die Polizeiprotokolle uns (1678) erzählen, „für eine alte Leiche F. 2.— und für ein Kind F. 1.—“ an die remonstrantische Kirche be-

zahlen, auch nachdem sie ihren eigenen Friedhof bekommen hatten. — Die Kirche sollte eben keinen Schaden leiden.

Und noch etwas mehr. Mit der Bewilligung eines eigenen Gottesackers war gewiß verbunden die Erlaubnis, um bei demselben, also öffentlich, die Zeremonien, welche der Ritus mit sich bringt, zu verrichten. Also ein Schritt zur Religionsfreiheit. In der Tat war damals in andern Städten die Verleihung eines eigenen Kirchhofs der Vorläufer der Freigebung des öffentlichen Gottesdienstes. — So bekamen die Portugiesen schon 1611 in Altona vom Grafen von Schauenburg Erlaubnis, um ein zu dem Zweck gekauftes Grundstück zum Kirchhof einzurichten, und nachher, ungewiß in welchem Jahre, aber jedenfalls nicht lange nachher, freien Gottesdienst. Ebenso hatten die deutschen Juden in Amsterdam schon 1636 Erlaubnis zu einem Kirchhof (weit außerhalb der Stadt) und 20 Jahre später zur Errichtung einer Synagoge bekommen.

Ein weiterer Schritt in ihrer Einbürgerung findet sich in dem Umstand, daß sie 1695 nach dem Regierungsantritt Friedrichs IV. aufgefordert wurden, den Huldigungseid vor den „committirten Räten“ abzulegen, und zwar nach ihrem Ritus, mit bedecktem Haupt und der rechten Hand auf Exodus 20 (die zehn Gebote). Daraus läßt sich folgern, daß ihnen, sei es auch durch Konnivenz, dieselbe Berechtigung zugestanden worden, wie in den andern ihnen offenstehenden Städten der Herzogtümer.

Dann wird in einem königlichen Reskript von 1729 (bei Falck, loc. cit.) Friedrichstadt neben Altona, Glückstadt und Rendsburg als vierte Stadt genannt, wohin fremde Juden, die sich zur Niederlassung in den Herzogtümern melden, zu verweisen sind.

Was besonders den Gottesdienst betrifft, so läßt sich aus dem oben Besagten wohl schließen, daß sie noch vor dem Ende des 17. Jahrhunderts die Freiheit des Gottesdienstes gehabt haben, das ist die Freiheit, um als volle Gemeinde ihren vollen Gottesdienst in einem innerlich als Synagoge eingerichteten Lokal abzuhalten. Anfangs geschah es im Hinterteil eines ihnen zuständigen Hauses, sei es ihrer geringen Anzahl wegen, sei es,

daß dieses ihnen anfangs als Bedingung gestellt war. Auch den Quäkern wurde in derselben Weise ihr Gottesdienst zugelassen. Es war bekanntlich das Eckhaus bei der Drehbrücke, das älteste Haus der Stadt, dessen Grundstein am 24. September 1621 von einem Sohn des Statthalters van den Hove gelegt war.

Mensinga nennt hier van Hoven irrthümlicherweise „Statthalter“. — Willem van Hoven, Herr van de Wedde, ist nie Statthalter gewesen. Mensinga hat sich von der Handschrift des van Rintelen, dem Extrakt aus den Polizeiprotokollen, irreführen lassen. Es ist nicht recht erklärlich, wie der van Rintelen sich in dieser Beziehung so schmäzlich hat irren können, jedoch lassen die Tatsachen keinen Zweifel übrig. (Siehe u. a. Friedrichstadt I, Seite 30 etc.)

Später wurde die Synagoge vergrößert durch Ausräumung und Benutzung des ganzen Hauses. Matthiae spricht (loc. cit. S. 368) noch 1778, als doch die Gemeinde schon ziemlich zahlreich gewesen sein muß, von einem „Hinterteil eines Hauses“, zur selbigen Zeit schreibt aber der gewöhnlich gut unterrichtete Geograph Büsching der Gemeinde eine „Synagoge“ zu. Matthiae, der überhaupt selbst sagt, daß er nur wenig von unsrer jüdischen Gemeinde wußte, hat wohl bloß eine ältere Nachricht benutzt. Erst 1847 bekam die Gemeinde ihre auch äußerlich als Gotteshaus kennbare, geräumige Synagoge. Die alte ist im Oktober 1850 abgebrannt, nachher zum nebenstehenden Haus gezogen.

Berichte über die Geschichte der Gemeinde habe ich aus derselben nicht bekommen können. Da sie, ausgenommen eine kurze Zeit, vor ca. 20 Jahren, sonst nie einen eigenen Rabbiner gehabt hat, so mögen die Protokolle wohl sehr dürftig sein. Ihr Maximum mag die Gemeinde wohl gegen 1850 erreicht haben; da war sie gegen oder über 400 Seelen stark. Die Angabe Petersens (Das Königreich Dänemark, 1825, S. 100) auf 200 Seelen ist viel zu niedrig, wie denn überhaupt die Bevölkerungszahlen in diesem Büchlein, namentlich auch über unsere Stadt, sehr unzuverlässig sind. Durch die Beschießung der Stadt 1850 erlitt die Gemeinde einen schweren Schlag, indem viele von den geflüchteten Familien in den Orten blieben,

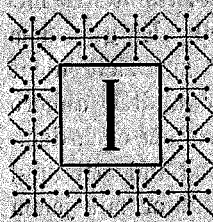
wo sie eine Zuflucht gefunden hatten. Und durch die Freizügigkeit hat sie auch nachher noch fortwährend abgenommen. Nach der Zählung im Dezember v. J. hat sie nur noch 152 Seelen. — In der heutigen Zeit ist die Gemeinde noch viel kleiner.

Indem die Errichtung des Lombards 1690 das einzige ist, was Fries (s. oben) von der Ansiedlung der Juden allhier zu berichten weiß, so will ich diese Notiz hier noch ergänzen.

Schon 1642 ist man darauf bedacht gewesen, hier einen Lombard anzulegen. Es kam aber nicht dazu. Erst 1690 bekam ein gewisser Musaphia ein fürstliches Privilegium zu dem Ende. Er hat den Lombard aber nur zehn Jahre inne gehabt. 1700 bekamen Benedix Goldschmidt und Israel, die zu der Verhandlung mit dem Magistrat David Moses Levi zu ihrem Mandatar stellten, wohl weil sie selbst erst später hier eingezogen sind, eine neue fürstliche Konzession. 1747 kam der Lombard an die Stadt.

Indem, wie aus allem obigen hervorgeht, und so wie mir auch in der Gemeinde berichtet ist, die Juden hier niemals ein landesherrliches Privilegium oder sonstige Konzession gehabt haben, so ist ihre Niederlassung, ihre Berechtigung, ihre Religionsfreiheit gänzlich auf das Wohlwollen des Magistrats zurückzuführen. Dieser tat es, die Regierung ließ es stillschweigend geschehen. Ein neuer Beitrag zu der Duldsamkeit und Freisinnigkeit unsres Magistrats, die ich in dem oben zitierten Ausfatze (in diesem Blatt) so sehr gelobt habe.

X. VERSCHIEDENE „FANATIKER“ IN FRIEDRICHSTADT.

 In diesem Abschnitt treten nur diejenigen Figuren in unser Gesichtsfeld hinein, die wie unerwünschte Kometen Friedrichstadts geistigen Himmel streifen, — die „Schwarmgeister“, die, nach der Meinung der Gottorper Behörden, wie sehr gefährliche Irrlichter nur kurze Zeit auf dem sumpfigen Boden der Friedrichstädter Heterodoxie tanzen. Zum Teile sind die zu behandelnden Personen nicht einmal so weit gekommen.

Unter den ersten sich auf Friedrichstadt beziehenden Brie-

fen im Schleswiger Staatsarchiv findet sich ein Schreiben des Herzogs, das von einem Propheten spricht, der sich die Freistadt an der Eider als Aufenthaltsort erwählt hatte, jedoch nicht zugelassen wurde. Friedrich III. schreibt:

„Belangend die Person, welche sich für eine Art Prophet, nach Andeutung eures Schreibens ausgeben soll, können wir demselben ebenso wenig glauben wie andren¹⁾ mit gleichen, jedoch unbegründeten Vorgeben beimessen und habt ihr euch dieser Ursache halber nicht zu bemühen, daß derselbe unsrethalben¹⁾ oder näher zum Ziel zu kommen sich“²⁾).

Die Handschrift ist hier und da unleserlich, jedoch geht aus den zitierten Worten hervor, daß der erste Prophet, der das Auge auf Friedrichstadt fallen ließ, vom Herzog nicht besser empfangen wurde als Propheten das von seiten der Fürsten gewohnt sind. Ob es ein Verlust für die Stadt gewesen ist? Wir wissen nicht einmal, wer es gewesen, und die Geschichte läßt uns nur die Freiheit, zu mutmaßen, daß er einer jener Reinsburger Kollegianten gewesen ist, die mit den Remonstranten wohl in nähere Berührung kamen. — Siehe den Aufsatz über Cornelius Geesteranus.

Im selben Schreiben wird Adriaan van Huysen, der als herzoglicher Sekretär die kolonialen Interessen für Friedrichstadt in Holland vertrat, beauftragt, sich nach einem gewissen H. Simensen zu erkundigen, der nicht abgeneigt war, sich mit seinem Anhang in der Neustadt niederzulassen. Und des weiteren ist die Rede von englischen „Religionsverwandten“, mit denen der Herzog vorläufig nicht anbinden will. Er gibt dem van Huysen „gnädiglich zu wissen, daß wir zur Zeit nicht nötig erachten, die ausgewichenen Religionsverwandten anhero auf eine oder die andre Weise zu fördern und werden euch demnach mit eurem vorhabenden Schreiben nach England still und zurückhalten“. Es läßt sich vermuten, daß wir hier mit jenen

1) Unleserlich.

2) Siehe Notizen zu „Willem van de Wedde, Bijdragen voor de Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde“: cf. „Die Quäker“. Notiz zur Überschrift.

„Independenten“ oder „Congregationalisten“ in Berührung kommen, die während der Regierung des Jacobus I. verfolgt wurden. Wenn das wirklich der Fall ist, dann muß man das Schicksal des Herzogs bedauern, der immer wieder von seinen Theologen dazu getrieben worden ist, Leute von sich zu stoßen, die ihm und seiner Kolonie sehr hätten nützen können. — Es war ein Teil jener englischen Independenten, die als „pilgrimfathers“ nach Amerika zogen und sich dort als musterhafte Kolonisten entpuppt haben.

Es soll jedoch nicht vergessen werden, daß man dem jungen Herzog kaum zumuten konnte, daß er aus seiner neuen Stadt ein Ketzernest machte, wo nun gerade alles, was seine Umgebung reizte, zusammengebracht wurde. Eigentlich hatte er nur eine Anzahl wohlhabender Remonstranten mit ihrem Anhang nach Friedrichstadt locken wollen, und nun kamen von allen Seiten Ketzler her, die sich in seinen Schutz stellen wollten. Das mußte dem jungen Mann, der solch eine energische Mutter und solch energische Theologen hatte, wohl über den Kopf wachsen.

Wir haben gesehen, wie die Quäker sich in der Stadt zu behaupten wußten. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft scheint Antoinette de Bourgignon sich dort ein Haus gekauft zu haben, das sie wahrscheinlich kurze Zeit bewohnt hat. Es wird uns nur berichtet, daß ihr Freund Pierre Poiret „sich weitläufig zu der Antoinette de Bourgignon Häuschen am Mittelburgwall und derer übrigen Aktionen und Güter“ legitimierte. Er hatte dazu die Ermächtigung des Ewald Lind auf Nordstrand notwendig und hatte „überdies auch dazu Vollmacht von Volkert van de Velde“. Das war im Jahre 1681, das ist ein Jahr nach dem Tode der Antoinette.

De Bourgignon hatte sich bemüht, im Herzogtum eine Gemeinde von „Gottseligen“ zusammenzubringen und wurde deswegen verfolgt. Sie hielt sich längere Zeit auf Nordstrand, wo ein katholischer Pastor zu ihren Verehrern gehörte (wohl der Ewald Lind) auf und wohnte auch in Husum. Wir wollen ihre interessante Persönlichkeit und ihre Mystik nicht behandeln, weil sie keinen wesentlichen Teil des Friedrichstädter religiösen Lebens gebildet hat. Die Mystik dieser merkwürdi-

gen Frau verfiel in ihrer späteren Periode immer mehr ins Extravagante. Sie konnte deshalb zu Gottorp keine Gnade finden und mutmaßlich ist ihr der Aufenthalt in Friedrichstadt verboten worden. Die Polizeiprotokolle klassifizieren sie ohne weiteres unter die „Fanatiker“. Ihr Name steht dort neben dem des Jones Trellund, den man der Kürze halber „Jan Tamsen“ zu nennen pflegte. Die leidigen Protokolle wissen nur sein Grab anzuweisen und erzählen uns nichts von dem, was in ihm gelebt hat. — Er liegt auf dem lutherischen Kirchhof, erste Reihe etc. etc. und er starb im Jahre 1683¹⁾.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts eiferte man sehr gegen die Sektarier. Es werden „Verordnungen wider die hin und wieder sich befindende Sektarios, auch von fremden Orten einschleichenden Fanaticos“ erlassen. Der unsympathische Eifer, mit dem originelle Menschen verfolgt wurden, die sich erdreisteten, eine eigene Meinung zu hegen, die bei den Autoritäten verpönt war, spricht am deutlichsten aus dem nachfolgenden Zitat:

(Die Pastoren sollen ihr möglichstes tun, die Irrenden zu bekehren.) „Dafern aber jemand aller dergleichen Privatbemühungen und gründlichen, freundlichen Unterrichtungen ungeachtet sich dennoch eigensinnig und widerspenstig beweisen, bei seinem Irrtum und Unwesen hartneckig verbleiben (solche auch wohl gar hin und wieder disseminieren) und frech und ungescheuet ausbreiten sollte, so mandieren und befehlen wir ernstlich, daß derselbe als ein schädlicher Sectirer und Verführer nicht geduldet, sondern aus unsren Fürstentümern und Landen gänzlich ausgewiesen und weggeschafft werden solle. Gestalt wir dann allen und jeden Obrigkeiten sowohl als unsren General-Superintendenten, Probsten und Predigern auf der Einwohner und Angefarrten ihres Orts tun und lassen aufs genauest zu dem Ende acht zu haben und dergleichen Leuten kei-

1) Wer vom Tamsen mehr wissen will ratpfege „Die Friedrichstädter Polizeiprotokolle“ II, S. 60—61. Dr. Schmidt wird wahrscheinlich nachher Näheres über diesen Mann mitteilen. Leider stehen mir diese Mitteilungen noch nicht zur Verfügung und kann ich nicht untersuchen, ob er auch noch in näherer Beziehung zu Friedrichstadt gestanden hat. Er war Husumer und steht wahrscheinlich außerhalb des Kreises der merkwürdigen Männer Friedrichstadts.

neswegs zu verschweigen, sondern wo sie sich wollen weisen lassen, an unser hiesiges Oberconsistorium ihretwegen die habende Notdurft zu ferneren ernsthaften und zureichenden Verfügung untertänigst und ohne Verzug zu berichten hiermit zugleich gnädigsten Ernstes anbefohlen haben wollen.

Gottorp 22. Juni 1711. — Christiaan August.“

Am 6. Juli brachte der Bote den Bürgermeistern ein Schreiben, das über das tadelhafte Dulden der Fanatiker handelt. Der Fürst spricht seinen Ärger darüber aus, daß der Schwärmer Alberti sich noch in Friedrichstadt befinde, obwohl er schon ausgewiesen. Innerhalb drei Tagen solle er verschwinden und er soll gefangen genommen werden, wenn er es nicht tue.

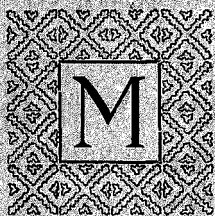
Es wehte immer wieder ein trockener Wind von Gottorp nach der Freistadt an der Eider herüber, der den unregelmäßigen Geist der volkstümlichen Religion austreiben wollte. Zwar waren die Zeiten vorbei, wo man „keinerlei fremde Religionsverwandte beherbergen oder in Dienst nehmen durfte“¹⁾, jedoch wurde von den hochkirchlichen Herrn noch manche Vergewaltigung des menschlichen Geisteslebens verübt und man war bald geneigt, diejenigen auszuweisen, die den führenden Fanatikern im kirchlichen Leben nicht angenehm waren.

Die Herren Regenten von Friedrichstadt mußten diesen Theologen wohl manchmal weichen, jedoch gelang es ihnen für gewöhnlich, die Ausnahmestelle der Freistadt im ketzerhaschenden Lande zu behaupten. Und wahrscheinlich fand manch freier und im religiösen Leben sogar unbändiger Geist ein gutes Fortkommen in der Remonstrantenstadt, ohne vom Falkenaue des Gottorper Inquisitors entdeckt zu werden.

Die Stadtväter „bemerkten es nicht“ und mit gebührendem Selbstgefühl freuten sie sich, weil man in Friedrichstadt nicht so engherzig war wie im umliegenden Lande.

1) In Hamburg wurde dieses Verbot vom Jahre 1560 lange Zeit jedes Vierteljahr abgekantelt. Es galt damals hauptsächlich den Reformierten und den Täufern (den Sakramentierern und den Anabaptisten).

XI. DIE STELLUNG DES LUTHERANER IN FRIEDRICHSTADT.



MAN soll uns nicht Parteilichkeit vorwerfen, wenn wir die größte Gemeinde hintanstellen und nur eine kurze Besprechung ihrer Position zum Besten geben. Der Lutheranismus ist für Friedrichstadt als religiöse Freistadt nicht charakteristisch. Zwar bestimmt er das Maß der Toleranz, wofern er einerseits den Dissentern Raum gewährt und andererseits die Grenzen der Religionsfreiheit bestimmt, jedoch verdankt unsre Stadt ihr Gepräge als Bollwerk der Toleranz natürlicherweise nicht dem Lutheranismus.

Nachher wird der Einfluß der Landeskirche überwiegend und das 19. Jahrhundert hat unsre Stadt dem 20. als eine lutherische Provinzstadt überliefert, die für neun Zehntel landeskirchlich war und für ein Zehntel zu andren Religionsgemeinschaften gehörte.

Je geringer an Zahl die „Dissenter“ wurden, desto mehr verschwanden die eigenartigen Charakterzüge des Friedrichstädter Geisteslebens. Und die Zierde des Ortes: ihre remonstrantische Toleranz, verlor ihren Wert als Seltenheit, sobald die Neuzeit sich schließlich in weiteren Kreisen zum löblichen Standpunkt der Verträglichkeit emporgearbeitet hatte. So wurde Friedrichstadt zu einem lutherischen Ort, genauer gesagt: zu einem Ort, wo im kirchlichen Leben die gemäßigte, nicht ausgeprägt konfessionelle Richtung der Landeskirche vorherrschte.

Eine eingehende Beschreibung des lutherischen Geisteslebens in Friedrichstadt würde nicht in den Rahmen meines Werkes hineinpassen, weil sie Friedrichstadt als religiösen Freiplatz nicht typieren und für meine (deutschen) Leser überflüssig sein würde. Und ich verzichte auf eine breite Behandlung der engeren Schicksale der Gemeinde, weil ich kein Chronikschreiber Friedrichstadts sein will. Ich will nur einige kurze Bemerkungen über die Stellung der lutherischen Gemeinde in der kleinen Stadt mit ihrer remonstrantischen (Staats-) Stadtkirche zum besten geben.

Eigentlich war der Lutheranismus schon auf Friedrichstadts Boden vertreten, bevor der Ort selber da war. Er wohnte auf dem Deich im Hause bei der neuen Fähre; in dem eifersüchtigen Herzen der Familie van Loo, die es nicht vertragen konnte, daß die Remonstranten Herr und Meister auf dem Gebiet wurden, wo sie ehemals die ersten und auch die einzigen gewesen waren. Schon seit 1587, als der alte Cornelius van Loo herzoglicher privilegierter Fährmann geworden war, fühlten van Loos sich auf der neuen Fähre wie auf einem Lehensgut. Am Ende hatte der Alte das Recht auf die Fähre verkaufen müssen und der Sohn war als städtischer Pächter an die Stelle des Vaters getreten; er war jedoch der Würde des Alten entäußert worden. Dennoch finden wir im Jahre 1629 noch eine verwirrte Korrespondenz über das Fährhaus und seine Bewohner, aus der hervorgeht, daß der Sohn, Jacobus van Loo, damals sich noch weigerte, den Bürgereid zu leisten; die Familie schien sich noch immer als „reichsunmittelbar“ zu betrachten und berief sich auf das Privilegium des Jahres 1587.

Es versteht sich, daß diese ursprünglich holländische Familie schlecht auf den Remonstrantismus zu sprechen war, und wer die Arglist des menschlichen Herzens kennt, wird sich nicht wundern, daß der Sohn Jacobus, der seinem Vater an Bockbeinigkeit nichts nachgab, seinen lutherischen Glauben mit Vorliebe dem remonstrantischen gegenüberstellte. Jacobus van Loo wurde bald der Führer des lutherischen Kreises. Es versteht sich, daß dieser hauptsächlich von kleinen Leuten gebildet wurde.

Gefestigte Lutheraner aus dem herzoglichen Lande fühlten wenig Bedürfnis, sich in einer remonstrantischen Stadt niederzulassen. Die ersten Friedrichstädter Lutheraner waren Menschen, die in einem tüchtigen Fährmann einen geeigneten Führer sahen. Wir tun den Brüdern wohl kein Unrecht, wenn wir mutmaßen, daß bei ihnen das Wort „Lutheraner“ einen kleinen Nebengeschmack hatte und auch „Oppositionsmann“ bedeutete. Die Sache hatte ihre ökonomische Seite und hing auch mit recht irdischen Interessen zusammen. Ich will den religiösen Bedürfnissen der ersten Friedrichstädter Lutheraner nicht zu nahe

treten und sage nur, daß ihr Eifer nicht nur der reinen Lehre galt und zum Teile vom Haß des alten Fährmanns bedingt wurde.

Im Jahre 1626 erbat man sich die Erlaubnis, eine Kirche zu bauen. Sie erhielten sie und durften es an einem Orte „so zur Nahrung unbequem“ tun. Das war ein Anfang, der vorläufig zu nichts führte, ebensowenig wie die Bitte um Unterstützung zum Bau der Kirche. Ein ziemlich freches Gesuch wurde dem Rat zugleich mit dem letztgenannten vorgelegt: man wollte gern mit den Remonstranten in der großen Kirche alternative predigen.

Es war begreiflicherweise Jacobus van Loo, der die Sache trieb; Jan Schneider wird von van Rintelen als sein Kollege genannt.

All diese Bitten richteten nichts aus; es geht jedoch aus ihnen hervor, daß sich in diesem Jahre schon mehrere Lutheraner in Friedrichstadt befanden.

Das Verhältnis zwischen van Loo und den Herren unten am Deich schien im Laufe der Zeit nicht besser geworden zu sein. Als er im Jahre 1629 den Eid der Treue vor der städtischen Regierung leisten sollte, ließ er sich mehrere Male zitieren und als er endlich in der remonstrantischen Kirche war, wo die Beidigung stattfinden sollte, verließ er mit andren Leuten, die sich jedoch nachher fügten, die Kirche. Er wird „Haupt- und Rädleinführer“ genannt. Jacobus behauptet: er habe mit der Obrigkeit der Stadt nichts zu schaffen, — also teilt der gelehrte Stadtsecretarius Gualtherus uns mit, und er warf dem Rat „non sine vito et fervente sanguine“ (mit schnellem und kochendem Blut) vor, daß sie ihn immer unterdrücken wollten. — Des weiteren verwies van Loo die Herren an den Eid, den er dem Herzog geleistet habe.

Der Rat wollte sich am Fährmann rächen und nahm seine Zuflucht zu unedlen Mitteln. Sein Haus oben am Deich sei in den damaligen Kriegszeiten gefährlich; es sammelten sich dort verdächtige Leute, böses Gesindel, das allerlei Bedrohungen gegen die Stadt geäußert habe; nun möchte der Rat sein Haus gern niederreißen; denn es sei im Anfang bestimmt worden, daß man derweise mit den Häusern, die dem Bau der Stadt im Wege

ständen, handeln dürfe. Es ist nicht so weit gekommen, jedoch machten derartige Reibungen das Verhältnis zwischen dem Führer der Lutheraner und dem Rat nicht besser. Zum Glück blieb der Krakeeler auf dem Deich, dem man übrigens eine gewisse Originalität beimessen muß, nicht das tonangebende Element.

Im Jahre 1632 herrschte Zwietracht in den lutherischen Kreisen, jedoch brachte dieses Jahr neues Blut und augenscheinlich einen besseren Geist. Georg Herger und David Graaf kommen aus Augsburg als Erstlinge der Weber, die man dazu bewegen hatte, sich in Friedrichstadt niederzulassen. Sie sind bitter enttäuscht, weil sie die lutherische Gemeinde in großer Uneinigkeit antreffen.

Die biedereren Handwerker hatten gehofft, in ihrem neuen Wohnort friedlich nach ihrem Glauben leben zu können und fanden es scheußlich, in ein Hadernest hineinzugeraten. Sie baten den Rat, die Sache dem Herzog zu unterbreiten und seine Vermittlung anzurufen. Es scheint diesem gelungen zu sein, bessere Verhältnisse ins Leben zu rufen. Eine neue Gruppe tüchtiger Handwerker brachte neues Blut und einen besseren Geist in die Gemeinde; die Ratsherren konnten dem Herzog zwar nicht zu Willen sein, als er sie dazu bewegen wollte, den Lutheranern aus den städtischen Mitteln einen Zuschuß zu dem Pastorengelohlt zu gewähren, jedoch verbanden sie sich, so lange sie ihr Amt bekleideten, aus eigenen Mitteln je M. 100 jährlich zu diesem Zweck zu bezahlen.

Die Gemeinde bekam erst in den vierziger Jahren eine Kirche. Bis dahin hatten sie ihre Versammlungen in der früheren Wohnung des Statthalters abgehalten, die ihnen von der Witwe des Adolf van de Wael abgetreten worden war. Die Gottesdienste fanden im vorderen Teil des Gebäudes, also im Giebelhaus, das jetzt als „alte Münze“ bekannt ist, statt.

Im Jahre 1642 schickte der Herzog einen Kommissar, der einen Platz für die Kirche aussuchen sollte. Der Rat war beim Suchen zugegen und protestierte, weil es, seiner Meinung nach, eine Anmaßung des Fürsten war, ihm dies aus den Händen zu nehmen. Jedoch fing der Bau 1644 an, nachdem der Herzog

im vorhergehenden Jahre die Steine der verwüsteten Schleuse für ihn bestimmt hatte. Die Sache ging nicht flott von statten, denn erst im Jahre 1646 bekam die Gemeinde die Steine. Endlich war das Werk jedoch vollendet und im Jahre 1649 wurde die Kirche in Gebrauch genommen.

Die Gemeinde hat sich allmählich ausgebreitet und nachdem die Stadt als holsteinische Provinzstadt sich über das Elend der ersten enttäuschungsvollen Periode hinausarbeitete, nahm das Ansehen und der Wohlstand der Gemeinde zu.

Es war unvermeidlich, daß sich von lutherischer Seite eine stets stärker werdende Unzufriedenheit gegen die bevorzugte Stelle, die die Remonstranten einnahmen, geltend machte. Auf dem Rathaus hatten sie die Macht in Händen; ihre Kirche war die Hauptkirche; ihre Pastoren wurden zum Teile aus den gemeinsamen Mitteln bezahlt und ihre Zahl wurde viel geringer als diejenige der Lutheraner. Am Ende wurde Friedrichstadt eine hauptsächlich lutherische Stadt in einem lutherischen Lande mit remonstrantischer Regierung und Staatskirche. Das sollte anders werden und es wurde anders!

Schon im Jahre 1633, also nach dem Zuwachs der Gemeinde durch die Augsburger Weber und bei der Feststellung des Friedrichstädter Stadtrechts, hatte der Herzog vorgeschlagen, zwei Lutheraner in den Rat zu wählen, jedoch hatte die Stadt heftig protestiert und sich auf die Privilegien berufen. Erst der Anfang des 18. Jahrhunderts brachte die so sehr erwünschte Veränderung; seit 1710 wurde es Regel, daß auch Mennoniten und Lutheraner im Rat Sitzung hatten und am 14. Januar 1727 wird festgestellt, daß er zur Hälfte aus lutherischen Mitgliedern bestehen solle.

In Mensingas Broschüre: „Die gemeinschaftliche Intradenkasse“ findet sich eine Notiz, in der M. sich über die Eifersucht beklagt, die den Remonstranten vor allem von seiten der Lutheraner zuteil ward; er rügt diesen Geist der Mißgunst auch bei Biernatzki¹⁾, muß jedoch erkennen, „freilich, von seinem Standpunkt aus hat er Recht; die Verfassung und die Stellung

1) K. L. Biernatzki: Die lutherische Kirche in Friedrichstadt. Das Werk ist mir, leider, unbekannt.

unsrer Stadt war wirklich eine Anomalie, die jeden außerhalb derselben Stehenden unangenehm berühren mußte". — Er schließt diese Notiz mit der Bemerkung:

„Übrigens auch die letzte Spur der „Anomalie“ ist durch die allerhöchsten Resolutionen vom 12. Juli und 11. September 1867 betreffend die Wahl der Kommunevertreter durch die Bürgerschaft ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis verschwunden. Möge nun auch der Bann gelöst sein, der so lange auf Friedrichstadt gelastet hat.“

Es erregt eine leichte Verwunderung, diese Worte aus der Feder jenes Historikers fließen zu sehen, der die Neigung hat, die Verhältnisse in Friedrichstadt zu idealisieren, so bald er über die verschiedenen religiösen Gemeinschaften redet. Es liegt jedoch auf der Hand, daß die Sache sich so verhielt und es wäre unnatürlich gewesen, wenn die Lutheraner sich nicht gegen die Remonstrantenherrschaft gesträubt hätten. — Und es wundert uns nicht, daß die kirchlichen Autoritäten dabei eine erste Rolle spielten. Der Magistrat von Friedrichstadt ärgerte sich zu Tode, als im Jahre 1653 der lutherische Pastor sich zum zweiten Male erdreistet hatte, eine von auswärts kommende Proklamation in seiner Kirche von der Kanzel zu verlesen. Die Proklamationen sollten beim Rathaus vorgelesen werden! — Und es war eine faule Ausrede, als der Pastor sich entschuldigte, daß er die Proklamation erst gerade vor der Predigt empfangen hätte. Das galt offenbar einer Proklamation, die dem lutherischen Vorgänger zugeschickt war!

Der Rat ließ sich solche Dinge nicht gefallen und übte deshalb gelegentlich auch einmal einen Kontradruck auf die Lutheraner aus. Und es soll erkannt werden, daß er sich dabei bisweilen auf schlimmere Irrwege verirrt als der widerrechtlich abkanzelnde Pastor. So geschah es einmal, daß ein Mann, der früher die remonstrantische Kirche zu besuchen pflegte, sich in der lutherischen Kirche trauen lassen wollte. Der bedächtigt gewordene Geistliche wollte es nicht tun, wenn der Mann keinen Schein vom Magistrat vorlegen könnte. Und die Herren Räte weigerten sich, einen zu verabreichen!

Aber das achtzehnte Jahrhundert bot ein Gegenstück, in

dem die Lutheraner die Remonstranten wieder überboten. Man machte es Pastor Kiliaan van den Brug recht sauer, weil er den Stadtsekretär und seine Braut in die remonstrantische Gemeinde aufgenommen hatte. Wahrscheinlich gründete sich die Aktion gegen van der Brug auf das städtische Privilegium des Jahres 1640, wo man diesbezüglich liest: „In keinen andren Orten oder Städten in unsren Landen, ohne unsre fernere spezielle Bewilligung predigen, — friedsam leben und niemand, so von ihrer Opinion nicht ist, movieren sollen.“ — Es war jedoch zu toll, dies auf die Remonstrantenstadt selber zupassen zu wollen.

Die Reibereien verliefen augenscheinlich, ohne zu viel Staub aufzuwirbeln. Sie beweisen nur, daß Lutheraner und Remonstranten einander gern einmal ein Schnippchen schlugen und sich in kleinlicher Weise stritten. Es versteht sich, daß man dabei oft Personen und Sachen nicht genügend getrennt hielt und miteinander haderte.

Es ist uns möglich, einmal um die Ecke zu gucken und einen Eindruck von den wirklichen Verhältnissen in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts zu bekommen, der nicht durch offizielle Besänftigung getrübt ist. Wir verdanken diese Möglichkeit den gemüthlichen, häuslichen Briefen, die Pastor Peters seinem Herzensfreunde Nozeman in Holland schrieb. Es folgen hier vereinzelte Notizen aus der Korrespondenz.

„Onkel Nic. Peters ist Deputierter der Gemeinde geworden; der Feind des Remonstrantismus hat die Kandidatur G. Alberts beanstandet.“

„Die Deputierten requestieren beim Statthalter, dem Prinzen von Hessen-Cassel, und befürworteten mit gutem Erfolg die genannte Kandidatur. Wenn die Kommission der Deputierten es nicht getan hätte, würde der remonstrantische Kirchenvorstand es getan haben.“

„G. Albert ist endlich ernannt worden!“ (1779.)

„Albert ist Ratsverwandter geworden.“ (1781.)

Pastor Peters berichtet sub rosa, daß er heimlich dem Statthalter geschrieben habe, daß die Remonstranten dies gern sähen. (Nebenbei teilt er mit, daß die nicht-lutherischen Pa-

storen nun auch Zollfreiheit für ausländische Artikel bekommen hatten.)

Auf diese Weise wurden politische und religiöse Interessen verquickt und politische und geistige Führung zusammengeschweißt. Der „Feind des Remonstrantismus“ bemühte sich, einflußreiche Bürger kaltzustellen, die von der kleinen Stadtkirche in den Vordergrund geschoben wurden, und der Pastor jener kleinen Gemeinde übte indirekt großen Einfluß auf dem Rathause aus. Man fand natürlicherweise im geselligen Leben zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Kirchen die Reflexe jener politischen Reibereien.

Die lutherische Kirche als solche griff in diesen Jahren den Remonstrantismus von andren Seiten an. Der Letztere hatte seine Gemeindeschule gegründet. Peters schreibt darüber in einem Briefe des Jahres 1779: „Ich kann dir als Neues mitteilen, daß mein Kirchenvorstand den Entschluß faßte, eine niederländisch-hochdeutsche Schule zu gründen.“ — (Tideman nennt das Jahr 1771.)

Man hoffte zusammen mit den Mennoniten die Kosten tragen zu können, jedoch fiel es diesen zwei Gemeinden zu schwer. Deshalb wollte man auch Kinder der Lutheraner aufnehmen. Der lutherische Pastor wußte es jedoch dahin zu treiben, daß die Kinder vom achten Jahre an zur lutherischen Kirchschule geschickt werden sollten. Nur wer das doppelte Schulgeld bezahlen wollte, konnte seine Kinder in die Remonstrantenschule schicken.

Im Jahre 1781 hatte Peters das Kind eines remonstrantischen Mannes in Eiderstadt getauft. Natürlich erzürnte das den lutherischen Pastor über die Maßen. Eine remonstrantische Taufe auf lutherischem Boden! Jedoch — — — der Staller hatte dem Vater Erlaubnis gegeben, das Kind taufen zu lassen! Da legte sich der Zorn des Pastors:

Der General-Superintendent bemüht sich um dieselbe Zeit, ein nettes Regulativ für gemischte Ehen durchzuführen.⁹ Man wollte es nämlich dahin treiben, daß Kinder aus gemischten lutherisch-remonstrantischen Ehen lutherisch getauft werden sollten, ebenso wie das in bezug auf die Mennoniten bestimmt

war. Es gelang der Eminenz jedoch nicht, seine Vorschläge durchzuführen und die reformierten und remonstrantischen Eltern behielten ihre alten Rechte. *

Dergleichen Verhältnisse sind veraltet! Seit alle Religionen gleich berechtigt sind, gibt es zwischen den verschiedenen religiösen Gemeinschaften keine offiziellen Angriffe auf die wohlverbürgten Privatrechte der anerkannten Kirche mehr.

Und was das praktische Verhalten der verschiedenen „Religionsverwandten“ in Friedrichstadt betrifft, ach, ein Mensch ist ein unvollkommenes Wesen! — — —

Mir ist es ein Vorrecht, an das dann und wann getrubte, jedoch im großen und ganzen schöne Zusammenarbeiten mit den besten Kräften der lutherischen christlichen Gemeinschaft zurückzudenken, und manche weihevollere Stunde, die ich auf lutherischem und remonstrantischem Territorium mit Geistesverwandten anderer Konfession erlebte, kommt mir wieder in die Erinnerung, wenn ich in Gedanken in dem kirchenreichen Städtlein an der Eider verweile.

* * *

Ich habe die Geschichte von Friedrichstadt und ihrer Religionsfreiheit mit nüchternem Sinn schreiben wollen und demgemäß habe ich die nüchterne Wirklichkeit nicht in idealisierter Gestalt reproduziert. Dem ernstesten, einsichtsvollen Menschen ist solch eine Gestalt doch nur ein Zerrbild ohne die guten Qualitäten der bewußten Karikatur.

Ich betone jedoch mit Vorliebe, daß die eben erwähnte gemeinsame Arbeit auch zu den Tatsachen gehört, die man nicht verschweigen kann, ohne der Wahrheit zu kurz zu tun.

Und am Ende des zweiten Teiles meiner Geschichte gedenke ich dankbar der christlichen Solidarität, die es uns in Friedrichstadt ermöglichte, etwas von jenem mustergültigen Zusammenhalten zu verwirklichen, das durch Konzentration der Kräfte vieles erreicht und das von Humanität, Liebe und zuverlässiger Freundestreue getragen wird.

Paseroean, Java.

1914—1915.

F. Pont.

